

Annan: Assad hat Friedensplan zugestimmt

ch eh. FRANKFURT, 27. März. Der Syrien-Sonderbeauftragte der Vereinten Nationen, Kofi Annan, dringt auf eine schnelle Verwirklichung seines Friedensplanes. Ein Sprecher Annans, der am Dienstag in Peking um die Unterstützung der chinesischen Führung warb, teilte mit, der syrische Machthaber Baschar al Assad habe dem sechs Punkte umfassenden Plan zugestimmt. Dieser sieht unter anderem vor, dass die reguläre Armee aus den Protesthochburgen abzieht und dass Gefangene freigelassen werden. Ferner soll Helfern und Journalisten Zugang zu den umkämpften Regionen gewährt werden, und es soll täglich eine zwei Stunden dauernde Feuerpause geben. Eine Vertreterin des oppositionellen Syrischen Nationalrats äußerte sich zurückhaltend, weil ungewiss sei, ob sich das Assad-Regime an die Vorgaben halte. Sie wies den Plan Annans aber nicht zurück. Die UN erhielten derweil Hinweise, nach denen die syrischen Rebellen auch Kindersoldaten eingesetzt haben sollen. Die UN-Beauftragte für Kinder in bewaffneten Konflikten, Radhika Coomaraswamy, sagte am Montag in New York, ihr lägen entsprechende Informationen vor, die sie bisher aber nicht habe „verifizieren“ können. Jugendliche, die jünger als 16 Jahre sind, als Soldaten einzusetzen, ist durch internationale Konventionen geächtet. *(Siehe Seite 6; Kommentar Seite 8.)*

Heute

Das Fliegergewicht

Hanna Reitsch, die erfolgreichste Pilotin der Geschichte, wurde geliebt und beschimpft. Am Donnerstag wäre sie 100 geworden. **Deutschland und die Welt, Seite 7**

Opfer oder Täter?

Nachdem George Zimmerman den ihm verdächtigen Trayvon Martin gestellt hatte, kam es zu einem Schuss. Erlag der Jugendliche rassistischer Gewalt? Der Polizeibericht lässt an Notwehr denken. **Politik, Seite 3**

Gaza spannt wieder Esel ein
Stromknappheit im Gazastreifen bringt Krankenhäuser an den Rand des Zusammenbruchs, Tankstellen öffnen gar nicht erst. Am Ausbleiben von Treibstoff gibt die Hamas der Fatah die Schuld. **Politik, Seite 6**

Neugierige Arbeitgeber

Mögen bestimmte Fragen in Vorstellungsgesprächen auch verboten sein, manche Unternehmen wollen es trotzdem wissen. Ihr Verlangen nach dem Facebook-Passwort empört in Amerika viele. **Wirtschaft, Seite 16**

Einmal mit Messi messen

Bayern-Star Franck Ribéry ist auf dem Weg zurück zu alter Größe. Die Partie gegen seinen ehemaligen Klub Marseille will er auch dazu nutzen, sein Image in Frankreich aufzupolieren. **Sport, Seite 24**

Die Dompteuse des Lichts

Anita Albus ist die begnadete Schülerin Alter Meister. Von ihnen lässt sie ihre Kunst inspirieren, die allen Moden trotzt und jetzt in einer Ausstellung endlich umfassend gewürdigt wird. **Feuilleton, Seite 25**

Preußens König als Künstler

Friedrich Wilhelm IV. dilettierte ein wenig als Zeichner, vor allem aber hatte er repräsentative Ideen. Von ihnen blieb nicht das große Bild der Monarchie, sondern des Museums. **Geisteswissenschaften, Seite N 3**

Wenn die mal hält!



Brandmauer – Entwicklungspsychologische Umstände führen dazu, dass Jugendliche erst dann richtig Spaß haben, wenn sie Risiken eingehen. Bei manchen bleibt diese No-risk-no-fun-Mentalität bis ins Erwachsenenalter erhalten, worunter dann nicht nur die eigene Unversehrtheit leidet, son-

dern ganze Staaten ächzen, wie das Beispiel Lehman gezeigt hat. Damals fing die Politik an, Brandmauern hochzuziehen, um den finanziellen Flammenfraß einzudämmen. Dass die Brandmauer auf **Seite 9** den pyrotechnischen Kapriolen der Südeuropäer aber standhält, bleibt nur zu hoffen.

Foto Caro

Gauck: Polen ist das europäische Land der Freiheit

Erste Auslandsreise des Bundespräsidenten / Komorowski: Beziehungen immer besser

ul. WARSCHAU, 27. März. Der polnische Präsident Bronislaw Komorowski hat Bundespräsident Gauck in Warschau für die Entscheidung gedankt, Polen zum Ziel seiner ersten Auslandsreise im Amt zu machen. Nach einem gemeinsamen Abendessen am Montag sagte er am Dienstag auf einer gemeinsamen Pressekonferenz, diese Reise sei „zweifellos ein Symbol“ dafür, dass die Beziehungen zwischen Polen und Deutschland „immer besser“ würden. Mittlerweile gehe die Annäherung beider Länder „viel, viel weiter als der Prozess der Versöhnung unserer Völker“. In der polnischen Presse wurde Gauck schon vor seiner Ankunft mit zum Teil enthusiastischen Tönen gefeiert. Schon bei seiner ersten gescheiterten Bewerbung um das Amt im Jahr 2010 hatte

er angekündigt, dass seine erste Auslandsreise ihn nach Polen führen würde.

Gauck knüpfte in Warschau an ein Interview mit der Zeitung „Gazeta Wyborcza“ an, in welchem er unmittelbar vor seiner Reise die Rolle Polens bei der Befreiung Europas von den Diktaturen des sowjetischen Machtbereichs gewürdigt hatte. „Für mich ist Polen das europäische Land der Freiheit“, sagte er. Er sei gern gekommen, denn „ein Liebhaber der Freiheit wird sich immer dort wohl fühlen, wo die Freiheit beheimatet ist“. Komorowski, der wie Gauck zu Zeiten der Diktatur zur antikomunistischen Opposition gehört hatte, griff das Thema auf und erinnerte daran, dass sowohl er als auch sein deutsches Gegenüber die Zeit noch gut in Erinnerung habe, „als es keine Freiheit gab und

wir in unseren Ländern große Anstrengungen unternahmen, damit die Freiheit zum Fundament der deutsch-polnischen Zusammenarbeit wird“.

Spekulationen einzelner polnischer Kommentatoren, Gauck habe nur deshalb nicht Paris zum Ziel seiner ersten Reise gewählt, weil in Frankreich gerade Wahlkampf herrsche, trat der Bundespräsident in Warschau entgegen. Die Entscheidung, nach Polen zu reisen, sei „aus dem Herzen gekommen“. Jetzt hoffe er, dass sich die herzliche Aufnahme und das gute persönliche Verhältnis der beiden Präsidenten „auch auf unsere Völker überträgt“. Gauck ist nach Horst Köhler der zweite Bundespräsident, der Polen zum Ziel seiner ersten Auslandsreise gemacht hat. *(Fortsetzung Seite 2; Kommentar Seite 8.)*

SPD und Grüne: Merkel folgt uns bei Euro-Rettung

Einigkeit über Ausweitung des Kreditrahmens / Linkspartei erwägt Klage gegen ESM

ban./sat./mk. BERLIN, 27. März. Die Führungen der Fraktionen von Union, SPD, FDP und Grünen sind über eine längere Laufzeit des EFSF-Rettungsschirms einig, durch die eine Ausweitung des Kreditrahmens für Krisenstaaten des Euroraumes erreicht werden soll. Nachdem Bundeskanzlerin Merkel (CDU) am Montag von einem Konsens in der CDU-Partei Spitze gesprochen hatte, votierte am Dienstag die Unions-Fraktion bei vier Gegenstimmen dafür, die beiden Rettungsschirme EFSF und ESM eine Zeitlang parallel laufen zu lassen. Die Spitzen der Opposition machten ihre Zustimmung deutlich. Wieder folge Frau Merkel der Auffassung der SPD, äußerte deren Vorsitzender Gabriel. Die Grünen-Fraktionsvorsitzende Renate Künast sagte mit

Blick auf Frau Merkel: „Gegen alle wochen- und monatelangen Beteuerungen tut sie jetzt doch das, was von uns, was aber auch international für notwendig angesehen wurde.“ Uneinig sind sich Koalition und Opposition hingegen weiter über die Ratifizierung des Fiskalpakts.

Am Dienstag war noch unklar, ob und in welcher Form der Bundestag dem Vorhaben zustimmen muss, wonach die Vergabe von etwa 200 Milliarden Euro aus den EFSF-Mitteln bei der Bereitstellung der 500 Milliarden durch den künftigen ESM-Rettungsfonds nicht angerechnet werden soll. Dadurch würde die „Brandschutzmauer“ erhöht. Nach Auffassung der Landesgruppenvorsitzenden der CSU, Gerda Hasselfeldt, und des Parlamentarischen Geschäftsführers der Unions-Fraktion, Alt-

maier, bedarf die mögliche Erhöhung der Finanzhilfen keiner Zustimmung des Bundestages. Der Parlamentarische Geschäftsführer der CSU, Müller, plädierte für einen Entschließungsantrag. Frau Merkel und der CDU/CSU-Fraktionsvorsitzende Kauder versicherten, der Bundestag werde an der indirekten Erhöhung der ESM-Mittel beteiligt werden. Der FDP-Haushaltspolitiker Fricke sprach sich dafür aus, die Erhöhung solle in das Gesetz eingefügt werden.

Die Linke-Fraktion erwägt, gegen den ESM und den Fiskalpakt das Bundesverfassungsgericht anzurufen. Der Vorsitzende der Linke-Fraktion, Gysi, sagte, seine Fraktion wolle in der Sache „mit allen politischen und juristischen Mitteln“ streiten. *(Fortsetzung Seite 2.)*

Schwerer Erdgas-Unfall in der Nordsee

theu. LONDON, 27. März. Nach einem Unfall auf einer Erdgas-Förderplattform vor der schottischen Nordseeküste sind Hunderte von Mitarbeitern in Sicherheit gebracht worden. Schon am Sonntag war auf der Bohrplattform des französischen Konzerns Total ein Leck entstanden, aus dem nach wie vor Gaskondensat austritt. Inzwischen hat die Küstenwache rund um die leckgeschlagene Plattform eine Sperrzone für Flugzeuge und Schiffe eingerichtet. *(Siehe Wirtschaft, Seite 9.)*

Die Kastanien

Von Jasper von Altenbockum

Koalition und Opposition schleichen um den europäischen Fiskalpakt wie die Katze um den heißen Brei. SPD und Grüne haben sich auf eine Gegenleistung für die nötige Zweidrittelmehrheit im Bundestag festgelegt. Sie pochen auf eine Steuer zur Finanzierung von „Wachstumsimpulsen“ in Europa, sprich: für Konjunkturprogramme, und holen damit auf europäischer Ebene nach, was sie an der nationalen Schuldenbremse so schmerzlich vermissen, nämlich eine neue, kompensierende Einnahmequelle. Sie können aber das Argument Finanzminister Schäubles nicht einfach vom Tisch wischen, dass nicht einmal wichtige Eurostaaten derzeit bereit seien, dem zu folgen, was in Deutschland beschlossen werden solle – und welchen Sinn hätte diese Steuer dann noch?

Die Koalition sucht das eine Koppelgeschäft mit einem anderen zu bekämpfen. Sie wollte die Abstimmung über den Fiskalpakt mit der Abstimmung über den ständigen Rettungsschirm ESM verbinden. Das hätte bedeutet, dass SPD und Grüne den ESM ablehnen müssten, wenn sie auf ihren Forderungen zum Fiskalpakt bestehen wollten. Den (erweiterten) Ret-

tungsschirm befürworten sie aber fast geschlossener als die Koalition. Auf diesen Handel, das war klar, wird sich die Opposition nicht einlassen, ohne die Bedingungen hochzuschrauben. Sie hätte sonst wieder einmal Kritik an allen möglichen Details üben dürfen, dann aber trotzdem für Frau Merkel die Kastanien aus dem Feuer geholt, ohne dafür etwas zu bekommen.

Was SPD und Grüne aber bekommen, wenn die Abstimmung über den Fiskalpakt verschoben wird (Steinmeier spricht von Wochen, andere SPD-Politiker und Grüne von Monaten), könnte noch heißer werden als die Kastanien. Dann hat Frankreich einen neuen Präsidenten gewählt, wo die Linke mit François Hollande angetreten ist, den Fiskalpakt zu verhindern. Welchen Rückenwind versprechen sich die „Europaparteien“ Grüne und SPD von einem Sieg Hollands? Gleich einen Sturm? Gewählt worden ist dann auch in Nordrhein-Westfalen, wo eine rot-grüne Regierung bestätigt werden könnte, nicht obwohl, sondern weil die Schuldenbremse in ihrer Welt ein Fremdkörper ist. Und auch Griechenland wird gewählt haben, wo den zu Rettenden die Medizin ihrer Retter zu bitter werden könnte. Ein paar Wochen könnten also darüber entscheiden, ob selbst dem „Kukident-Gebiss“ (Renate Künast) namens Fiskalpakt noch die Zähne ausfallen.

Für die Union geht es ums Ganze

Von Georg Paul Hefty

Die Bundeskanzlerin und CDU-Vorsitzende hat viele Vorbilder vor Augen. Da ist ihr politischer Talentförderer Kohl, der nach eininhalb Jahrzehnten Kanzlerschaft die Stimmung im Lande richtig einschätzte und das Urteil der Wähler auf sich nahm, statt seinen angeblichen Kronprinzen auszuliefern. Da ist ihr Vorgänger Schröder, der nach verlorenem Nordrhein-Westfalen-Wahl das Regieren verloren gab mit der Ausrede, er wolle in Neuwahlen den Stier bei den Hörnern packen. Da sind aber auch die Kanzler Brandt und Schmidt, von denen der erste an seiner eigenen Partei, der zweite hingegen an seinem Koalitionspartner FDP scheiterte. Und auch deren Vorgänger kennt Angela Merkel zumindest aus den Akten: Kiesinger, der Einzige, mit dem sie die Führung einer großen Bundeskoalition gemeinsam hat, gewann die Wahl und verlor dennoch die Macht, weil er auf die FDP hoffte, als die längst woanders war. Erhard geriet nach verlorenem Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen ins Trudeln und wurde von der FDP verlassen, als er sie besonders brauchte. Adenauer schließlich war dem Druck der FDP erlegen, die – anders als die Union – zumindest im Prinzip zwei Koalitionspartner zur Auswahl hatte.

Und Frau Merkel hat auch ihren persönlichen Kalender vor Augen: Bei dem nächsten ordentlichen Wahltermin im Jahre 2013 wird sie 59 Jahre alt sein, zwei Jahre jünger als Schröder und neun Jahre jünger als Kohl bei ihrem jeweiligen Machtverlust. Sie hat also keinen Grund, nach insgesamt acht Jahren Kanzlerschaft die politischen Ambitionen aufzugeben und sich zur Ruhe zu setzen. Also wird sie um ihr Amt kämpfen – unterstützt von der eigenen Partei und von der CSU, die beide keinen anderen glaubhaften Kanzlerkandidaten aufbieten können. Ein Dauerriple wie Strauß oder Stoiber sowie Albrecht und Späth ist weit und breit nicht zu sehen, weder im Osten noch im Westen.

Nicht zuletzt hat die CDU-Vorsitzende den Dauerauftrag ihrer Partei vor Augen. Der beschränkt sich nicht auf die Vorgabe des Grundgesetzes, an der politischen Willensbildung des Volkes mitzuwirken, sondern besteht in dreierlei: regieren, regieren, regieren. Das ist der Auftrag der Mitglieder an ihre Partei wie auch der Wähler an die Gewählten. Im Unterschied zu den kleinen Parteien ist für die Volksparteien ein Oppositionsdasein kein Selbstzweck, sondern nur das Warmlaufen für die nächste Regierungszeit. Daher hat eine CDU-Vorsitzende alles demokratisch Akzeptable und parlamentarisch Mögliche zu unternehmen, um an der Macht zu bleiben oder (wieder) an die Macht zu kommen. Dasselbe gilt für den Vorsitzenden der SPD.

Deutschland ist in einer noch nie dagewesenen Lage. Der Niedergang der Traditionspartei FDP geht mit dem

Aufstieg der personell und programmatisch unüberschaubaren, als Partei noch weitgehend unfertigen Piraten einher. Daneben gibt es eine Partei – die Linke –, die von allen anderen in der Bundespolitik als ungeeignet für eine Koalition angesehen wird. Beide Parteien zusammengerechnet, könnten im künftigen Bundestag deutlich mehr als ein Siebtel der Mandate bekommen, stehen aber für eine Regierungsbildung nicht zur Verfügung oder werden nicht gewünscht.

Berechenbar und zuverlässig bündnisfähig sind also nur drei (unter gesonderter Zählung der CSU: vier) Parteien: Union, SPD und Grüne. CDU und CSU liegen meist (siehe die Amtsjahre ihrer Bundestagspräsidenten) vor der SPD. Aber die SPD hat eine stärkere

Mit Gewissheit stehen der Kanzlerin 2013 allein SPD und Grüne für eine Regierungsbildung bereit.

Verbindung mit den Grünen als die Union, zumindest hat die grüne Basis – bei allen Finessen ihrer Funktionärschicht – eine Vorliebe für die Sozialdemokraten. Damit kann nicht mit aller Selbstverständlichkeit angenommen werden, dass die Grünen einer CDU-Kanzlerkandidatin schon zur Macht verhelfen werden, wenn dies aufgrund des Wahlergebnisses möglich wäre. Ebenso ist in Rechnung zu stellen, dass die Mehrheit der ehemaligen FDP-Wähler zur Union tendiert, andersherum: Käme die FDP wieder auf die Beine, ginge das am meisten wohl zu Lasten von CDU und CSU. Da es für beide Unionsparteien im Wahljahr 2013 ums Ganze geht – gemeinsam im Bund, für die CSU in Bayern –, ist es fraglich, ob ihnen mehr am Aufpäppeln des derzeitigen Juniorpartners liegt oder daran, selbst in eine möglichst starke Position gegenüber anderen potentiellen Koalitionspartnern zu kommen.

Für alle Überlegungen über das richtige Vorgehen besteht ein gewisses Zeitfenster. Es öffnet sich am Abend der nordrhein-westfälischen Landtagswahl und schließt sich mit der Kür des Kanzlerkandidaten der SPD. Je jünger der Kanzlerkandidat ist, umso unwahrscheinlicher ist es, dass die SPD für eine Juniorpartnerschaft in einer großen Koalition zur Verfügung steht – für einen unterlegenen Kanzlerbewerber gibt es nämlich traditionell keinen Platz im Kabinett des siegreichen Rivale. Frau Merks Planung muss daher alles daransetzen – selbst auf Kosten der FDP –, so stark zu sein, dass es für eine Koalition mit den Grünen reicht, und für den Fall einer großen Koalition muss die Union um jeden Preis stärker sein als die SPD. Sonst ist es mit ihrer Kanzlerschaft halb so schnell vorbei wie bei Kohl, dem sie doch seit ihrem offenen Brief in der F.A.Z. ihre Meisterschaft zeigen wollte.

STREIFZÜGE

Hannover

Kinder mit
ins Grab

Auf den friesischen Inseln verwenden Walfänger einst Grabstele



Steinbruch in Indien

Indien exportiert sogar ein Drittel seiner Jahresproduktion nach Deutschland. Gehauen werden viele Grabsteine von indischen Kinderarbeitern unter erbärmlichen Bedingungen, auch wenn verein

zelt Steinmetze durch Klagen versuchen, diese Behauptung Vereinen wie Xertifix aus Freiburg zu untersagen. 150000 Kinder, die jüngsten erst zehn Jahre alt, arbeiten in indischen Steinbrüchen. Offizielle Stellen in Indien sprechen sogar von 300 000 Kindern, die allein in der Provinz Rajasthan in Minen arbeiten, meist in Schuld

knenschaft und Akkordarbeit. Sie müssen bis zu zehn Stunden hinweg am Tag schwere Lasten tragen und atmen Steinstaub ein. Durch den Krach der Schlagbohrmaschinen werden die Kinder früh taub und von Bildung ferngehalten. Ihre Lebenserwartung sinkt deutlich. Den Kampf gegen die Kinderarbeit führte zunächst der Arbeitnehmerflügel der CDU, der zu einem runden Tisch im Bundestag einlud. Nun haben die Linkspartei im Bundestag und die hannoverschen Grünen sich dieses Problems angenommen. Die grüne Ratsfraktion fordert eine Änderung der Friedhofssatzung, die Grabsteine aus ausbeuterischer Kinderarbeit verbietet – die Steinmetze Hannovers begrüßen das. Zwei Landeshauptstädte, München und Saarbrücken, haben ihre Satzungen schon geändert. Rechtlich unkompliziert ist das nicht, da das Vergaberecht nicht für Friedhöfe gilt und Kommunen etwa in Nordrhein-Westfalen nicht zuständig sind. In Bonn setzt die CDU deshalb auf Aufklärung durch ein Faltblatt des Amts für Stadtgrün. In Hannover wird möglicherweise das Landesrecht geändert – die Landesregierung sagte den hannoverschen Grünen zu, das zu prüfen. Kommunalpolitiker sind zudem mit der Bildhauer- und Steinmetzzinnung im Gespräch, wie sie die Aufklärungsarbeit verstärken können. ROBERT VON LUCIUS

Heute

Kurs Kiel

Ihren nächsten Sieg könnte die Piratenpartei im Mai in Schleswig-Holstein erzielen. Ziehen sie in den Landtag ein, könnte es für die Grünen schwierig werden, das Land mitzuregieren. **Politik, Seite 4**

Benedikt XVI. in Kuba

Während einer Messe in Santiago de Cuba hat der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Dionisio Guillermo García, den Papst um Hilfe bei der Lösung der Probleme in Kuba gebeten. **Politik, Seite 5**

Nur Nasenbluten

Im Kraillinger Mordfall bricht der Angeklagte sein Schweigen und gerät in Widersprüche. Die Taten, die ihm zur Last gelegt werden, sind kriminalgeschichtlich einmalig. **Deutschland und die Welt, Seite 7**

DSK unter Anklage

Dominique Strauss-Kahn galt als wahrscheinlicher Nachfolger von Nicolas Sarkozy. Jetzt wurde gegen ihn Anklage wegen „schwerer, organisierter Zuhälterei“ erhoben. **Deutschland und die Welt, Seite 7**

Schüchtern

Der neue Präsident Senegals, Macky Sall, ist ein politischer Ziehsohn des abgewählten Staatschefs Abdoulaye Wade. Allerdings hatte er mit ihm schon vor vier Jahren gebrochen. **Zeitgeschehen, Seite 8**

Freiheitskämpfer

József Kardinal Mindszenty wurde von Nazis und Kommunisten in Ungarn gleichermaßen verfolgt. Heute gedenkt man in seiner Heimat des standhaften, rehabilitierten Kirchenmannes. **Zeitgeschehen, Seite 8**

Republikaner kritisieren Obama

Romney: Alarmierend / Nach dem Mitschnitt des Gesprächs mit Medwedjew in Seoul

rüb. WASHINGTON, 27. März. Die vertrauliche Äußerung Präsident Barack Obamas gegenüber dem scheidenden russischen Staatschef Dmitrij Medwedjew, wonach er erst nach seiner Wiederwahl im November im Streit über die amerikanische Raketenabwehr in Europa „flexibler“ sein könne, ist von maßgeblichen republikanischen Politikern scharf kritisiert worden. Der Wortwechsel Obamas mit Medwedjew zum Ende einer privaten Unterredung war vom eingeschalteten Mikrofon einer Videokamera aufgefangen worden, als Journalisten in den Raum eingelassen wurden. Medwedjew äußerte Verständnis für Obamas Bitte und versprach, die Botschaft an den künftigen Präsidenten Wladimir Putin weiterzuleiten. Die Vereinigten Staaten wollen gemeinsam mit den Partnern in der Nato bis 2020 ein Raketenabwehrsystem in Europa aufbauen, das vor allem gegen Angriffe von Staaten wie Iran schützen soll. Moskaus Verlangen nach Mitsprache beim Aufbau und bei einem möglichen Einsatz des Raketen-schutzschirms, den Moskau als insgeheim gegen Russland gerichtet kritisiert, wird von der Nato bisher abgelehnt.

Der mutmaßliche republikanische Präsidentschaftskandidat Mitt Romney nannte die Äußerungen Obamas „alarmierend und beunruhigend“. Es gebe keinen Spielraum bei den Verhandlungen mit den Russen über die Raketenabwehr in Europa, sagte Romney bei einem Wahlkampfauftritt am Dienstag in San Diego. Es sei unangemessen, dass der Präsident dem amerikanischen Volk nicht sagen wolle, „was er mit Blick auf die Raketenabwehr, auf die Verteidigungsfähigkeit Amerikas, auf unser Bündnis mit Israel und mit Blick auf unsere absolute Überzeugung tun will, dass Iran keine Atomwaffe haben darf“. Der frühere „Sprecher“ des Repräsentantenhauses, Newt Gingrich, der sich ebenfalls um die Präsidentschaft bewirbt, äußerte die Sorge, Obama habe auch anderen Staaten gegenüber Versprechungen gemacht, über die er das Volk und das Parlament im Dunkeln lassen wolle. „Mit welchen anderen Ländern hat er solche Gespräche geführt? Hat er auch den Iranern, den Nordkoreanern und anderen gesagt, lasst mir ein bisschen Zeit bis nach meiner Wiederwahl, dann werde ich uns vollends ausverkaufen?“, sagte Gingrich.

Obama wies die Vorhaltungen am Dienstag zum Abschluss der Konferenz in Seoul zum Kampf gegen den Schmuggel von Nuklearmaterial zurück. „Rüstungskontrolle ist außerordentlich komplex“, sagte Obama vor Journalisten. Es gehe nicht darum, etwas zu vertuschen. „Ich glaube, es ist keine Überraschung, dass man das nicht wenige Monate vor den Wahlen in den Vereinigten Staaten und kurz nach den Wahlen in Russland starten kann“, sagte der Präsident. Fortschritte bei den komplexen Fragen zur Abrüstung erforderten Absprachen mit dem Verteidigungsministerium und mit dem Kongress, um Einvernehmen zu erreichen. „Das derzeitige Umfeld ist für solch sensible Beratungen nicht förderlich“, sagte Obama: „Wir sollten das besser erst 2013 machen.“ Medwedjew lobte am Dienstag das wesentlich bekanntgewordene Gespräch nach Angaben der Nachrichtenagentur Interfax als „mustergültig“. Obama hätte seine privaten Worte ebenso gut öffentlich äußern können. „Es gibt hier überhaupt keine Geheimnisse“, sagte Medwedjew. *(Kommentar Seite 8.)*

Appelle aus Seoul zum Abschluss des Atomgipfels

Obama ruft zu internationaler Kooperation auf / Viel Kritik an Iran und Nordkorea

cag. TOKIO, 27. März. Regierungsvertreter aus 53 Ländern, darunter der amerikanische Präsident Obama und Chinas Präsident Hu Jintao, haben auf dem Weltgipfel zur Vorbeugung von Atomterrorismus über Maßnahmen gegen den Missbrauch von Atommaterial durch Terroristen und Kriminelle beraten. Nach der Atomkatastrophe im japanischen Fukushima nahm auch der bessere Schutz vor Atomanlagen einen hohen Stellenwert ein. Japans Regierungschef Noda sagte am Dienstag auf der Konferenz in Seoul, niemand habe in Japan die Situation vorausgesehen, dass der Ausfall der Stromversorgung nach dem Tsunami im März 2011 die Sicherheit eines ganzen Atomkraftwerks gefährde. Auch Bundesaußenminister Westerwelle setzte sich auf dem Gipfel neben der Sicherung von waffenfähigem nuklearen Material vor Terroristen für den besseren Schutz aller hochradioaktiven Strahlenquellen – einschließlich der Medizintechnik – ein.

Obama rief die teilnehmenden Staaten dazu auf, bei der Vorbeugung vor Atomterrorismus stärker zusammenzuarbeiten. „Die Sicherheit der Welt hängt von unseren Aktionen ab“, sagte der Präsident. Die internationale Gemeinschaft habe zwar Fortschritte bei der Beseitigung von atomarem Material gemacht, doch die Gefahr bleibe groß, dass solches Material in die Hände von Terroristen gerät. „Es würde nicht viel, vielleicht nur eine Handvoll von Material reichen, um Hunderttausende von unschuldigen Menschen zu töten“, sagte Obama und fügte hinzu, das sei keine Übertreibung.

Südkoreas Präsident Lee Myung-bak rief als Gastgeber dazu auf, endlich eine „fundamentale Lösung“ für das Problem zu finden. Dazu gehörten die Reduzierung und am Ende die völlige Beseitigung von überschüssigem Atommaterial, das zum Bau von Atomwaffen benötigt wird. Auch Chinas Präsident Hu Jintao forderte ein internationales Umfeld, in dem Atom-sicherheit einen höheren Stellenwert habe.

Überschattet wurde die Konferenz vom Konflikt mit Iran und Nordkorea. Präsident Obama sieht in der Ankündigung der nordkoreanischen Regierung in Pjöngjang, mit einer Langstreckenrakete im April einen Satelliten ins All zu bringen, einen Versuch, atomwaffenfähige Langstreckenraketen weiterzuentwickeln. Die Regierungen in Südkorea und in Japan haben bereits mitgeteilt, sie erwägen, die



Gesten: Die Regierungschefs Gilani (Pakistan, links) und Singh (Indien) Foto dapd

Rakete abzuschießen, sollte sie ihren Luft-raum verletzen.

Nordkorea, das wie Iran an der Konferenz nicht teilnimmt, bekräftigte trotz der Kritik, die Vorbereitungen für den für Mitte April geplanten Start der Rakete fortzusetzen. Obama hatte zum Auftakt des Gipfels an die Führung in Nordkorea appelliert, „den Mut zum Frieden“ zu haben. Gleichzeitig bekräftigte er, dass das Regime im Falle des Raketenstarts nicht mehr mit Hilfen für die notleidende Bevölkerung rechnen könne. Gemeinsam mit dem südkoreanischen Präsidenten appellierte Obama an China, Druck auf seinen Verbündeten Nordkorea auszuüben und den Raketenstart zu unterbinden.

Teilnehmer der Konferenz wiesen den Vorwurf zurück, Iran und Nordkorea nicht zu der Konferenz eingeladen zu haben. Das Ziel des amerikanischen Präsidenten, bis 2014 alles gefährliche Atommaterial aus dem Verkehr zu ziehen, sei bei weitem noch nicht erreicht, hieß es. So wichtig es sei, die Bestrebungen Irans und Nordkoreas genau zu beobachten, lenke die Debatte darüber doch vom eigentlichen Thema des Gipfeltreffens ab.

Auch Westerwelle kritisierte die Ankündigungen aus Nordkorea. Pjöngjang verstoße damit gegen internationale Vereinbarungen, sagte der Außenminister nach einem Treffen mit seinem südkoreanischen Kollegen. Westerwelle vertrat Bundeskanzlerin Merkel. Im Abschlussdokument wurde auch der Ort für den nächsten Gipfel genannt: Demnach werden die Niederlande 2014 Gastgeber für das dritte Treffen für Nuklearsicherheit.

Nur 60 Zentimeter Wasser in Reaktor zwei

Tepco veröffentlicht erstmals Einzelheiten aus dem Inneren des Kraftwerks Fukushima

cag. TOKIO, 27. März. Der Stand des Kühlwassers des Druckbehälters in Reaktor 2 des havarierten Atomkraftwerks Fukushima ist deutlich niedriger als bislang angenommen. Wie die Betreiber-gesellschaft, die Tokyo Electric Power (Tepco), in Tokio mitteilte, stehe das Wasser in dem Behälter nur 60 Zentimeter hoch. Ein Sprecher des Unternehmens meinte am Dienstag, der niedrige Wasserstand sei vermutlich auf Lecks im Druckbehälter zurückzuführen. Um herauszufinden, wo das Kühlwasser abfließe, seien weitere Untersuchungen notwendig. Gleichzeitig beruhigte der Tepco-Sprecher mit dem Hinweis, dass die Wassertemperatur in Reaktor 2 bei 48,5 bis 50 Grad liege.

Reaktor 2 ist der erste der havarierten Reaktoren, in dem es zur Kernschmelze

gekommen war. Dort hat sich Tepco mit einem Endoskop jetzt ein konkreteres Bild der Lage gemacht. Tepco und die japanische Regierung glauben, dass es in den Reaktoren 1 bis 3 nach dem Ausfall der Kühlwasserpumpen infolge des Erdbebens und des Tsunamis zur Kernschmelze gekommen ist. Das Wasser, das sich am Boden gesammelt hat, sei klar, hieß es weiter. Allerdings seien Ablagerungen zu erkennen. Dabei könne es sich um abgeblätterte Farbe handeln, auch um Rost, sagte der Sprecher von Tepco. Er hielt es für unwahrscheinlich, dass es sich bei den Ablagerungen um Teile von geschmolzenen Kernbrennstäben handle. Das Unternehmen will den Reaktor jetzt weiter untersuchen, um die vielen noch offenen Fragen zu klären.

Mitte Januar hatte Tepco den Reaktor bereits mit einem größeren Endoskop untersucht. Wie hoch der Wasserstand damals gewesen sei, konnte das Unternehmen jetzt nicht sagen. Es teilte aber mit, dass mehr als 120 Tonnen mit Strontium belastetes Wasser aus Lecks im Kühlsystem der Reaktoren 1 bis 3 abgeflossen seien. Ein Teil davon sei auch in den Pazifischen Ozean gelangt. Tepco und Japans Regierung hatten bereits im Dezember behauptet, das Atomkraftwerk in Fukushima befinde sich im Zustand der geregelten, „kalten Abschaltung“. Meldungen über gestiegene Temperaturen oder jetzt auch über niedrige Wasserstände nähren aber Zweifel daran, ob die Lage wirklich so unter Kontrolle ist, wie von Tepco und Regierung immer wieder behauptet wird.

STIMMEN DER ANDEREN

Kirchliche Diplomatie in Kuba

Anlässlich des Besuchs von Papst Benedikt XVI. in Kuba geht „La Vanguardia“ (Barcelona) auf die politischen Möglichkeiten einer solchen Reise ein:

„Die Möglichkeit, dass der Papstbesuch etwas an der Behandlung der Opposition durch das Castro-Regime unmittelbar ändert, ist minimal. Dabei ist Benedikt XVI. sich durchaus bewusst, dass die Kirche in der politischen Entwicklung Kubas eine immer wichtigere Rolle spielt. Die Kirchenführer auf der Insel hatten maßgeblichen Anteil daran, dass 126 politische Gefangene freigelassen wurden, von denen viele in Spanien aufgenommen wurden. Der Vatikan geht davon aus, dass solche Kontakte mit dem Regime wirkungsvoller sind als eine offene Unterstützung der Opposition. Daher hat der Papst auch keine Treffen mit Regimegegnern vorgesehen.“

Das geknechtete Land

Die „Nürnberger Zeitung“ blickt auf die Lage im Gastgeberland:

„Nach dem eher heiteren Auftakt seiner Mittelamerikareise in Mexiko wurde Benedikt XVI. gestern mit der bitteren Realität eines geknechteten Landes konfrontiert. Schon bevor der Papst in Kuba landete, gab es Meldungen über Festnahmen von Dissidenten und Bettlern. Offenbar hat aber der Heilige Stuhl die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass Kuba eines absehbaren Tages in die Weltgemeinschaft zurückkehrt und die Menschen der Karibikinsel aus den Umklammerungen eines Regimes entlassen werden, das ein letztes Überbleibsel des Kalten Krieges ist.“

SPD in paradoxer Lage

Die „Neue Zürcher Zeitung“ beleuchtet nach der Landtagswahl im Saarland die Lage der SPD:

„Allen Grund zur Ernüchterung haben die Sozialdemokraten. Sie sind in einer paradoxen Lage. Einerseits stellen sie fest, dass sie eine Mehrheit links der Bürgerlichen anführen. Andererseits sind SPD, Grüne, Piraten und Linkspartei in dieser Heterogenität kaum regierungsfähig. Dass es bei den Bundestagswahlen von 2013 für Rot-Grün allein reicht, wird immer unwahrscheinlicher. Den maroden rot-grünen Kahn durch Zuzug der Piraten vom flotten Dreimaster aufzutakeln, erscheint grotesk, dazu sind die Piraten zu unerfahren und zu unerprobt. Doch die SPD schließt auf Bundesebene eine rote Koalition mit der Linkspartei genauso aus, wie der saarländische SPD-Chef Maas sie ausgeschlossen hat. Damit verunmöglicht sie, dass die real existierende linke Mehrheit in Deutschland regieren kann.“

Antwort auf Postdemokratie

„Die Presse“ (Wien) beschäftigt sich mit der Piratenpartei:

„Worin ist das Unbehagen im Parteienstaat begründet, das vor allem jungen Menschen die Piraten als attraktive Alternative erscheinen lässt? Der linke britische Politikwissenschaftler Colin Crouch hat vielleicht eine Antwort parat. Crouch vertritt die These, dass wir längst in einer Epoche der ‚Postdemokratie‘ leben. In einer Postdemokratie werden zwar nach wie vor Wahlen abgehalten, aber der Wahlkampf selbst wird von konkurrierenden Teams professioneller PR-Experten so stark

beeinflusst, dass er ‚zu einem reinen Spektakel verkommt, bei dem man nur über eine Reihe von Problemen diskutiert, die die Experten zuvor ausgewählt haben‘. Klingt vertraut, oder? . . . Die Piraten füllen trotz ihrer erschreckenden Unbedarftheit offenbar ein Vakuum und schaffen ein Ventil für Politikerverdrossenheit. Der Parteienstaat, wie wir ihn bisher gekannt haben, ist am Ende. Ob freilich die Piraten die Antwort auf eine renovierungsbedürftige politische Architektur sind, darf bezweifelt werden. Zu hoffen ist aber, dass der Erfolg der Piraten Anstoß zu demokratiepolitischen Debatten gibt. Wenn das der Internetgeneration bloß nicht zu öd ist.“

Der gute Liberalismus

Die Zeitung „Kurier“ (Wien) beschäftigt sich mit der FDP:

„Nach der Niederlage im Saarland scheint das Ende der FDP gekommen. Das ist schade, denn das bedeutet eine Gefahr für den politischen Liberalismus in unserem Sprachraum. In Deutschland waren die Erben der Aufklärung stets erfolgreicher als in Österreich. Hierzulande tat sich der Liberalismus immer schwer. Jetzt wird die Parteienlandschaft auch bei uns immer bunter, die allgemeine Verwirrung wird größer, da werden liberale Grundsätze noch mehr fehlen: das klare Bekenntnis zum Rechtsstaat, die Marktwirtschaft, die Freiheit des Einzelnen, aber auch die Verantwortung des Individuums. Mit Grundsätzen alleine lassen sich keine Wahlen gewinnen, mit Stabilität schon eher. Die Prinzipien des Liberalismus halten unseren Staat noch aufrecht, auch wenn uns das nicht täglich bewusst ist.“

Fortsetzung von Seite 1

„Polen ist das Land der Freiheit“

Die polnische Presse hat auf die Geste des Präsidenten mit auffallend positiven Kommentaren reagiert. Schon in den Wochen vor Gaucks Wahl trugen Artikel über seine Kandidatur selbst in der sonst deutschlandkritischen „Rzeczpospolita“ Überschriften wie „Die Deutschen können es“. Kommentatoren hielten dem Kandidaten zugute, dass er – wie der überwiegende Teil der polnischen Elite – aus der antikommunistischen Opposition stammt und dass er als Leiter der Stasi-Unterlagenbehörde eine aus polnischer Sicht überaus strenge Abrechnung mit der Diktatur möglich gemacht habe. Dabei wurde ihm sogar verziehen, dass er gelegentlich an der Seite der in Polen geführten deutschen Vertriebenenpolitikerin Erika Steinbach (CDU) aufgetreten ist.

Unmittelbar vor Gaucks Ankunft in Warschau wurden die positiven Kommen-

tare geradezu enthusiastisch. Die Zeitung „Pol ska“ bezeichnete Gauck als den „neuen Moses des deutschen Volkes“ und ließ die Behauptung folgen, viele bezeichneten ihn schon als den „deutschen Václav Havel“. Selbst die sonst strikt deutschlandfeindliche nationalklerikale Presse fand überraschende Superlative. Die Zeitung „Nasz Dziennik“, die mit dem fundamental-katholischen Sender „Radio Maryia“ verbunden ist, schrieb, Gauck sei das schiere Gegenteil des früheren Bundeskanzlers Schröder (SPD), der immer nur die Interessen Moskaus und des russischen Staatsmonopolisten Gasprom im Sinn gehabt habe. Zum ersten Mal seit Kaiser Otto III., der vor 1012 Jahren laut manchen Quellen den polnischen Herzog Boleslaw Chrobry zum ersten König Polens erhoben hat, stehe nun ein „authentischer Freund Polens“ an der Spitze des deutschen Staates.



High Noon: Gauck und Komorowski mit Solidarnośćplakat von 1989

Foto Reuters

Fortsetzung von Seite 1

SPD und Grüne: Merkel folgt uns

Am Dienstagvormittag sprach Finanzminister Schäuble (CDU) mit den Vorsitzenden der Fraktionen von Union, SPD, FDP und Grünen. Dabei ging es um die Frage, wann der EU-Fiskalpakt durch den Bundestag ratifiziert werden und das ESM-Vertragsgesetz verabschiedet werden solle. SPD und Grüne verlangen mehr Zeit zur Vorbereitung als geplant. Der SPD-Fraktionsvorsitzende Steinmeier sagte nach dem Gespräch mit Schäuble, es habe sich nicht um Verhandlungen gehandelt, sondern um eine „erste Kontaktaufnahme“. Er gehe davon aus, dass die nächste Runde bei der Kanzlerin stattfinde, dann werde auch über den Zeitplan geredet. Steinmeier sagte, der von der Regierung vorgelegte Zeitplan, der Bundestag solle am 25. Mai abschließend entscheiden, sei zu anspruchsvoll, um die offenen Fragen zu klären. Er schlug eine Verschiebung um einige Wochen vor. „Damit wären wir immer noch die Ersten in Europa“, sagte er. Der Grünen-Fraktionsvorsitzende Trittin verwies darauf, ein Fiskalpakt ergebe nur Sinn, wenn er parallel auch in Paris verabschiedet werde: „Die Frage, wer künftig in Frankreich regiert, spielt eine zentrale Rolle.“ Die Entscheidung über den künftigen französischen Präsidenten fällt Anfang Mai. In der SPD wurde darauf verwiesen, Frankreich werde den Fiskalpakt ohnehin frühestens im September ratifizieren.

Die Opposition erwartet, dass in einem weiteren Gespräch mit Frau Merkel neben dem Zeitplan auch konkrete Arbeitsaufträge besprochen werden. So könne es unterschiedliche Arbeitsgruppen zu den Themen Wachstum und Beschäftigung sowie zur Beteiligung der Finanzmärkte geben. Zwar habe Schäuble gesagt, eine Finanzmarkttransaktionssteuer sei derzeit auch im Euroraum

nicht durchsetzbar. Steinmeier sagte aber, noch sei „nicht aller Tage Abend“.

Am Montagabend hatten sich die Parlamentarischen Geschäftsführer von Union, SPD, FDP und Grünen auf einen Gesetzentwurf über die Beteiligungsrechte des Bundestages bei Euro-Rettungshilfen aus dem EFSF-Rettungsschirm verständigt. Einzelheiten des ursprünglichen Gesetzes, welche die Einsetzung eines aus neun Bundestagsabgeordneten bestehenden Gremiums und dessen Zuständigkeiten betrafen, waren vom Bundesverfassungsgericht verworfen worden. Die Absprache der Fraktionen orientiert sich – wie dies der Parlamentarische Geschäftsführer der CDU/CSU-Fraktion, Altmaier, sagte – „eins zu eins“ an der Entscheidung des Verfassungsgerichts. Danach werden die Zuständigkeiten des „Neuner-Gremiums“ auf Ankäufe von Staatsanleihen durch die EFSF am Sekundärmarkt beschränkt. Zudem sollen – verteilt nach Fraktionsstärke – nicht nur neun Abgeordnete in das Gremium gewählt werden, sondern auch neun Stellvertreter. Diese Erweiterung ermöglicht es auch den Fraktionen, die nur über ein ordentliches Mitglied im Gremium verfügen, neben einem Haushaltspolitiker noch einen Europa-Politiker zu entsenden. Offen ist noch, ob diese Absprache auch für die Mitwirkungsmöglichkeiten des Bundestages beim ESM gelten soll.

Iren stimmen am 31. Mai ab

DUBLIN, 27. März (dapd). Die Iren sollen am 31. Mai in einem Referendum über den Fiskalpakt abstimmen. Dieses Datum gab Außenminister Eamon Gilmore am Dienstag in Dublin bekannt. Er äußerte sich zuversichtlich, die Zustimmung der Bevölkerung zu dem Vertrag zu erhalten.

Ein schwerer Schlag für die CDU

Das „Darmstädter Echo“ widmet sich den Konsequenzen der Oberbürgermeisterwahl in Frankfurt:

„Die völlig verquere Flughafenpolitik des Landes hat Peter Feldmann in den Römer getragen. Und weil sein triumphaler Erfolg eben auch landespolitische Ursachen hat, ist der Machtwechsel in Frankfurt ein schwerer Schlag für die gesamte hessische CDU. Gut anderthalb Jahre vor dem nächsten Wahltermin wird Ministerpräsident Bouffier ausgelagert und orientierungslos, während die SPD plötzlich wieder weiß, dass sie im Rhein-Main-Gebiet Wahlen gewinnen kann.“

Ein sichtbares Zeichen

Die „Volksstimme“ (Magdeburg) schreibt zum Besuch des Bundespräsidenten in Polen:

„Joachim Gauck ist noch keine Woche im Amt und reist zum ersten Auslandsbesuch nach Polen. Der Bundespräsident setzt damit ein Zeichen. Die deutsch-polnischen Beziehungen sind keineswegs so fest, dass sie nicht zu erschüttern wären. Nach wie vor schlägt die Vergangenheit durch auf die Gegenwart. Und es bedarf von deutscher Seite recht wenig, um Ressentiments zu wecken. Das hatten die Personalie Steinbach und der Streit über Stiftung ‚Flucht, Vertreibung, Versöhnung‘ gezeigt. Umso wichtiger ist die Geste Gaucks, zuerst in das östliche Nachbarland zu reisen. Solchen Bekräftigungen des Willens zur guten Partnerschaft wird in Polen viel Aufmerksamkeit geschenkt. Allerdings reicht es nicht, dass Gauck damit den Fortschritt der Beziehungen bekundet, wenn die Verbindung zwischen den Bürgern viel enger sein könnte.“

WASHINGTON, 27. März
Sybrina Fulton und Tracy Martin sind seit gut einer Woche in Washington präsent – als maßgebliche Stimmen in der jüngsten nationalen Debatte über rassistische Vorurteile, Gewaltverbrechen und Waffengesetze. Am Dienstag waren sie nicht nur im übertragenen Sinn in Washington, sonder nahmen im Kapitol an einer Anhörung des Justizausschusses des Repräsentantenhauses teil: über rassistische Vorurteile, Gewaltverbrechen und Waffengesetze. Die Anhörung sollte zur Aufklärung der Hintergründe des Todes ihres Sohnes Trayvon Martin beitragen. Beantragt hatte die Anhörung die demokratische Abgeordnete Federica Wilson aus Florida. Zu ihrem Wahlbezirk gehört das historische Kerngebiet schwarzer Siedlungsgebiete in Südfloida.

Das Städtchen Sanford, etwa 30 Kilometer nordöstlich von Orlando in Zentralflorida gelegen, gehört nicht zu ihrem Wahlkreis. Aber Trayvon Martin, der 17 Jahre alte Schüler, der am 26. Februar in der Siedlung „The Retreat at Twin Lakes“ in Sanford erschossen wurde, ging zuletzt in Federica Wilsons Wahlkreis im Norden von Miami zur Schule. An jenem Sonntagabend Ende Februar war er bei einem Freund seines Vaters in Sanford, weil er wegen Spuren von Marihuana in seiner Schultasche von der Schule in Miami suspendiert worden war. Ob es sich bei der Bluttat um einen tragischen Unfall, Notwehr oder um ein rassistisch motiviertes Hassverbrechen handelt, ist Gegenstand einer erhitzten nationalen Debatte, die fast täglich von neuen Enthüllungen, Einlassungen und Einschätzungen vorangetrieben wird.

Am Abend des 26. Februar war Trayvon Martin zu Fuß unterwegs, obwohl man sich zu dieser Tageszeit und bei Nieselregen in der privaten Siedlung „The Retreat at Twin Lakes“ allenfalls mit dem Auto bewegt. Er befand sich auf dem Rückweg zum Haus des Freundes seines Vaters. In einer nahegelegenen Tankstelle hatte er eine Packung „Skittles“-Kaubonbons und einen Becher Eistee gekauft. Um sich gegen den Regen zu schützen, hatte Trayvon Martin die Kapuze seines Kapuzenpullovers auf den Kopf gezogen.

Das alles kam George Zimmerman verdächtig vor. Der 28 Jahre alte Zimmerman, Sohn eines weißen Amerikaners und einer hispanischen Mutter, ist Angehöriger einer Art Bürgerwehr in der Siedlung – manche sagen, Zimmerman sei der einzige Angehörige dieser Bürgerwehr. Jedenfalls hat er eine Waffe und den erforderlichen Waffenschein dazu. Mit seinem Privatwagen patrouilliert er oft durch die Siedlung, und mehr als einmal hat er die Polizei wegen mancherlei verdächtigen Vorfällen benachrichtigt, etwa wenn mitten in der Nacht eine Garage oder eine Haustür offensteht. Wie es heißt, hat Zimmerman schon oft falschen Alarm ausgelöst.

Auch am Abend des 26. Februar ist Zimmerman auf Patrouille, schöpft Verdacht und ruft die Notrufnummer 911 an. Er will „einen wirklich verdächtigen Typen“ erspäht haben, „der etwas im Schild führt oder auf Drogen ist oder sowas“. Zimmerman missachtet die Aufforderung der Notrufzentrale, den Verdächtigen nicht zu verfolgen, und fährt in seinem Auto hinter Trayvon Martin her. Irgend-

Mit dem Porsche in die Staatsaffäre

Prager Seilschaften: Mehr als nur ein Korruptionsfall / Von Karl-Peter Schwarz

WIEN, 27. März. Am Vormittag des vergangenen Freitags fuhr in Prag ein Porsche Cayenne auf einen Volvo auf, der vor einer roten Ampel hielt – es war ein in einer Großstadt alltäglicher Unfall. Aber als die Lenkerin des beschädigten Autos ausstieg, gab der Porsche-Fahrer Gas, fuhr sie nieder und ließ die Frau schwer verletzt liegen. Er wurde erst einige Kilometer weiter von einem Polizeiwagen gestoppt. Der Alkoholttest ergab 2,2 Promille. Offenbar hatte der Fahrer zudem Kokain konsumiert. All das hätte eigentlich gereicht, um den Mann sofort festzunehmen. Doch die Polizisten ließen ihn auf freiem Fuß – nach Angaben einer Polizeisprecherin, weil er gut kooperiert habe.

Der verantwortliche Arzt in dem Krankenhaus, in das die Polizei ihn zur Ausnüchterung gebracht hatte, berichtete indes das Gegenteil: Roman Janoušek habe eine Blutabnahme verweigert, habe trotz Verbotes mit seinem Handy telefoniert und überhaupt so getan, als gehe ihm der Vorfall nicht zu Herzen. Dem Arzt fiel auf, dass die Polizisten Janoušek ungewöhnlich zuvorkommend behandelten; die in solchen Fällen obligatorischen Handschellen hätten sie ihm nicht angelegt.

Es dauerte zwei Tage, bis der Polizeipräsident reagierte. Der Staatsanwalt wurde eingeschaltet, gegen Janoušek wurde Anklage erhoben, gegen die betroffenen Polizisten wurde eine Untersuchung eingeleitet. Am Dienstag trat dann der stellvertretende Polizeichef der tschechischen Hauptstadt zurück. Dabei hätten sich die Prager Polizisten diesen Ärger ersparen können, wenn sie Zeitung gelesen hätten: Dann hätten sie gewusst, dass sie es nicht mehr nötig gehabt hätten, dem Mann eine Sonderbehandlung zukommen zu lassen, den die tschechischen Medien nach dem Böse-

wicht der Harry-Potter-Romane als „Lord Voldemort“ von Prag bezeichneten.

Wenige Tage vor Janoušeks Unfall hatte die Prager Tageszeitung „Mlada Fronta Dnes“ damit begonnen, die Abhörprotokolle von Telefongesprächen zu veröffentlichen, die er vor vier Jahren mit dem damaligen Oberbürgermeister Pavel Bem und einem hohen Magistratsbeamten geführt hatte. Sie bestätigten, was fast jeder in Prag ahnte und viele wussten: Bem und Janoušek waren das Haupt einer Seilschaft, die mit dem Zwei-Milliarden-Euro-Budget der Stadt umging, als sei es ihr Privateigentum. Nicht im Rathaus, sondern in einem von Janoušek gemieteten Zimmer wurden die Entscheidungen über Flächenwidmungspläne, Grundstücksgeschäfte, die personelle Besetzung der Schlüsselpositionen im Magistrat und in der staatlichen Krankenversicherungsanstalt VZP gefällt. Durch Vermittlung Bems, damals noch stellvertretender Vorsitzender der konservativen ODS, nahm Janoušek zudem Einfluss auf die tschechische Innenpolitik. Gegenüber seinen Partnern war er immer sehr großzügig: Er beschenkte Politiker und Beamte mit Ski-Ausrüstungen und teuren Uhren, kümmerte sich um das Image Bems in den Medien und organisierte ihm eine Mount-Everest-Expedition. Als „Mlada Fronta Dnes“ mit ihrer Enthüllungsserie begann, war Janoušek gerade von einem Urlaub auf den Seychellen zurückgekehrt. Bergfreund Bem hält sich zur Zeit in Georgien auf.

Von Tiflis aus gab er bekannt, dass er seine Mitgliedschaft bei der ODS „vorübergehend“ suspendiere. Der ODS-Vorsitzende und tschechische Ministerpräsident Petr Nečas hatte ihm das als Minimalforderung dringend nahegelegt. Nečas hatte die Führung der Partei mit dem Ver-

sprechen übernommen, den korrupten Sumpf trocken-zulegen, beginnend mit der Hauptstadt: Bem verlor vor zwei Jahren das Amt des Oberbürgermeisters und den stellvertretenden ODS-Vorsitz. Auf sein Parlamentsmandat will er aber nicht verzichten. Er werde „bis zum letzten Atemzug“ kämpfen, kündigte Bem an, er werde sich nie damit abfinden, dass private Gespräche eines „unbescholtenen Bürgers“ überwacht würden und dass „gesetzwidrig veröffentlichte Aufzeichnungen“ für Spekulationen herhielten, die als wahr dargestellt würden.

Tatsächlich ist neben dem ungewöhnlichen Verhalten der Polizei und der innigen Kommunikation Bem/Janoušek die Abhöraktion das dritte Element einer Affäre, bei der es nicht nur um individuell begangene Straftaten geht, sondern um den Rechtsstaat als solchen. Fest steht, dass die Abhöraktion vom tschechischen Nachrichtendienst BIS mit richterlicher Genehmigung durchgeführt wurde. Aber wer hat sie angeordnet? Der damalige ODS-Ministerpräsident Mirek Topolánek bestreitet, den Auftrag erteilt zu haben, er habe das Protokoll nie zu Gesicht bekommen. Angeblich hat es auch die Polizei nicht erhalten, denn sonst hätte sie Ermittlungen schwerlich vermeiden können.

Stattdessen tauchte es zwei Jahre nach der Abhöraktion bei der privaten Sicherheitsagentur ABL auf. Deren Eigentümer Vit Barta gründete kurz darauf seine eigene Partei namens „Öffentliche Angelegenheiten“ (VV), mit der er nach einem Antikorruptions-Wahlkampf 2010 ins Parlament kam und sich der konservativen Koalition von ODS und der liberalen TOP 09 des Außenministers Karel Schwarzenberg anschloss. Sammelte Barta Material, um es gegebenenfalls im politischen Ränkespiel auszuspielen zu können? Und wie kam der Nachrichtendienst dazu, ihm das Protokoll auszuhändigen? Bot Barta mehr als andere Interessenten? Es sieht so aus, als sei das Ende des Tandems Bem/Janoušek noch lange nicht das Ende dieser Staatsaffäre.

Ein Toter, ein Täter und viele Fragen

Der Fall des Ende Februar in Florida von einem Weißen erschossenen schwarzen Jugendlichen Trayvon Martin bewegt die Vereinigten Staaten: War es ein rassistisches Verbrechen? War es Notwehr? Ermittelt die Polizei richtig? Auch Präsident Obama hat sich eingemischt. *Von Matthias Rüb*



Forderung nach Gerechtigkeit: In Washington erinnern schwarze Mitarbeiter des Kongresses an Trayvon Martin, am Tatort in Florida erinnern Spielzeug und Blumen an den Teenager, in Los Angeles wird mit einem Obama-Zitat dagegen protestiert, dass der Täter auf freiem Fuß ist, und in Sanford leisten die Bürgerrechtler Al Sharpton (links) und Jesse Jackson (dritter von links) den Eltern des Opfers Beistand (die Mutter verdeckt hinter Jackson, der Vater rechts neben ihm).



Fotos AP, AFP, Reuters, dpa

Floridas republikanischer Gouverneur Rick Scott hat dem eigentlich zuständigen Staatsanwalt den Fall entzogen und die prominente Strafverfolgerin Angela Corey aus Miami mit der Fortsetzung der Untersuchungen beauftragt.

Zudem setzte Scott eine Kommission ein, die die Folgen des sogenannten „Stand Your Ground“-Gesetzes in Florida untersuchen soll. Dieses „Weiche nicht zurück“-Gesetz wurde 2005 vom damaligen republikanischen Gouverneur Jeb Bush –

shop at store.zegna.com



BERLIN DÜSSELDORF FRANKFURT HAMBURG MÜNCHEN WIEN ZÜRICH

Ermenegildo Zegna

Passion for Details

Inland in Kürze

Koalitionsverhandlungen beschlossen – Nach der Landtagswahl im Saarland haben die Führungsgremien von CDU und SPD einstimmig die Aufnahme von Koalitionsverhandlungen beschlossen. Die CDU-Landesvorsitzende und Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer kündigte zügie, aber gründliche Verhandlungen an: „Sorgsam ja, aber nicht bummeln.“ Das Bündnis solle schließlich fünf Jahre halten. Auch der SPD-Vorsitzende Heiko Maas will rasch Koalitionsverhandlungen aufnehmen, „aus einer machtvollen Position“. Am Sonntag hatte die CDU mit 35,2 Prozent die Landtagswahl gewonnen, die SPD kam mit 30,6 Prozent auf Platz zwei. (holl.)

Röttgen ist Direktkandidat – Bundesumweltminister Norbert Röttgen (CDU) ist am Montagabend im Wahlkreis Bonn I zum Direktkandidaten für die Landtagswahl am 13. Mai in Nordrhein-Westfalen gewählt worden. Röttgen, der seine Partei als Spitzenkandidat in die Wahl führt, erhielt 201 von 219 abgegebenen Stimmen. Bei der Landtagswahl 2010 war der Wahlkreis von der SPD gewonnen worden, fünf Jahre davor hatte die CDU sich dort durchgesetzt. (reb.)

Polizeireform im Südwesten – Die grün-rote Landesregierung in Baden-Württemberg hat beschlossen, die Zahl der Polizeidirektionen zu reduzieren und die Struktur der Polizei zu reformieren. Statt 37 Polizeidirektionen soll es von 2014 an nur noch zwölf Polizeipräsidien geben. Innenminister Gall (SPD) sagte, Ziel sei es, mehr Beamte auf die Straße zu schicken. Fortan verfügt nicht mehr jeder Stadt- und Landkreis über eine eigene Polizeidirektion, sondern mehrere Landkreise teilen sich ein regionales Polizeipräsidium. Die Zahl der Polizeireviere bleibt unverändert. Der CDU-Fraktionsvorsitzende Hauk sagte, die Polizeipräsenz im ländlichen Raum werde geschwächt, mit der Reform schaffe man „zentralisierte Mammutbehörden“. (rso.)

Klage gegen Privatschulfinanzierung – Drei Oppositionsfraktionen im Sächsischen Landtag, Linke, SPD und Grüne, reichen an diesem Mittwoch eine Normenkontrollklage beim Sächsischen Verfassungsgerichtshof ein. Sie sehen die Kürzungen bei der staatlichen Finanzierung freier Schulen als verfassungswidrig an. Mit dem Doppelhaushalt 2011/2012 hatte die Koalitionsregierung von CDU und FDP die Zuschüsse für freie Schulen gekürzt und die Gründung neuer freier Schulen erschwert. Die Kläger sehen dadurch deren Existenz bedroht und Kinder aus Familien mit niedrigem Einkommen benachteiligt.(P.S.)

Schuldenbremse in Hamburg – Auch in Hamburg wird die Schuldenbremse in die Landesverfassung aufgenommen. Darauf verständigten sich SPD-, GAL- und FDP-Fraktion, die zusammen über eine Zweidrittelmehrheit in der Bürgerschaft verfügen. Nach dem Entwurf sind neue Schulden von 2020 an ausgeschlossen, ausgenommen sind Reaktionen auf besondere Unglücke und Konjunkturschwächen. Wann ein Notfall vorliegt, soll die Bürgerschaft entscheiden – mit Zweidrittelmehrheit. (F.P.)

„WM-Planer“ vor Gericht – Das Berliner Kammergericht hat auf Revision der Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen drei NPD-Funktionäre an das Landgericht zurückverwiesen, in dem diese sich wegen Beleidigung und Volksverhetzung zu verteidigen hatten. In einem „WM-Planer“ für die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 hatten die NPD-Männer ein Bild des schwarzen Nationalspielers Owomoyela mit dem Slogan versehen: „Weiß – nicht nur eine Trikotfarbe! Für eine echte Nationalmannschaft“. Das Amtsgericht hatte Bewährungsstrafen ausgesprochen, doch das Landgericht hatte die Angeklagten freigesprochen. (mk.)

Keine OLG-Fusion in Rheinland-Pfalz

holl. MAINZ, 27. März. In Rheinland-Pfalz wird es bei der geplanten Justizstrukturreform keine Zusammenlegung der beiden Oberlandesgerichte in Koblenz und Zweibrücken geben. Die rot-grüne Landesregierung von Ministerpräsident Kurt Beck (SPD) folgt damit den Empfehlungen einer unabhängigen Kommission von Fachleuten. Das im September nach einer

Lahme Piratenjäger in Berlin

Nach langer Debatte hat die EU beschlossen, den Kampf gegen Seeräuber auf die Küste Somalias auszuweiten. Doch Deutschland zögert.

Von Stephan Löwenstein

BERLIN, 27. März. Am Freitag klang die Bundesregierung noch sehr forsch. Da stimmte sie in Brüssel einer Erweiterung des Anti-Piraterie-Mandats der Europäischen Union zu, und Außenminister Guido Westerwelle wurde mit den Worten zitiert: „Es ist richtig, dass robust gegen Piraten, ihre Waffen, ihre Gewalt vorgegangen wird.“ Es könne nicht hingenommen werden, dass die EU-Kräfte machtlos seien, sobald die Piraten mit ihren Waffen den Strand betreten. „Es ist unsere nationale Verpflichtung, dass unsere Staatsbürger, die in der Seefahrt auch für den Handel in der Welt sorgen, geschützt werden.“

Ein zügiger Zeitplan wurde ins Auge gefasst, um die neuen Regeln in ein Mandat für die – notwendige – Zustimmung des Bundestages zu gießen. Nun ist der Eifer der deutschen Piratenjäger an der Heimatfront spürbar erlahmt. Auf der Tagesordnung für die Kabinettsitzung an diesem Mittwoch steht das Thema nicht. Die Regierung will das Mandat am 18. April beschließen. In der folgenden Woche könnte es in den Bundestag eingebracht werden. Die Abstimmung würde in den Mai geschoben.

Man habe keine Eile, wurde Verteidigungsminister Thomas de Maizière (CDU) von Fachpolitikern der Union ver-

Bundesland in Sicht

Die Piraten wollen in Schleswig-Holstein ohne Inhalte siegen / Von Frank Pergande

KIEL, 27. März. Ihren nächsten Sieg nach den Wahlen in Berlin und dem Saarland könnte die Piratenpartei am 6. Mai in Schleswig-Holstein erzielen. Jüngste Umfragen sehen die Partei bei fünf Prozent und mehr. Bei den Landtagswahlen 2009 hatte sie nur 1,8 Prozent der Stimmen erhalten. Angespornt von den Umfragewerten will der im Dezember 2007 gegründete Landesverband nun den Erfolg der Saarland-Wahl wiederholen. Im Stil bleibt die knapp 650 Mitglieder starke Partei dabei ihrem Ruf treu: Der Vorstand trifft sich nicht persönlich zu Sitzungen, sondern virtuell im Internet – über eine Software für Sprachkonferenzen.

Unter der Losung „Klarmachen zum Ändern“ führen die Piraten einen Wahlkampf, der angeblich „mehr Inhalt“ bieten soll. Davon ist allerdings nicht viel zu sehen. Zwar treffen sich die Piraten zu „Stammtischen“ und zu einer „Wirtschaftskonferenz“ mit antikapitalistischer Ausrichtung. Ansonsten aber bleibt es bei einer Plakatkampagne, die Schafe beim Liebesakt zeigt: „Wir sind Romantiker – schonende Landwirtschaft statt industrieller Massenproduktion“, steht dort. Das ist in gewisser Weise konkret, andere Forderungen klingen hingegen diffuser: „Echte Mitbestimmung“ etwa, „Insulaner brauchen ein Zuhause“ oder „Ich will so leben, wie ich bin“.

Der Landesvorsitzende der Partei heißt Hans-Heinrich Piepgras und ist – utypisch für diese angeblich junge Partei – fünfzig Jahre alt. Auf der Landesliste steht er allerdings nur auf Platz sieben. Spitzenkandidat ist sein Stiefsohn Torge Schmidt, Jahrgang 1988, der beruflich mit regenerativen Energien zu tun hat. Schmidt sieht sich vor allem als Liebhaber von Computerspielen: „Ich bin Gamer und spiele hauptsächlich RPGs und Strategiespiele.“ Seine Motivation: „Ich versuche mein Möglichstes, die Welt so zu gestalten, wie ich sie gerne hätte.“

heftigen Debatte und Protesten in Koblenz eingesetzte Gremium unter Leitung des früheren rheinland-pfälzischen Europaministers Hermann Hill (CDU) sieht kein Einsparpotential durch die Fusion mit einem alleinigen Standort Zweibrücken. „Die Kommission hat einstimmig empfohlen, von einer Fusion abzusehen.“ Vor allem die „schwierige Erreichbarkeit“ des Standorts Zweibrücken mit öffentlichen Verkehrsmitteln aus den übrigen Landesteilen spreche gegen eine Zusammenlegung. Das Ziel der Vereinbarkeit von Beruf und Familie werde für juristi-

nommen. Tatsächlich muss der Grundsatzbeschluss noch in einen Operationsplan und in Einsatzregeln übersetzt werden. Doch für die militärischen Planer im Einsatzhauptquartier im englischen Northwood kommt das nicht aus heiterem Himmel, sie sind damit schon seit Dezember befasst. Viel länger dauert die Debatte. Seit anderthalb Jahren dringen insbesondere die Briten, aber auch Franzosen und Niederländer auf eine Ausweitung des Mandats, um Piratenboote und ihre Infrastruktur auch in den Schlupflöchern an der Küste bekämpfen zu können. Bedenken erhoben vor allem die Deutschen, aber auch Spanien. Um zu verhindern, dass Briten und andere aus der EU-Mission ausscheren und unter nationalem Kommando operieren, hat Berlin schließlich eingelenkt: Die EU-Kräfte könnten gegen Infrastruktur „am Strand“ wirken, aber nur von der Luft aus, ohne Bodentruppen. Das ist die Grundlage für den jetzigen EU-Beschluss.

In Berlin ist er überwiegend skeptisch aufgenommen worden. Verteidigungsstaatssekretär Christian Schmidt (CSU) sagte in deutlich zurückhaltenderer Prosa als Außenminister Westerwelle (FDP): „Dieses robustere Vorgehen ist eine Änderung an den Rändern des Mandats, nicht am Kern. Deswegen verstehen wir das ausgesprochen restriktiv. Genauso wichtig ist es, die Hintermänner aufzuspüren und einer Strafverfolgung zuzuführen. Von militärischen Lösungen am Strand darf man sich nicht zu viel erhoffen.“ Schmidt versicherte: „Landoperationen sind auf keinen Fall Bestandteil des Mandats.“ In diesem Sinne äußerte sich auch der verteidigungspolitische Sprecher der Union, Ernst-Reinhard Beck: „Es geht um

eine gewisse Ausweitung der militärischen Optionen. Sie trägt auch der Frustration von Soldaten Rechnung, die Piraten verfolgt haben, aber nur noch zusehen können, sobald sie ihre Boote an Land ziehen.“ Auch die FDP-Verteidigungsfachleute sind deutlich zurückhaltender als die Außenpolitiker.

Klar ablehnend verhält sich nicht nur – wie immer – die Linkspartei, sondern auch die SPD. Deren Verteidigungssprecher Rainer Arnold verwies auf die Gefahr von unbeabsichtigten Opfern – Fischer und Piraten seien nicht leicht zu unterscheiden. Und auch die Marinekräfte kämen in Gefahr, wenn sie sich etwa mit Bordhubschraubern auf Schussentfernung nähern würden. „Es gibt ganz erhebliche Zweifel, dass das wirkungsvoll sein würde“, sagte Arnold. Skeptisch, aber noch nicht festgelegt äußerte sich Grünen-Sicherheitspolitiker Omid Nouripour.

SPD und Linke monierten auch, dass der EU-Beschluss deutlich weiter geht als bislang die Bundesregierung. „Die EU hat nicht nur beschlossen, dass auf den Strand gewirkt werden kann, sondern die ganze Küste mitsamt der Binnengewässer einbezogen. Das ist etwas ganz anderes, als wir in Deutschland bisher diskutiert haben“, sagte Arnold. Christine Buchholz von der Linkspartei nannte das „Gerede vom Strand“ gar eine Lüge. „Es geht um einen Kampfeinsatz in einem Küstenstreifen von zwei Kilometern Breite.“

Das Feld ist also bereit für eine Sitzung des Verteidigungsausschusses, in der alle Abgeordneten den Blick von ihren Mobilgeräten nehmen und aufmerksam zuhören. Denn an diesem Mittwoch will Atalanta-Kommandeur Duncan Potts, ein britischer Konteradmiral, seine Pläne und Einschätzungen vortragen.

Sollten die Piraten bei der Landtagswahl erfolgreich sein, könnten sie eine grüne Regierungsbeteiligung erschweren. Womöglich hätte eine Zweier-Koalition nach einem Einzug der Piraten in das Parlament keine Mehrheit. Es müsste ein dritter Partner gefunden werden, wobei eine Regierungsbeteiligung der Piraten als sehr unwahrscheinlich gilt. Oder es käme abermals zu einer großen Koalition, die



Hause sind, sondern auch solche, die mit der Genderpolitik der Grünen nichts anfangen können. Der grüne Spitzenkandidat Robert Habeck kritisiert die Piraten für ihre „radikalisierte Privatheit“. Außer Themen wie Bürgerrechten, Transparenz und Urheber- und Patentrecht sei bei ihnen – anders als bei den Grünen in ihren Anfangsjahren – keine „gesellschaftliche Grundpositionierung“ erkennbar.

2009 erst gescheitert war. Die Piraten wehren sich derweil ihrerseits gegen „Vereinnahmungsversuche“ der Grünen: „Die Behauptung des Spitzenkandidaten der Grünen in Schleswig-Holstein, Robert Habeck, drei Viertel der Vorhaben der Piraten seien auch im Wahlprogramm der Grünen enthalten, offenbart gravierende mathematische Defizite“, heißt es in einer Presseerklärung.

einer Fusion beider OLG empfiehlt die Kommission, eine stärkere länderübergreifende Kooperation des OLG Zweibrücken mit dem benachbarten OLG in Saarbrücken zu prüfen. Das Gremium sieht aber „erhebliche Konsolidierungseffekte“ für den Haushalt in den Einsparvorschlägen, die von den rheinland-pfälzischen Gerichtspräsidenten selbst kamen. Sie summieren sich nach Angaben Hills auf ein Einsparpotential von rund 2,5 Millionen Euro pro Jahr. Justizminister Jochen Hartloff (SPD) kündigte an, die Vorschläge in einem halben Jahr zu verwirklichen.

den zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Medienservice GmbH & Co. KG, Hellerhofstraße 2–4, 60327 Frankfurt am Main, übermittelt.

Abonnementkündigungen sind schriftlich mit einer Frist von 20 Tagen zum Monatsende bzw. zum Ende des vorausberechneten Bezugszeitraumes möglich. Gerichtsstand Frankfurt am Main.

NACHDRUCK: Die Frankfurter Allgemeine Zeitung wird in gedruckter und digitaler Form vertrieben und ist aus Datenbanken abrufbar. Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urhebergesetz nicht anderes ergibt. Besonders ist eine Speicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH online erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-2985. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de oder telefonisch unter (0 30) 28 49 30; PMG Presse-Monitor GmbH.

© FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG GMBH, FRANKFURT AM MAIN

Bundestagsfraktionen wollen weniger Redezeit für Abweichler

Widerstand Lammerts gegen Einschränkungen

ban. BERLIN, 27. März. Zwischen Bundestagspräsident Lammert (CDU) und den Führungen aller Bundestagsfraktionen zeichnet sich ein weiterer Konflikt ab, wie bei Plenardebatten mit fraktions-internen Minderheiten umzugehen sei. Lammert sei weiterhin nicht gewillt, Einschränkungen für das Rederecht von Abgeordneten zu akzeptieren, heißt es. Bei mehreren Sitzungen des Ältestenrates des Bundestages kritisierten die Vertreter aller Fraktionen, dass Lammert bei zwei Debatten über die Stabilisierung des Euro und die Hilfen für Griechenland Abgeordnete von CDU/CSU und FDP habe reden lassen, die der Linie ihrer Fraktion nicht folgen wollten. Sie verwiesen darauf, dass den Abgeordneten das Recht zukomme, nach der Abstimmung persönliche Erklärungen abzugeben. Trotz der Kritik in einem ersten Falle ermöglichte es Lammert bei einer weiteren Debatte den Abgeordneten Willisch (CDU) und Schäffler (FDP), ihre Minderheiten-Position darzulegen.

Der Ältestenrat des Bundestages beauftragte den Geschäftsordnungsausschuss damit, den Konflikt zu lösen. In der vergangenen Woche verabschiedete

das Gremium einen Änderungsantrag zur Geschäftsordnung des Bundestages. In dem Antrag des Ausschusses heißt es, abweichend von den Regelungen zum geltenden Rederecht könne der Bundestagspräsident lediglich „im Benehmen mit den Fraktionen weiteren Rednern“ das Wort erteilen. Die Redezeit in diesen Fällen solle „in der Regel drei Minuten“ umfassen. Dem Vernehmen nach ist Lammert nicht gewillt, sich einer solchen Vorgabe zu beugen. Überdies wurde moniert, die Fraktionsführungen wollten die Ergänzung der Geschäftsordnung im Bundestag „ohne Debatte“ beschließen lassen.

Auch die Möglichkeiten von Abgeordneten, nach Schluss der Aussprache des Bundestages eine Erklärung zur Abstimmung abzugeben, sollen nach der Vorlage des Ausschusses eingeschränkt werden. Bisher ist generell eine „mündliche Erklärung“ möglich, die nicht länger als fünf Minuten dauern dürfe. Für den Regelfall heißt es in der Vorlage, es solle eine „kurze“ schriftliche Erklärung möglich sein. Der Bundestagspräsident könne aber das Wort für eine mündliche Erklärung erteilen, die dann „nicht länger als drei Minuten dauern darf“.

Kannte Polizistin ihre Mörder?

Rechtsextreme schüchterten Michèle Kiesewetter ein

rso. STUTTGART, 27. März. Im Fall der am 25. April 2007 in Heilbronn ermordeten Polizistin Michèle Kiesewetter gibt es neue Hinweise, dass sie zu den rechtsextremistischen Terroristen Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe doch Kontakt gehabt haben könnte und ihre Ermordung somit kein Zufall war. Das berichtet die Zeitung „Stuttgarter Nachrichten“ mit Verweis auf Informationen der Sicherheitsdienste. Frau Kiesewetter sei schon zu Beginn ihrer Ausbildung von Rechtsextremisten eingeschüchert worden, im Sommer 2005 habe sich Mundlos in Oberweißbach aufgehalten. Aus diesem Ort in Thüringen stammte die Polizistin.

Mundlos gehört mit Böhnhardt und Beate Zschäpe zur Terrororganisation „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU). Der NSU ist vermutlich verantwortlich für den Mord an neun Einwanderern aus der Türkei und aus Griechenland. Auch die Ermordung der Polizistin auf der Heilbronner Theresienwiese wird den Terroristen zur Last gelegt. Nach den Recherchen der Zeitung soll Böhnhardt am 19. April 2007 und damit

Personalien

Hartmut Perschau 70

Er hat in der Politik viel erreicht, aber der ganz große Erfolg blieb ihm doch versagt. Hartmut Perschau wählte zunächst die Offizierslaufbahn, kam dann aber in Hamburg in die Politik. Er war CDU-Spitzenkandidat in der Hansestadt und erreichte 1986 eine Zustimmung der Wähler von mehr als 40 Prozent. Bürgermeister wurde er dennoch nicht, denn es war die Zeit der „Hamburger Verhältnisse“, die schließlich zur Auflösung der Bürgerschaft und 1987 zur Neuwahl führten. Wieder siegten zwar Perschau und die CDU, aber SPD und FDP einigten sich unter Bürgermeister Klaus von Dohnaui auf eine Koalition. Das sei die „schwärzeste Stunde“ seines politischen Lebens gewesen, sagte Perschau später. Er ging ins Europaparlament. Schließlich wurde er Innenminister in Sachsen-Anhalt. Als aber Reinhard Höppner von der SPD eine von der PDS geduldete Minderheitsregierung bildete, endete Perschaus Zeit in Magdeburg. Er fand die nächste Aufgabe in Bremen, wurde 1995 Wirtschaftssenator, später Finanzsenator. Bürgermeister war zu dieser Zeit Henning Scherf. Beide verstanden sich gut und waren die Gesichter der großen Koalition. Am 13. Juli 2004 trat Perschau wegen gesundheitlicher Probleme überraschend von allen Ämtern zurück. Von 2005 bis 2007 führte er die CDU-Fraktion in der Bremischen Bürgerschaft. Ende 2009 aber legte er, an Krebs erkrankt, alle politischen Ämter nieder. An diesem Mittwoch wird der in Danzig geborene Perschau 70 Jahre alt. (F.P.)

Neil Kinnock 70

Neil Kinnock hat sich durch eine Niederlage womöglich verdienter gemacht um seine Partei, als er es durch einen Sieg hätte tun können. Er unterlag im Jahr 1992 als Anführer der britischen Labour Party im Wettstreit mit John Major, der die Konservativen nach der vorangegangenen Thatcher-Ära doch zu einem knappen Sieg führte. Es war jene Wahl, anlässlich derer das Boulevardblatt Sun Kinnocks Kopf in einer Glühbirne mit der Aufforderung druckte, wenn er gewinne, solle der letzte Brite, der das Land verlasse, das Licht löschen. Das war unfair, denn Kinnock hatte zuvor während der neun Jahre, die er die Labour Party in der Opposition führte, durchaus versucht, den Einfluss der selbstzerstörerisch-orthodoxen Linken in seiner Partei einzudämmen. Doch es brauchte erst den Schock des Scheiterns gegen Major, um einer neuen Führungsgeneration in der Labour Party den Weg zu bahnen – dem Trio Mandelson, Blair und Brown, welches dann von 1997 an 13 Jahre lang an der Macht bleiben sollte. Kinnock hatte da schon in Brüssel eine neue Rolle als EU-Kommissar gefunden; er überdauerte den Sturz der Santer-Kommission und war unter Prodi Vizepräsident der Kommission. Seit 2005 zählt er zu den Lords im Oberhaus – 2009 kam seine Frau hinzu, so kann das Ehepaar gemeinsam an den Plenarsitzungen teilnehmen. Die Politiken haben sie an die nächste Generation weitergegeben: Ihr Sohn Stephen ist der Gatte der sozialdemokratischen dänischen Ministerpräsidentin Helle Thorning-Schmidt. An diesem Mittwoch wird Neil Kinnock 70. (Lt.)

Frankfurter Allgemeine

Frankfurter Zeitung

Gründungsherausgeber Erich Welter †

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE: für Innenpolitik: Dr. Jasper von Altenbockum; für Außenpolitik: Klaus-Dieter Frankenberger; für Nachrichten: Dr. Richard Wagner; für „Zeitgeschehen“: Dr. Georg Paul Hefty; für „Die Gegenwart“: Dr. Daniel Deckers; für Deutschland und die Welt: Dr. Alfons Kaiser; für Wirtschaftspolitik: Heike Göbel; für Wirtschaftsberichterstattung: Michael Psotta; für Unternehmen: Carsten Knop; für Finanzmarkt: Gerald Braunberger; für Sport: Jörg Hahn, Anno Hecker (stv.), Peter Heß (stv.); für Feuilleton: Dr. Nils Minkmar, Verena Lueken (stv.); für Literatur und literarisches Leben: Felicitas von Lovenberg; für Rhein-Main-Zeitung: Dr. Matthias Alexander (Stadt), Peter Luckmeier (Region).

FÜR REGELMÄSSIG ERSCHEINENDE BEILAGEN UND SONDERSEITEN: Beruf und Chance: Sven Astheimer; Bilder und Zeiten: Andreas Plathaus; Bildungswelten: Dr. h.c. Heike Schmolli; Die Lounge: Carsten Knop; Die Ordnung der Wirtschaft: Heike Göbel; Geisteswissenschaften: Jürgen Kaube; Immobilienmarkt: Steffen Uttich; Jugend schreibt: Dr. Ursula Kals; Jugend und Wirtschaft: Dr. Lukas Weber; Kunstmarkt: Dr. Rose-Maria Gropp; Medien: Michael Hanfeld; Menschen und Wirtschaft: Georg Giersberg; Natur und

Wissenschaft: Joachim Müller-Jung; Neue Sachbücher: Jürgen Kaube; Politische Bücher: Prof. Dr. Rainer Blasius; Recht und Steuern: Prof. Dr. Joachim Jahn; Reiseblatt: Freddy Langer; Staat und Recht: Dr. Reinhard Müller; Technik und Motor: Holger Appel.

Bildredaktion: Christian Pohler; **Chefin vom Dienst:** Dr. Elena Geus; **Grafische Gestaltung:** Johannes Janssen; **Informationsgrafik:** Thomas Heumann.

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Tobias Trevisan (Sprecher); Dr. Roland Gerschermann.

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN: Andreas Formen (Verlagsgeschäftsführer); für Anzeigenproduktion: Stephan Puls.

Anzeigenpreislste Nr. 72 vom 1. Januar 2012 an; für Stellenanzeigen: F.A.Z.-Stellenmarkt-Preislste Nr. 6 vom 1. Januar 2012 an.

MONATSBEZUGSPREISE: Abonnement Deutschland-Ausgabe 44,90 €; einschließlich Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 51,90 €. Abonnement Rhein-Main-Ausgabe 44,90 €; einschließlich Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 51,90 € (bei Postbezug Lieferung am Montag – bei Feiertagen am darauffolgenden Werktag). Studierende (gegen Vorlage einer Bescheinigung) 22,40 €, einschließlich Frankfurter Allgemeine Hochschulanzeiger 22,90 €. Weitere Preise auf Anfrage oder unter www.faz.net. Alle Preise bei Zustellung frei Haus, jeweils einschließlich Zustell- und Versandgebühren sowie 7 % Umsatzsteuer; im Ausland 54,30 € einschließlich Porto, gegebenenfalls zuzüglich Luftpostgebühren. Erscheint werktäglich. Ihre Daten wer-

Fahndung nach Komplizen Merahs

mic. PARIS, 27. März. Die Fahndung nach möglichen Komplizen Mohamed Merahs ist am Dienstag intensiviert worden, nachdem eine Kopie des Mitschnitts der Bluttaten im Pariser Büro des Senders Al Dschazira eingegangen ist. Staatspräsident Nicolas Sarkozy sowie die Fernsehaufsichtsbehörde CSA appellierten an alle Fernsehsender, die Bilder nicht auszustrahlen. Der qatarische Sender teilte am Dienstagmittag mit, entsprechend seiner ethischen Regeln und angesichts der Tatsache, dass der Film keine Informationen enthalte, die nicht schon bekannt seien, werde der Inhalt nicht verbreitet. Nach Angaben des Senders sind die Aufnahmen der Erschießungen mit Musik und Koranversen unterlegt.

Merah hatte die Erschießungen am 11., 15. und 19. März in Toulouse und Montauban mit einer Kamera vom Typ GoPro gefilmt, die er sich um den Hals gebunden hatte. Der USB-Stick mit den Aufzeichnungen ging am 22. März mit der Post nach Paris, dem Tag, als die Belagerung der Wohnung Merahs schon begonnen und sein Bruder Abdelkader Merah bereits in Polizeigewahrsam genommen worden war. In einem beiliegenden Brief, der in mangelhaftem Französisch und mit Rechtschreib- und Grammatikfehlern verfasst wurde, hieß es, die Morde seien im Namen des Terrornetzes Al Qaida verübt worden. Die Ermittler wollten am Dienstag nicht ausschließen, dass Merah die Postsendung noch am 21. März aufgegeben hatte. Aber auch die Hypothese, dass Merah über bislang unentdeckte Komplizen verfügte, gewinnt an Bedeutung. Die Polizei fahndet nach einem „dritten Mann“, der beim Diebstahl des Motorrollers dabei war, den Merah benutzte. Unklar ist auch weiterhin, ob es tatsächlich Merah war, der am Abend des 21. März beim arabischsprachigen Dienst des französischen Auslandsfernsehsenders France 24 anrief und sich der Bluttaten bezichtigte. Auch in diesem Fall ermittelt die Polizei noch, ob ein Komplize den Anruf tätigte.

Unterdessen hat der Vater des Serienmörders, Mohamed Benalel Merah, angekündigt, er werde eine Klage gegen Frankreich wegen der Tötung seines Sohnes anstrengen. „Frankreich ist ein mächtiges Land, das über die Mittel verfügte, meinen Sohn lebend zu verhaften. Sie hätten ihn mit Gas betäuben und ihn festnehmen können, sie haben ihn lieber getötet“, sagte Merah der Nachrichtenagentur AFP. Er werde sich die besten Anwälte nehmen, um die Klage gegen Frankreich zum Erfolg zu führen, sagte der Vater, der in Medea südlich von Algier lebt. Dort soll Mohamed Merah auch beigesetzt werden, bestätigte der Vater. „Wenn ich der Vater eines solchen Monsters wäre, würde ich aus Scham schweigen“, sagte Außenminister Alain Juppé am Dienstag im Radiosender Radio Classique. Der Sonderberater Präsident Sarkozys, Henri Guaino, sagte, die Klage sei der Gipfel der Unschicklichkeit.

Bislang hat sich die Mordserie von Toulouse und Montauban nicht auf die Wahlabsichten der Franzosen ausgewirkt. Das hat eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts BVA herausgefunden, die am Dienstag veröffentlicht wurde. Kaufkraft und Arbeitslosigkeit bleiben die größten Sorgen der Franzosen, nur acht Prozent der Befragten nannten die innere Sicherheit. 81 Prozent der Befragten sagten, die Ereignisse würden ihr Wahlverhalten nicht beeinflussen. Laut einer am Dienstag veröffentlichten Umfrage von Ipsos liegt Nicolas Sarkozy im ersten Wahlgang bei 27,5 Prozent, François Hollande bei 28 Prozent, Marine Le Pen kommt auf 16 Prozent, gefolgt von Jean-Luc Mélenchon mit 13 Prozent. (Siehe auch Medien, Seite 29.)

Joly bis zum bitteren Ende

Die Kandidatin der Grünen ist ein Totalausfall, macht aber weiter / Von Michaela Wiegel

PARIS, 27. März. Frankreichs Grüne stellen sich auf ein Fiasko bei den Präsidentenwahlen ein. Während die Kommunisten mit ihrem Zugpferd Jean-Luc Mélenchon eine überraschende Renaissance erleben, gleitet die Kandidatin des Parteienbündnisses „Europe Ecologie – Les Verts“, Eva Joly, in die politische Bedeutungslosigkeit ab. Die Zulassung durch den Verfassungsrat ist so ziemlich alles, was der früheren Untersuchungsrichterin bislang im Wahlkampf gelungen ist. „Eva Joly ist von den Radarschirmen der Präsidentenwahl verschwunden“, meldete die Zeitung „Le Monde“ schon vor ein paar Wochen.

Mit der grünen Spitzenkandidatin sind auch die „grünen“ Themen verschwunden. Anders als vor fünf Jahren, als Nicolas Hulot als Umweltapostel allen Präsidentschaftskandidaten ins Gewissen redete, fehlen Schlagwörter wie nachhaltige Entwicklung, Energiewende oder Artenschutz in den Wahldebatten. Eva Joly, die 1943 in Oslo geboren wurde, findet darüber viel Anlass zur Klage. Aber ihre Generalschelte führt nicht dazu, dass sie in den Umfragen weit über die Ein-Prozent-Schwelle gelangt. Das ist beschämend wenig für eine Partei, die bei den Europawahlen fast gleichauf mit den Sozialisten abschnitt.

Eva Jolys Wahlkampf liest sich wie ein einziges Missverständnis: mit ihrer Partei und mit den Franzosen. Bei den Vorwahlen des Zusammenschlusses aus dem Bürgerbündnis Europe Ecologie und den Grünen gelang ihr im vergangenen Sommer

Papst: Mehr Freiraum für Kirche in Kuba

„Die Macht des Bösen wird überwunden“ / Benedikt XVI. trifft Raúl Castro

jöb. HAVANNA, 27. März. Jubelnde Menschen begleiten Papst Benedikt XVI. auf seiner Reise durch Kuba, die nach Mexiko zweite und letzte Etappe seiner Lateinamerikareise. Bei einer Messe unter freiem Himmel am Montagmittag in der mit 800 000 Einwohnern zweitgrößten und ersten Hauptstadt der Insel, Santiago de Cuba, bat der Vorsitzende der Bischofskonferenz und Erzbischof von Santiago, Dionisio Guillermo García, den Papst um Hilfe bei der Lösung der Probleme in Kuba. Schon auf dem Flug nach Mexiko hatte der Papst den Marxismus als überholt bezeichnet. Bei seiner Begrüßung auf dem Flughafen forderte er mehr Freiraum für die Kirche. Staatspräsident Raúl Castro hieß seinen Gast hingegen mit kritischen Worten zum amerikanischen Embargo willkommen; er sagte weiter, Kuba sei ein stolzes Land und habe das Recht, seinen eigenen Weg zu gehen.

Das Regime hat den Kubanern während der Papstvisite freigegeben. Kritiker des Regimes sagen freilich, unter den Jubelnden seien auch viele staatliche Aufpasser. Elizardo Sánchez, Leiter des kubanischen Menschenrechts- und Versöhnungskomitees – das geduldet und darum skeptisch betrachtet wird –, beklagte, das Regime habe kurz vor der Ankunft noch insgesamt 150 Personen aus dem Verkehr gezogen. Sánchez sagte weiter, die Castros – der Staatspräsident sowie sein Bruder, der sogenannte Revolutionsführer Fidel Castro – wollten den Besuch für ihre Zwecke nutzen, insbesondere zur Legitimierung des Führungsanspruches ihrer Familie über ihre eigene Generation hinaus. Sie strebten das „dynastische Modell Nordkoreas“ an.



In Santiago de Cuba: Papst und Präsident (dritter von links)

Foto Reuters

In seiner Predigt sagte Benedikt, die Kubaner müssten „mit den Waffen des Friedens und Verständnisses für den Aufbau einer menschenwürdigeren Gesellschaft kämpfen“. Er rief sie dazu auf, „manche Feindseligkeit oder Anfechtung“ in der Überzeugung hinzunehmen, dass die „Macht des Bösen, das alles verdunkelt“, überwunden werde. Zur Begrüßung am Flughafen hatte Benedikt gesagt, seit dem Besuch von Johannes Paul

II. 1998 gebe es zwar größeres Vertrauen zwischen Kirche und Staat, jedoch blieben „noch viele Aspekte, in denen man vorankommen kann und muss“. Er nehme die „berechtigten Anliegen und legitimen Wünsche aller Kubaner mit, wo immer sie sind, ihre Leiden und Freuden“.

Raúl Castro sagte, sein Land respektiere die Freiheit von Religion und Politik. Darum begrüße er den Papst mit Respekt und in Freundschaft. Voller Selbstbewusstsein über die „Errungenschaften“ Kubas sagte der Präsident über die Vereinigten Staaten: „Die mächtigste Macht der Geschichte hat es nicht geschafft, uns unser Recht auf Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit zu nehmen.“ In Kuba hätten Tausende Ärzte für den Dienst in der Welt studiert. Kubanische Ärzte hätten 2,2 Millionen Menschen das Augenlicht wiedergegeben und 4,8 Millionen Menschen Lesen und Schreiben beigebracht.

Es galt als wahrscheinlich, dass der Papst in Havanna auch Fidel Castro treffen werde. In der Hauptstadt soll sein Besuch an diesem Mittwoch mit einer großen Messe auf dem „Platz der Revolution“ gekrönt werden. Treffen mit Dissidenten waren offiziell nicht geplant.

Eine Rose für die Jungfrau

Der offizielle Anlass für die Pastoralreise von Benedikt XVI. in Kuba ist die Auffindung der „Barmherzigen Jungfrau von El Cobre“ vor 400 Jahren. Diese Madonna, die nun ein Symbol kubanischer Unabhängigkeit ist, ehrte der Papst am Dienstag mit einer „goldenen Rose“. Der Überlieferung nach wurde die Holzstatue 1612 von Fischern entdeckt, die in Seenot geraten waren. Nicht weiße Kolonialisten, sondern zwei Indios und ein schwarzer Sklave fanden die „trockene Planke“ mit der Jungfrau samt Christuskind darauf sowie der Aufschrift „Ich bin die Jungfrau der Barmherzigkeit“ – und wurden gerettet. Sie trugen die kleine Holzfigur in das arme Kupferminenstädtchen El Cobre etwa 25 Kilometer nordwestlich von Santiago de Cuba. Dort entstand 1684 die erste Kirche, die sich zur Pilgerstätte der christlichen Sklaven entwickelte.

In diesem Heiligtum endete für den Papst eine Pilgerfahrt, die im November 2011 im schwarzafrikanischen Benin begann, wo er an die Menschen erinnerte, die von dort aus nach Amerika verschleppt wurden. In der Kirche in El Cobre wandten sich viele Sklaven der Zuckerbarone an die Jungfrau von El Cobre. 1801 wurde hier ein Manifest ausgerufen, das zum Ende der Sklaverei aufrief. Zugleich wurde die Madonna zum Symbol der nationalen Unabhängigkeit, als die Kubaner dort im Juli 1898 ihren Sieg über Spanien feierten, der sie freilich im gleichen Moment unter amerikanische Dominanz brachte. 1916 kürt Papst Benedikt XV. die „Virgen de la Caridad“ zur Patronin Kubas. Im Januar 1998 krönte Johannes Paul II. die Schutzheilige. Unter den Votivgaben in der Wallfahrtskirche befindet sich ein goldener



Beschenkte Patronin

Guerrillakämpfer, der von Fidel Castros Mutter, Lina Ruz, gestiftet wurde; er sollte ihren Sohn während seines Kampfes gegen den Diktator Batista schützen. Auch die

Medaille des Literaturnobelpreises für den Schriftsteller Ernest Hemingway, der jahrelang auf Kuba lebte, liegt dort hinter dickem Glas, nachdem sie einmal gestohlen wurde.

Am Dienstag verehrte der „Pilger der Barmherzigkeit“ Benedikt XVI. die Jungfrau in El Cobre eine „goldene Rose“. Die aus der frühen Tradition der Kirche in Rom stammende Rosengabe wurde von Papst Eugen III. im 12. Jahrhundert als Dedikation bezeichnet, die an das Leiden und die Auferstehung Jesu Christi erinnern soll. Derjenige, der sie vom Papst erhalte, sollte angeregt werden, das, was dem Leiden Christi noch fehle, an sich zu erfüllen, damit er so durch Gottes tröstende Milde zur ewigen Seligkeit gelangen könne, schrieb Papst Eugen. In den vergangenen Monaten war die Virgen de la Caridad durch ganz Kuba getragen worden und nicht nur von Christen, sondern auch von der kommunistischen Nomenklatur als Symbol der Befreiung gefeiert worden. In Havanna heißt es, die Jungfrau von El Cobre helfe Kubas Kirche dabei, die Nation zu einen und für einen friedlichen Übergang in eine Nach-Castro-Zeit vorzubereiten. Ein Priester sagte: „Die Madonna macht uns fit für den Wandel.“ (jöb.)

Zustimmung zu EU-Abkommen über Fluggastdaten erwartet

Mehrheit im Innenausschuss des Europäischen Parlaments

nbu. BRÜSSEL, 27. März. Im Europäischen Parlament zeichnet sich Zustimmung zu einem Abkommen ab, das den Vereinigten Staaten die polizeiliche Auswertung persönlicher Daten von europäischen Fluggästen erlauben soll. Der Innenausschuss sprach sich am Dienstag mit 31 gegen 23 Stimmen bei einer Enthaltung für eine Genehmigung des Abkommens aus, das die EU-Kommission kürzlich mit der amerikanischen Regierung ausgehandelt hat. Die Abstimmung galt als Test für die Plenumsitzung im April, wenn alle Abgeordneten über das in Brüssel strittige Dossier abstimmen müssen. Die Befürworter, vor allem konservative und christlich-demokratische Abgeordnete, waren überrascht von der deutlichen Zustimmung im Ausschuss und erwarteten, dass sich nun auch im Plenum eine Mehrheit für das Abkommen finden wird.

Die amerikanische Regierung wertet auf Transatlantikflügen schon seit vielen Jahren die Daten ausländischer Fluggäste aus, um Erkenntnisse für die Terrorismusbekämpfung zu erlangen. Die EU hat seit 2004 in mehreren Abkommen mit den Amerikanern versucht, hier ein Mindestmaß an Datenschutz für die Bürger und Rechtssicherheit für die Fluggesellschaften zu gewährleisten. Auf Anforderung des Parlaments hat Innenkommissarin Malmström jüngst noch einmal ein neues Abkommen mit Washington ausgehandelt, das im Vergleich zum derzeit gültigen Vertrag unter anderem Einschränkungen bei der Speicherdauer der Daten enthält. So sollen die Datensätze (zu denen Name, Adresse, Telefonnummer, Kreditkarte oder Sitzplatz gehören) künftig nach sechs Monaten „depersonalisiert“ werden. Darunter wird verstanden, dass Angaben zur Person für die amerikanischen Beamten unzugänglich gemacht werden.

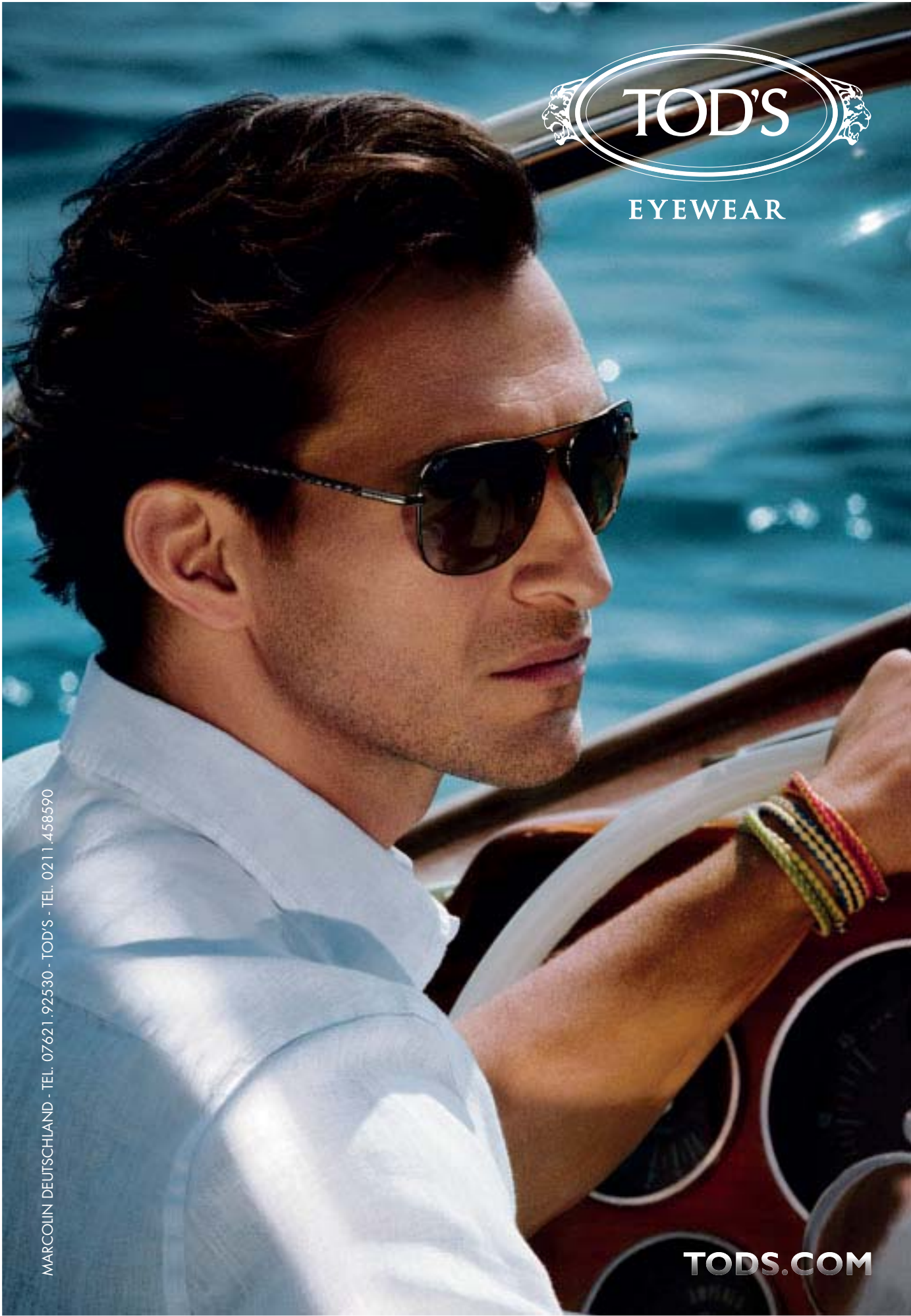
Im Parlament rief das Abkommen trotzdem viel Widerspruch bei Sozialdemokraten, Grünen, Liberalen und in der Linksfraktion hervor. Die federführenden Abgeordnete Sophie in 't Veld, eine niederländische Liberale, empfahl dem Haus eine Ablehnung, weil der Text hinter den Datenschutzstandards zurückbleibe, die sich die EU in einem ähnlichen Abkommen mit Australien gesetzt habe. Sie kritisierte unter anderem, dass die Daten nach 15 Jahren in „anonymi-

sierter“ Form in Amerika verbleiben sollen, ohne je gelöscht zu werden. Außerdem gefällt vielen Abgeordneten nicht, dass die amerikanischen Behörden in Ausnahmefällen immer noch das Recht haben sollen, die Daten selbst aus den Rechnern der Fluggesellschaften auszuwerten, obwohl eigentlich als Standard der umgekehrte Weg festgeschrieben ist. Man solle keinem anderen Land auf der Welt ein Passwort geben, sagte Frau in 't Veld.

Besonders stark wurde von den linken und liberalen Parteien bemängelt, dass der Verwendungszweck des Abkommens nicht völlig eindeutig auf Terrorismus oder Schwerestrafkriminalität beschränkt ist. Die von der Kommission ausgehandelte Schwelle, wonach Fluggastdaten nur zur Strafverfolgung von Vergehen verwendet werden dürfen, auf die mindestens drei Jahre Haft stehen, hält die SPD-Abgeordnete Birgit Sippel außerdem nicht für ausreichend. Im Zweifel sei das auch ein Fahrraddiebstahl, da in Amerika Haftstrafen für Vergehen verhängt würden, die in Deutschland nicht einmal vor Gericht kämen.

Auch die Befürworter des Abkommens sagen, es sei nicht perfekt, aber dennoch ein wichtiges Mittel zur Terrorismusbekämpfung. Da in der EU bekannt ist, dass die Amerikaner nicht zu Nachverhandlungen bereit sind, drohe im Fall einer Ablehnung eine „anarchische Situation“, sagte Timothy Kirkhope von der konservativen Fraktion um die britischen Tories. Die allgemeine Erwartung in Brüssel lautet, dass die Amerikaner in dem Fall die Daten einfach weiter von den Fluggesellschaften verlangen würden, was ihnen durch bilaterale Abkommen mit den meisten Mitgliedstaaten erleichtert würde.

Dass in der geheimen Abstimmung vom Dienstag am Ende eine Mehrheit für das Abkommen war, wurde in Brüssel vor allem auf Uneinigkeit bei den Sozialdemokraten zurückgeführt. Die Fraktion hatte ihren Abgeordneten keine Vorgabe gemacht. Deutsche, Österreicher und einige Osteuropäer gelten bei den Sozialdemokraten als Gegner des Abkommens, Briten und Spanier als Befürworter. So ergab sich offenbar eine Mehrheit aus Konservativen, Christlichen Demokraten und Teilen der Sozialdemokratie.



Ausland in Kürze

Umfrage zum Afghanistaneinsatz – Immer weniger Amerikaner unterstützen den Krieg in Afghanistan. Wie eine repräsentative Umfrage im Auftrag der Zeitung „New York Times“ und des Fernsehsenders CBS ergab, lehnen inzwischen 69 Prozent der Amerikaner eine Fortsetzung des Kriegs am Hindukusch ab. Vor vier Monaten äußerten nur 53 Prozent die Ansicht, der Krieg in Afghanistan verlau fe so schlecht, dass er möglichst bald beendet werden sollte. Umfragen ander er Zeitungen und Fernsehsender hatten in den vergangenen Wochen diesen Trend bestätigt. Auch unter Republikanern, die bislang Präsident Barack Obama und dessen Krieg in Afghanistan mit deutlicher Mehrheit unterstützt hatten, wächst die Kriegsmüdigkeit. Danach sind inzwischen 60 Prozent der Republikaner der Ansicht, der Krieg verlau fe ziemlich oder sehr schlecht; im November waren nur 40 Prozent dieser Ansicht. Unter Demokraten vertraten 68 Prozent die Ansicht, der Kriegsverlauf sei nicht zufriedenstellend, vor vier Monaten waren nur 38 Prozent dieser Meinung. (rüb.)

Vorwürfe gegen Sarkozy – Nicolas Sarkozy gerät mitten im Präsidentenwahlkampf wegen möglicherweise illegaler Finanzierungsmethoden während der Wahlkampagne vor fünf Jahren ins Visier der französischen Justiz. So liegen dem zuständigen Untersuchungsrichter Jean-Michel Gentil mehrere Zeugen aussagen vor, wonach Sarkozy während des vergangenen Wahlkampfes bei der L’Oréal-Erbin Liliane Bettencourt vorstellig geworden war. Nach Informationen der Zeitung „Le Monde“ hat der frühere Vermögensberater der Milliardärin, Patrice de Maistre, dies bei einem Verhör eingestanden. De Maistre sitzt seit Anfang der Woche in Untersuchungshaft. Der Vermögensberater soll von Schweizer Bankkonten Liliane Bettencourts zwischen 2007 und 2009 insgesamt vier Millionen Euro abgehoben haben. 2007 wurden zweimal 400000 Euro von de Maistre abgehoben, jeweils wenige Tage vor Treffen des Vermögensverwalters mit dem damaligen Schatzmeister der Präsidentenpartei UMP, Eric Woerth. Dem Untersuchungsrichter liegt auch eine Aufzeichnung des früheren Günstlings von Liliane Bettencourt, François-Marie Bannier, vor: „De Maistre hat mir gesagt, dass Sarkozy nach mehr Geld verlangt hat. Ich habe ja gesagt.“ Als Präsident kann Sarkozy strafrechtlich nicht verfolgt werden. (mic.)

Festnahme in Valencia – Die spanische Polizei hat ein mutmaßliches Mitglied des Terrornetzes Al Qaida festgenommen. Der Verdächtige soll über das Internet islamistische Propaganda verbreitet und zu Terroranschlägen aufgerufen haben, teilte das Madrider Innenministerium am Dienstag mit. Die Polizei hatte mehr als ein Jahr lang gegen den aus Jordanien stammenden Mann mit einem saudi-arabischen Pass ermittelt. Die Festnahme erfolgte in der ostspanischen Hafenstadt Valencia. Der Verdächtige habe sich bis zu 16 Stunden am Tag damit befasst, Propaganda für den „Heiligen Krieg“ zu verbreiten, radikale Islamisten anzuwerben und zu indoktrinieren, sagte Innenminister Jorge Fernández Díaz. (dpa)

Kein Benzin, kein Strom

Im Gazastreifen herrscht die schlimmste Energiekrise seit langem. Die Hamas macht dafür vor allem die Fatah in Ramallah verantwortlich.

Von Hans-Christian Rößler

GAZA, 27. März. Die Autoschlange reicht bis um die nächste Straßenecke. Doch an der Tankstelle tut sich nichts. „Ich bin mit dem letzten Tropfen Benzin hierher gefahren. Weiter komme ich nicht mehr“, sagt der Mechaniker in seinem klapprigen Opel. Am Morgen hatte in Beit Lahia ein Gerücht die Runde gemacht, ein Tanklastzug sei unterwegs. „So schlimm war es bisher nur im Krieg“, schimpft der Fahrer eines dreirädrigen Tuk-Tuks. Er kam, als es noch dunkel war – jetzt ist es früher Nachmittag. Über die Zapfsäulen hat der Tankwart immer noch einen alten Sack gestülpt. Damit zeigt er an, dass er wieder nichts zu verkaufen hat. „Heute blieben wieder alle 130 Tankstellen im ganzen Gazastreifen geschlossen“, sagt Mahmud Schawa, der Vorsitzende der Vereinigung der Tankstellenbesitzer in Gaza. Vor fünf Tagen waren bei ihm zum letzten Mal die Zapfsäulen in Betrieb. Nur rund zwölf Liter gab es für jeden Fahrer, damit es für mehr Kunden reicht. Statt sich ins Auto zu setzen, spannen immer mehr Menschen wieder ihre Esel vor die alten Karren. Seit Anfang Februar dauert die Energiekrise im Gazastreifen schon an, aber ein Ende ist nicht absehbar.

Aber noch viel stärker leiden die mehr als 1,5 Millionen Bewohner des Gazastreifens darunter, dass auch der Strom knapp geworden ist: Die Turbinen des einzigen Elektrizitätswerks werden mit Diesel betrieben. Doch die letzte Notlieferung, die am Freitag aus Israel kam, war schon nach zwei Tagen aufgebraucht. Am Telefon fragt man nicht mehr zuerst nach dem Wohlbefinden, sondern will wissen: „Habt ihr Strom?“ Das bei einem israelischen Luftangriff beschädigte Kraftwerk konnte schon in der Vergangenheit nicht genug Elektrizität produzieren. Strom gab es deshalb nicht den ganzen Tag. Aber jetzt fließt er oft nur noch für ein paar Stunden. Dafür lärmen die Generatoren vor den Häusern auf Hochtouren. Bei einer Arbeitslosenquote von wohl mehr als 50 Prozent können sich diesen teuren Ersatz längst nicht alle leisten. Die Stromknappheit bringt mittlerweile auch Krankenhäuser und Trinkwasserversorgung „an den Rand des Zusammenbruchs“, wie das UN-Nothilfeprogramm Ocha warnt.

Früher wies die Hamas-Regierung einfach auf die israelische Abriegelung des Gazastreifens hin, gegen die sie machtlos sei. Das geht jetzt nicht mehr: Seit gut einem Jahr lassen die regierenden Islamisten praktisch den gesamten Treibstoff nicht aus Israel, sondern aus Ägypten importieren, wo die mit der Hamas befreundeten Muslimbrüder gerade die Wahl gewonnen haben. Trotzdem ist der Zufluss durch die Schmuggeltunnel fast vollständig versiegt. Hamas-Führer kritisieren dafür jedoch nicht die neue ägyptische Regierung, auf deren Unterstützung sie angewiesen sind. Sie haben stattdessen die Au-

tonomiebehörde in Ramallah zum Hauptschuldigen erklärt. Auf Protestkundgebungen verkündeten sie, sie besäßen stichhaltige Beweise für eine „Verschwörung“, die darauf abziele, die Islamisten in Gaza von der Macht zu vertreiben. Dafür habe sich die Fatah-Organisation, die das Westjordanland kontrolliert, mit Israel, Amerika und anderen arabischen Staaten zusammengetan.

Die schrillen Töne haben aber noch andere Gründe. Die Versorgungskrise kommt für die herrschenden Islamisten zu einem äußerst ungünstigen Zeitpunkt. „Das Verhältnis der Hamas zu Iran hat sich sehr abgekühlt. Es gibt keine verlässlichen Zahlen. Aber früher kamen jeden Monat rund 20 Millionen Dollar aus Teheran, heute praktisch nichts mehr“, sagt Adnan Abu Amer von der Ummah-Universität in Gaza-Stadt. Zum endgültigen

sagt Abu Amer, der von einer der schwersten Krisen spricht, welche die Hamas in diesen Tagen durchlebt.

Dutzende Millionen Dollar gingen dem Hamas-Regime aber auch verloren, weil die Steuern auf Treibstoff eine der Haupteinnahmequellen sind. Pro Liter betragen sie umgerechnet fast 30 Cent – jeden Tag braucht Gaza mindestens eine Million Liter für Autos und das Kraftwerk. Die Regierung erhob sie einfach auf ihrer Seite der Tunnel an der ägyptischen Grenze, durch die seit Anfang 2011 die Schmuggler genug Diesel und Benzin pumpten. Als ein weiterer Vorteil erwies sich, dass der von der ägyptischen Regierung subventionierte und nach Gaza geschmuggelte Treibstoff nur ein Drittel dessen kostet, was zuvor die israelischen Lieferanten verlangten. Damit schien endlich eine Lösung für die Energiekrise gefunden zu



Eselskarren statt Auto: Palästinenser vor Gazas einzigem Kraftwerk

Foto AFP

Bruch kam es, als die Hamas dem bedrängten syrischen Präsidenten nicht zur Seite stehen wollte; Syrien ist der wichtigste arabische Verbündete Irans. Staaten wie Qatar, Saudi-Arabien und die Türkei hätten der Hamas versprochen, finanziell einzuspringen, aber noch nicht gezahlt, sagt der palästinensische Fachmann für islamische Bewegungen. Gleichzeitig konnten sich – mit verstärkter iranischer Hilfe – in Gaza die Rivalen vom „Islamischen Dschihad“ profilieren. Mitte März feuerte die kleine Terrorgruppe mehr als 200 Raketen auf Israel ab, während sich die Hamas um eine Waffenruhe bemühte. „Das war mehr als peinlich für die Hamas, in der man intensiv darüber stritt, ob sich der militärische Arm nicht doch an dem Waffengang beteiligen soll“,

sein, die schon viel länger andauert. Ende 2010 weigerte sich die Autonomiebehörde unter Ministerpräsident Fajad, sich stärker an den Kosten für die Energieversorgung zu beteiligen, für die bisher zum größten Teil die Autonomiebehörde in Ramallah aufkommen war. Seit Beginn der Blockade im Jahr 2006 hatte zudem Israel zuvor immer wieder die Diesel- und Benzinzufuhr gedrosselt. Zusätzlich zum Treibstoff liefert Israel – und in geringerem Umfang Ägypten – Strom direkt nach Gaza, weil das einzige Kraftwerk nicht genug produziert. „Die Autonomiebehörde wollte uns jetzt die Botschaft übermitteln, dass der Umsturz in Kairo der Hamas nicht hilft, selbst wenn dort die Muslimbrüder regieren“, sagt Regierungssprecher Taher al Nunu in Gaza. In Ramallah bestreitet man entschieden, dass es solche Aufforderungen an die Führung in Kairo gab. Wie im Westjordanland war zuletzt auch in Ägypten die Frustration darüber gewachsen, dass die Aussöhnung mit der Hamas nicht vorankommt; ägyptische Politiker und Militärs hatten im vergangenen Jahr ein Versöhnungsabkommen vermittelt. Aber unter den Hamas-Führern in Gaza hält sich hartnäckiger Widerstand gegen diese Annäherung an die Fatah. Wie tief die Gräben sind, wurde nun wieder sichtbar: Die von der Hamas geführte Regierung aus Gaza lehnte es ab, mit Gesandten von Ministerpräsident Fajad über den Energie-notstand zu verhandeln. „Wir reden nicht mit den Vertretern Fajads, der die Krise geschaffen hat. Nur mit Ägypten. Fajad will seine Finanzprobleme im Westjordanland mit dem Geld der Leute aus Gaza lösen. Wir akzeptieren keine Steuern, die dann nach Ramallah fließen“, sagt Regierungssprecher Nunu. Diese Steuern würden fällig, wenn die Autonomiebehörde wieder die Treibstoffimporte via Israel organisiert. Die Hamas will aber weder von Ramallah noch von Israel abhängig sein und ihren Energiebedarf nur über Ägypten decken – als wäre Gaza ein souveräner Staat. Aber das sieht die neue ägyptische Regierung anders. Während sie bis Februar dem Treiben der Treibstoffschmuggler tatenlos zusah, besteht sie jetzt darauf, ein 2005 mit Israel und der Autonomiebehörde geschlossenes Abkommen einzuhalten. Es sieht vor, dass Güter und Treibstoff nur über israelische Grenzübergänge nach Gaza gelangen dürfen. Die Hamas versucht zwar Ägypten von anderen Lösungen zu überzeugen, zu denen zum Beispiel eine Pipeline gehört. Separate Abmachungen will Ägypten aber nicht mit den Islamisten treffen, weil sie Präsident Abbas in Ramallah nicht in den Rücken fallen will.

Taher al Nunu ist der Meinung, dass es in Wirklichkeit nicht um Diesel und Strom geht. „Die Krise ist künstlich geschaffen, um die Menschen in Gaza gegen die Hamas aufzubringen. Wenn dann die Regierung zusammenbricht, muss man auch kein Versöhnungsabkommen mit der Fatah mehr umsetzen“, vermutet Nunu. Nachgeben will daher im Moment niemand. Im Gazastreifen bereitet sich die Hamas auf die erste Runde parteiinterner Wahlen vor. Aber auch der Zorn in der Bevölkerung wächst. Im Internet kursieren erste Aufrufe für einen Generalstreik in Gaza.

Syrien nimmt Friedensplan an

Opposition zurückhaltend / Assad in Homs

ch eh. FRANKFURT, 27. März. Der UN-Sonderbeauftragte für Syrien, Kofi Annan, hat die Zustimmung des Assad-Regimes zu seinem Friedensplan als einen „ersten wichtigen Schritt“ gelobt. Annan, der in der Syrien-Krise auch im Auftrag der Arabischen Liga vermittelt, erhielt nach eigenen Angaben am Dienstag eine schriftliche Antwort von Machthaber Baschar al Assad, die er als „positiv“ bewertete. Annan drang während seines Aufenthalts in der chinesischen Hauptstadt Peking darauf, seine Vorschläge müssten umgehend in die Tat umgesetzt werden. Der Plan sieht den Abzug der regulären Armee aus den Protesthochburgen und die Freilassung von Gefangenen vor. Ferner soll danach Helfern und Journalisten Zugang zu den umkämpften Regionen gewährt werden, und es soll eine täglich eine zwei Stunden dauernde Feuerpause geben.

Auch Russland und China, die im UNSicherheitsrat zwei Resolutionen zu Syrien verhindert hatten, unterstützen Annan. Sie weisen aber Forderungen nach einem Regimewechsel zurück und fordern einen Dialog der Opposition mit dem Regime. Ein Sprecher des Außenministeriums in Peking sagte, alle Seiten müssten sich um eine einvernehmliche Lösung des Konflikts bemühen, in dem nach UN-Schätzungen mehr als 9000 Menschen getötet wurden.

Der oppositionelle Syrische Nationalrat reagierte zurückhaltend auf die Zustimmung des syrischen Regimes zum Friedensplan. Der Plan sei eine Möglichkeit, die Unterdrückung und das Blutbad zu beenden, sagte Bassma Kadhmani,

eine Vertreterin des Dachverbandes, der am Dienstag in Istanbul mit anderen Gruppen der zerstrittenen Opposition um eine gemeinsame Linie rang. „Wir hoffen, dass wir uns auf einen Friedensprozess zubewegen.“ Frau Kadhmani wurde aber auch mit skeptischen Äußerungen zitiert. „Natürlich besteht das Risiko, dass das Regime wieder versuchen wird, die Verpflichtungen aus dem Friedensplan zu umgehen“, sagte sie. Trotzdem nehme der Nationalrat die Zustimmung zum Friedensplan ernst, denn wenn sich die syrische Führung nicht daran halten sollte, dann werde sie auch von ihrem wichtigsten Partner Russland unter Druck gesetzt werden.

Das Regime in Damaskus hatte auch einer Beobachter-Mission der Arabischen Liga zugestimmt, die Beobachter dann allerdings in ihrer Arbeit behindert und getäuscht. Der Einsatz war schnell in die Kritik geraten; die Zustimmung aus Damaskus zu der Mission wurde lediglich als Versuch gewertet, Zeit zu gewinnen. Zuletzt hatte die syrische Armee ihre Angriffe auf die Hochburgen der Regimegegner verschärft. Auch am Dienstag meldete die Opposition wieder Tote und Gefechte. Die Staatsmedien berichteten von einem Besuch Baschar al Assads in Homs, wo er den zerstörten Stadtteil Baba Amr besucht habe, der knapp einen Monat von den Regimegegnern gehalten worden und von der Armee wochenlang mit Artillerie beschossen worden war. Ausländische Fernsehsender und Nachrichtenagenturen meldeten unter Berufung auf Angaben der Opposition, der Tross des Machthabers sei bei diesem Besuch unter Feuer geraten.

Der unüberschaubare Aufstand

Maoisten beschäftigen Indien / Von Jochen Buchsteiner

JAKARTA, 27. März. Der Anschlag kam nicht unvorbereitet. Erst am Montag hatte das Innenministerium einen Bericht an das Parlament in Delhi geleitet, in dem vor einer Ausweitung der Maoisten-Aktivitäten gewarnt wurde – insbesondere im Osten des Bundesstaates Maharashtra, an der Grenze zu Andhra Pradesh. Genau dort, in ihrer Hochburg Gadchiroli, schlugen die Rebellen nun zu. Mindestens 15 Polizisten wurden getötet, als ihr Bus am Dienstag auf eine Mine fuhr, die wahrscheinlich von den Aufständischen gelegt worden war.

Die Zeit, als die maoistische Gefahr noch aus dem bengalischen Naxalbari ausging – bis heute werden die indischen Maoisten von ihren Landsleuten „Naxaliten“ genannt –, ist lange vorbei. Seit den sechziger Jahren breitet sich die Bewegung aus und arbeitet sich immer tiefer in den Süden und den Westen des Landes vor. Die Kommandostruktur hat sich dabei dezentralisiert, was den Kampf gegen die Rebellen nicht erleichtert. Während die Polizei in Maharashtra örtliche Maoisten sucht – schon 2011 und 2009 war der Distrikt Schauplatz blutiger Anschläge –, verhandeln die Behörden im Bundesstaat Orissa seit Tagen mit maoistischen Geiselnehmern in ihrer Region.

Nicht einmal innerhalb der einzelnen Bundesstaaten ziehen die Maoisten an einem Strang. Waffenstillstände wie in Orissa wurden von rivalisierenden Flügeln mit Gewalt hintertrieben. Auch die Verhandlungen um die Geiseln drohen sich gerade im Gestrüpp der Fraktionen zu verheddern. Nach der Freilassung eines Italieners halten Maoisten noch ei-

nen weiteren Italiener fest. Dies wird von anderen Maoisten öffentlich verurteilt. Ein Regionalabgeordneter wird wiederum von einer dritten Maoisten-Gruppierung in Orissa festgehalten.

Erst vor drei Monaten hatte Innenminister Chidambaram vorsichtig Entwarnung gegeben. Erstmals in seiner Amtszeit konnte er von zurückgehenden Opferzahlen berichten. Nachdem 2009 und 2010 jeweils mehr als 1100 Zivilisten, Sicherheitskräfte und Rebellen getötet worden waren, war die Zahl im vergangenen Jahr auf unter 700 gesunken. Die Regierung in Delhi machte dafür ihren „Integrated Action Plan“ verantwortlich, der Investitionen in die Infrastruktur der armen Randgebiete, insbesondere im Osten des Landes, finanziert.

Nach Jahren, in denen sich die Regierung auf die Bekämpfung der „größten Gefahr für Indiens innere Sicherheit“ (Regierungschef Manmohan Singh) konzentriert hatte, versucht sie inzwischen auch „an den Wurzeln“ anzusetzen. Bis heute präsentieren sich die Maoisten als Fürsprecher der vernachlässigten und marginalisierten Stämme und Kasten. Viele ihrer Anliegen gelten als berechtigt. Weil ihr gewaltsamer Kampf aber auch vor Schutzgedrpressungen und gewöhnlicher Kriminalität nicht haltmacht, kennt die Solidarität der Landbevölkerung inzwischen auch Grenzen. Fast unbeschränkte Sympathie fliegt den Aufständischen hingegen aus dem linken Milieu der Großstädte zu. Nicht einmal terroristische Anschläge und Geiselnahmen halten Aktivisten der Arbeiterbewegung und vor allem Studenten davon ab, die Naxaliten „cool“ zu finden.

„Schmitts Arbeit abgeschrieben“

R.O. WIEN, 27. März. Eine Kommission der Sesselweis-Universität Budapest hat festgestellt, dass große Teile der Doktorarbeit des ungarischen Staatspräsidenten Pál Schmitt wortgleich aus den Arbeiten anderer Wissenschaftler übernommen worden sind. Die Kommission kommt dennoch zu dem Schluss, dass die 1992 angenommene Arbeit mit dem Titel „Analyse des Programms der Olympischen Spiele der Neuzeit“ trotz „wissenschaftlicher Mängel“ den damaligen rechtlichen Bestimmungen der Buda-



Pál Schmitt

pester Sportuniversität entsprochen habe. Nach Ansicht der Kommission hätte Schmitt von seinen Betreuern rechtzeitig auf die Mängel hingewiesen werden müssen, was unterblieben sei. Eine Sprecherin der nationalkonservativen Regierungspartei Fidesz, als deren Kandidat Schmitt 2010 vom Parlament zum Staatsoberhaupt gewählt worden ist, sagte, man betrachte die Sache nun als abgeschlossen. Die Zeitschrift „HVG“ hatte Anfang des Jahres berichtet, etwa 180 der 250 Seiten der Doktorarbeit Schmitts seien eine direkte Übersetzung einer Arbeit des bulgarischen Sportwissenschaftlers Nikolaj Gjorgiew. Laut der Kommission sind zudem die Seiten 34 bis 50 von Schmitts Dissertation „völlig identisch mit einem von dem deutschen Sportsoziologen Klaus Heitmann verfassten Text“. Schmitt war als Fechter 1968 und 1972 Olympiasieger und lange Präsident des Ungarischen Olympischen Komitees.

Nordsudan und Südsudan kämpfen

tos. JOHANNESBURG, 27. März. Nordsudanesisch und südsudanesisch Truppen haben sich in den vergangenen Tagen offenbar heftige Gefechte um die von beiden Seiten beanspruchte Region Heglig im Bundesstaat Unity geliefert. Der nordsudanesisch Präsident Omar al Baschir sagte daraufhin einen für kommende Woche geplanten Besuch in Südsudan ab. Nach Angaben des südsudanesischen Präsidenten Salva Kiir haben seine Truppen inzwischen die Ölfelder von Heglig besetzt. UN-Generalsekretär Ban Ki-moon rief am Dienstag beide Seiten zur Mäßigung auf. Im Februar hatten Nordsudan und Südsudan einen Nichtangriffspakt vereinbart, der jedoch mehrfach gebrochen wurde.

Unklar ist, wer mit den Gefechten begonnen hat. Nach nordsudanesischer Darstellung war es die südsudanesisch Armee, die die Grenze überschritten und mit den Kämpfen begonnen habe. Von südsudanesischer Seite hieß es, der Angriff sei eine Reaktion auf fortgesetzte Bombardements von südsudanesischen Ortschaften durch die nordsudanesisch Luftwaffe. Nach Angaben eines Armeesprechers aus Südsudan waren die Kämpfe in Heglig die bislang schwersten, seit Südsudan im Juli vergangenen Jahres die Unabhängigkeit erhielt. Die beiden Staaten unterhalten seitdem extrem gespannte Beziehungen. Bei den Auseinandersetzungen geht es unter anderem um den Grenzverlauf und die Frage, wie viel Geld der Süden dem Norden zahlen muss, um dessen Infrastruktur für den Export des eigenen Erdöls zu nutzen. Zuletzt hatte Südsudan seine Ölförderung gestoppt, nachdem der Norden entgegen den Abmachungen große Mengen Öl auf dem Weg von den Feldern im Süden zum Hafen Port Sudan abgepumpt hatte.

Unsere Simone lebt nicht mehr.

Simone Peters

geb. Müller

* 24. Februar 1962

† 25. März 2012

In tiefer Trauer

Frank Peters

alle Angehörigen und Freunde

Kaiserslautern, den 28. März 2012

Die Beisetzung findet am Freitag, dem 30. März 2012 um 11.00 Uhr auf dem Hauptfriedhof in Kaiserslautern statt. Von Beileidsbekundungen am Grab bitten wir abzusehen.

Vorstand und Geschäftsführung des Bundesverbandes
Deutscher Leasing-Unternehmen trauern um

Prof. Dr. Albrecht Dietz

der im Alter von 86 Jahren am 21. März 2012 verstarb.

Herr Prof. Dr. Albrecht Dietz hat als Gründungsmitglied des Verbandes das Leasing in Deutschland etabliert. Als Präsident und langjähriges Mitglied des Vorstandes hat er maßgeblich an der steuerlichen und handelsrechtlichen Ausgestaltung des Leasing in Deutschland mitgewirkt. Damit schuf er wesentliche Voraussetzungen für den heutigen marktpolitischen Erfolg dieser Dienstleistung, die insbesondere für den Mittelstand eine überragende wirtschaftliche Bedeutung hat.

Wir verlieren mit Prof. Dr. Albrecht Dietz einen Menschen mit vorbildlichem beruflichem Engagement.

Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Bundesverband Deutscher Leasing-Unternehmen e.V.

Martin Mudersbach
Präsident

Horst Fittler
Hauptgeschäftsführer

Strauss-Kahn jetzt unter der Anklage der Zuhälterei

mic. PARIS, 27. März. Vor einem Jahr noch galt Dominique Strauss-Kahn als wahrscheinlicher Nachfolger von Nicolas Sarkozy im Elysée-Palast. Jetzt hat die Staatsanwaltschaft gegen ihn Anklage erhoben wegen „schwerer, organisierter Zuhälterei“. Das Strafverfahren gegen den 62 Jahre alten früheren IWF-Generaldirektor stürzt die Sozialistische Partei mitten im Präsidentenwahlkampf in Erklärungsnot. Präsidentenchaftskandidat François Hollande drückte sich am Dienstag vor einem Kommentar. Sein Kampagnenleiter Pierre Moscovici bewertete den Abstieg des einstigen Hoffnungsträgers als „traurig“. Und die grüne Präsidentschaftskandidatin Eva Joly fragte: „Wann hat der IWF-Generaldirektor eigentlich gearbeitet?“

Drei Untersuchungsrichter haben den Terminkalender Strauss-Kahns erforscht und sind auf viele freizügige Rendezvous gestoßen, die von einem „Freundschaftskreis“ aus Lille organisiert wurden. Als Hauptquartier diente das Hotel Carlton, eine der besten Adressen in der nordfranzösischen Handelsstadt. Der PR-Chef des Hotels, René Kojfer, zwei Unternehmer sowie ein hoher Polizeibeamter zählten zu den Organisatoren der Sex-Partys, die sie mit Hilfe des Club-Betreibers Dominique Alderweird (Spitzname „Dodo, der Salzhering“) organisierten.

Strauss-Kahn war ein regelmäßiger Besucher der Vergnügungen, die je nach Terminplan des IWF-Direktors in Paris, Wien, Brüssel, Prag oder New York stattfanden. Wie die Ermittler herausfanden, wurde eigens eine Wohnung in Paris gemietet, andernfalls traf man sich im Hotel Murano oder im Restaurant „L'Aventure“ unweit des Triumphbogens. Strauss-Kahn sagte, er habe nicht geahnt, dass die Frauen Prostituierte gewesen seien. „Dodo, der Salzhering“, gegen den ebenfalls ein Strafverfahren läuft, wies diese Darstellung im Radio zurück: „Wenn man eine junge Frau oder eine Dame seit einer Stunde kennt und dann Sex hat, dann sind das in der Regel bezahlte Dienste.“

Die Untersuchungsrichter sind auch auf SMS-Nachrichten Strauss-Kahns gestoßen, mit denen er seine „Freunde“ zu geselligen Stunden einlad und sich erkundigte, wie viele „Fräuleins“ sie denn mitbrächten. Strauss-Kahn ließ am Dienstag über seine Anwälte ankündigen, dass er gegen das Strafverfahren Einspruch einlegen werde. Kürzlich war er bei einem Auftritt an der Universität in Oxford ausgebaut worden, das Europäische Parlament hatte eine Einladung an ihn zurückgezogen.

Bewährung im Prozess um Luxair-Absturz

LUXEMBURG, 27. März (dpa). Im Prozess um den Absturz eines Luxair-Flugzeugs vor zehn Jahren mit 20 Todesopfern ist der Pilot des Unglücksflugzeugs am Dienstag zu dreieinhalb Jahren auf Bewährung verurteilt worden. Zwei ehemalige Flugzeugmechaniker bekamen Strafen von jeweils zwei Jahren, ein früherer Technikleiter eineinhalb Jahre, die ebenfalls allesamt auf Bewährung ausgesetzt werden. Drei frühere Generaldirektoren wurden freigesprochen. Seit Oktober mussten sich sieben Mitarbeiter der luxemburgischen Fluggesellschaft Luxair wegen fahrlässiger Tötung vor dem Bezirksgericht Luxemburg-Stadt verantworten. Bei dem Unglück am 6. November 2002 war das Flugzeug auf dem Weg von Berlin nach Luxemburg kurz vor dem Ziel abgestürzt. Unter den Toten waren 15 Deutsche. Nur zwei Personen überlebten: der Pilot und ein französischer Passagier.

Deutsche Radlerin auf Mallorca überfahren

wie. MADRID, 27. März. Eine deutsche Radfahrerin ist auf Mallorca von einem betrunkenen spanischen Polizisten überfahren und tödlich verletzt worden. Ein Richter in Palma hat ihn der fahrlässigen Tötung sowie der unterlassenen Hilfeleistung beschuldigt und Untersuchungshaft angeordnet. Der Zwischenfall ereignete sich am Sonntag, als die 64 Jahre alte Frau mit einer Gruppe, zu der auch ihr Mann gehörte, eine Radtour machte. Der Polizist, der einen freien Tag hatte und nach einer durchzechten Nacht am Vormittag aus einer Bar kam, fuhr die Radlerin in einem nicht markierten Dienstfahrzeug von hinten an. Sie wurde gegen einen Baum geschleudert. Der Beamte, der von seinem angeblich ebenfalls ange-trunkenen Vorgesetzten, dem Chef der Einheit für Rauschmittelbekämpfung, begleitet wurde, beging Fahrerflucht. Beide wurden später von der Guardia Civil festgenommen. Dem Vorgesetzten, der nach dem Zusammenprall das Steuer übernahm, wird ebenfalls unterlassene Hilfeleistung vorgeworfen. Ein anderer Polizist, der an seinem freien Sonntag gerade auch eine Fahrradtour unternahm, war nach Angaben der Behörden Zeuge des Unglücks, notierte die Autonummer und erstattete Meldung.

Wie können Sie kleine Person überhaupt fliegen?

Hanna Reitsch, die erfolgreichste Fliegerin der Geschichte, wurde geliebt und bewundert, gehasst und beschimpft. Am Donnerstag wäre sie 100 geworden.

Von Dieter Vogt

FRANKFURT, 27. März. Sie war eine zierliche Frau, kaum größer als anderthalb Meter, keine, die man sich hinter der wichtigen Steuersäule eines Bombers vorstellen konnte. Als der unschlanke Reichsmarschall Göring sie das erste Mal sah, war er erstaunt: „Wie? Ist das alles? Wie können Sie kleine Person überhaupt fliegen?“ Als Segelflugschülerin hatte sie immer riesige Kissen zum Startplatz mitgebracht: Darauf sitzend konnte sie aus dem engen Sperrholzgehäuse in die weite Welt hinausblicken. Sie war ein Wirbelwind ansteckender Fröhlichkeit. Ein Fliegerkamerad, der spätere Schauspieler Mathias Wieman, erinnerte sich an „das Persönchen mit sehr hellen Haaren, sehr hellen Augen und einer ganz hellen Stimme, immer in Begeisterung, eine Lerche in Menschengestalt“.

Hanna Reitsch, am 29. März 1912 im schlesischen Hirschberg geboren, war die Tochter eines Augenarztes und wuchs wohlbehütet in einer musikliebenden Familie auf. Ehe sie noch richtig denken konnte, beherrschte sie der Gedanke ans Fliegen. Aber das war kein Beruf, schon gar nicht für eine Frau. Sie begann ein Verlegenheitsstudium, Medizin, um „fliegende Ärztin in Afrika“ zu werden. Weitsichtige Fluglehrer wie Wolf Hirth erkannten ihr herausragendes Talent und empfahlen ihr statt des Arztkittels die Pilotenjacke. An der Segelflugschule Grunau im Riesengebirge flog sie bald allen davon. Noch während der Ausbildung gelang ihr ein erster Dauerflug-Weltrekord. Sie war Anfang zwanzig, als man sie zur Versuchspilotin der Deutschen Forschungsanstalt für Segelflug in Darmstadt machte. „Mein Gott“, schrieb sie, als ihr halberfetztes Flugzeug von einer Gewitterwolke ausgespien wurde, „niemals habe ich geahnt, in welche Not ein Mensch kommen kann!“

Mit Piloten und Wissenschaftlern der neuen Jugendbewegung des motorlosen Fliegens unternahm sie Erkundungsreisen („Segelflug-Expeditionen“) nach Brasilien und Argentinien, Finnland und Libyen. Sie fanden überall Aufwind und Nachahmer. Der Segelflug eroberte die Welt. Als erste Frau überquerte Hanna Reitsch in einem Flugzeug ohne Motor die Alpen. Sie war der erste weibliche Flugkapitän. Die erste stolze Trägerin des Eisernen Kreuzes Erster Klasse. Was sie anpackte, geriet zu einem Stück Luftfahrtgeschichte. Sie flog alles, was Flügel hatte, ja, sie flog auch ohne Flügel. 1938 führte sie in der Berliner Deutschlandhalle die neueste Erfindung deutscher Ingenieurkunst vor, Henrich Fockes Hubschrauber FW 61.

Ihre Erfolge beruhten nicht nur auf Talent; sie war fleißig und gewissenhaft, eine Musterschülerin. Wie selbstverständlich wechselte die Segelfliegerin zur Erpro-



Nur Fliegen ist schöner: Im Originaltext zu dem Bild aus dem Jahr 1938 heißt es: „Feierabend! Hanna Reitsch verzehrt unter den Klängen eines Schifferklaviers ihre frugale Fliegervesper.“ Es scheint sich um Johannisbeeren mit Zucker zu handeln. Foto Archiv

bungsstelle Rechlin an der Müritz in den militärischen Testbetrieb. Eine Frau in Rechlin – das war ein schon unverschämter Akt der Emanzipation. Hanna Reitsch absolvierte ihr Pensum an Todesverachtung. Sie erprobte die bemannte Lenkboombe V1, die für Kamikaze-Einsätze vorgesehen war. Sie jagte mit präparierten Bomben gegen Drahtseile, um den Frontfliegern zu zeigen, wie sie überlebten, wenn sie in eine Ballonsperre gerieten. Sie verun-

glückte mit dem Raketenjäger Me 163 und erholte sich von einem vielfachen Schädelbruch. Sie hatte Todesmut und nannte es Gottvertrauen.

Als Berlin schon in Flammen stand, flog sie immer noch. Zusammen mit dem verwundeten Generalobersten Ritter von Greim landete sie Ende April 1945 in einem „Fieseler Storch“ vor dem Brandenburger Tor. Im Führerbunker spielte und sang sie mit den Goebbels-Kindern, die we-

nige Tage später auf Geheiß der Eltern umgebracht wurden. Adolf Hitler („mit einem fahlen, greisenhaft verfallenen Gesicht“) gab ihr zwei Giftampullen für alle Fälle und machte von Greim noch zum neuen Luftwaffenchef – freilich gab es keine Luftwaffe mehr. Zusammen mit ihm entkam Hanna Reitsch dem letzten Inferno, wiederum auf dem Luftweg.

Sie hätte 1945 den leichteren Weg gehen können: in die Vereinigten Staaten, wie ihr ehemaliger Segelfliegerkamerad Werner von Braun. Die Siegermächte umwarben deutsche Luftfahrtspezialisten. Vermutlich gab es damals auf der ganzen Welt keinen Piloten, der so viele verschiedene Luftfahrtgeräte beherrschte wie Hanna Reitsch. Sie ließ sich anderthalb Jahre von den Amerikanern in Oberursel im Taunus einsperren, wurde schlecht behandelt, beschimpft, verleugnet. Als sie freikam, schlug ihr Ablehnung entgegen. Was hatte sie erwartet? Dankbarkeit! Hatte sie nicht Deutschland in den schwersten Stunden aufopferungsvoll gedient? Mit den Widersprüchen eines gebrochenen Lebensfalls musste sie weiterleben. Hanna Reitsch, die naive Patriotin, war überzeugt, für ihr Vaterland geflogen zu sein, und hatte ihr Vaterland mit dessen mörderischem Regime verwechselt. Eine Weile war ihre anonyme Stimme bei der Telefonseelsorge zu hören.

In den fünfziger Jahren kehrte sie zu ihrer wahren Leidenschaft zurück: zum stillen Segelflug, zu den Berghängen, wo sie wieder Aufwind fand. Jetzt wollte sie nur noch Sportlerin sein. 1955, als es noch keine Frauenwettbewerbe gab, trat sie gegen die männliche Elite an und errang den Titel des Deutschen Segelflugmeisters. Es kam vor, dass sie im Flugzeug übermütig sang und jodelte. Taugte das Wetter nicht zum Fliegen, machte sie am Flugplatz sogleich einen Gesangsverein auf. Von Zeit zu Zeit landete sie wieder in den Weltrekord-Listen. 1957 erreichte sie beinahe 7000 Meter Höhe. Als die Schatten ihrer Vergangenheit blasser wurden, half sie, in Indien eine Segelflugschule aufzubauen – längst wusste man in aller Welt, dass Fliegenlernen ein Gemeinschaftserlebnis von erzieherischem Wert war. Mit Nehru schwebte sie über Delhi. Auch in Afrika leistete sie Entwicklungshilfe auf ihre Art. Über die Zeit in Ghana, als sie von ihren Flugschülern „mother“ genannt wurde, schrieb sie ihr zweites Buch: „Ich flog für Kwame Nkrumah“. Das erste Buch hatte den banalen, aber doch die ganze Wahrheit umfassenden Titel: „Fliegen – mein Leben“. Wo man ihre Leistungen ohne politische Raster betrachtete, erfuhr sie vielfache Ehrungen. Kennedy empfing sie im Weißen Haus. Amerikanische Testpiloten- und Astronauten-Vereinigungen trugen ihr die Ehrenmitgliedschaft an. 1972 wurde sie zum „Pilot of the Year“ gewählt.

Bis in ihre letzten Lebensjahre schien sie vor Gesundheit zu strotzen. Sie übte sich in Disziplin und Yoga. Wer sie damals in der Frankfurter Zeppelinallee besuchte, traf eine drahtige ältere Dame an, die immer noch so aussah wie das junge Mädchen, dem der Propellerwind die Frisur verwirbelt hat. Mit 66 Jahren gelang ihr in den Alpen noch einmal ein Weltrekord: ein Zielflug mit Rückkehr über 715 Kilometer. Ein Jahr später, 1979, als man schon ihre Unsterblichkeit in Erwägung zog, starb Hanna Reitsch nach kurzer Krankheit an Herzversagen.

nen Eimer geholt. „Warum hat S. Ihnen einen Eimer geholt?“, fragt der Richter. „Weiß nicht, das müssen Sie sie selbst fragen.“ – Aufgebracht ruft der Richter, er hoffe, dass diese Äußerung nur ein Ausreutscher gewesen sei. „Sonst bekommen wir zwei Ärger.“ Er sammelt sich kurz und fragt dann: „Welches Blut wollen Sie denn aufgewischt haben, wenn Sie doch einen Lappen vor dem Gesicht hatten?“ Und er erklärt ihm, dass doch zufällig Teile des DNA-Spurenbilds vom Tatort mit seinem „Wischmuster“ nun zusammenpassten. Doch andere Spuren, wie zum Beispiel ein Blutstropfen von ihm an der Wand, passten so gar nicht dazu. Und der Vorsitzende Richter möchte auch wissen, warum er für ein paar Blutstropfen auf dem Boden mit dem Wischmopp komme. Doch Thomas S. treibt dieser Einwand nicht um. Vielmehr berichtet er, dass das Mädchen S. dann im Hof kurz in sein Auto gestiegen sei und dort ein Seil von ihm gefunden habe. Damit habe sie dann gespielt.

So lässt Thomas S. in seiner Version das Gericht an seinem Rundgang mit S. durch die Wohnung teilhaben, doch es drängt sich für das Gericht der Eindruck auf, dass es ihm nur darum geht, der Spurenlage in der Wohnung und an Tatwerkzeugen eine – wenn auch unplausible – Erklärung zu geben. „Kann es sein, dass die ganze Geschichte mit dem Nasenbluten zwischen dem 13. und 17. März nur ein ganz großer Schmarren ist?“, fragt der Beisitzer. „Wie ist denn Ihr Blut also dahingekommen?“ Und Thomas S., zurückgelehnt, im kurzärmligen Jeanshemd, nicht im mindesten verunsichert, hat darauf nur eine Antwort: „Es ist eine Ampulle mit Blut aus der JVA Stadelheim verschwunden.“ Zuvor hatte er in seiner Erklärung schon angekündigt, dass er noch ein paar Fragen zu dem DNA-Gutachten habe: „Ich arbeite mich gerade in die Thematik ein.“

„Ich hatte einfach nur Nasenbluten“

Im Kraillinger Mordfall bricht der Angeklagte sein Schweigen und gerät in Widersprüche / Von Karin Truscheit

MÜNCHEN, 27. März. Thomas S. hat die Prioritäten klar gesetzt. Zuerst erklärt er mehr als eine halbe Stunde lang, dass er kein Erbschleicher ist, sich beim Hausbau nicht finanziell überhoben, keine Leistungen erschießen hat, seine Kinder nicht schlage, sondern nur Zimmerarrest erteile („Damit verstoße ich wohl nicht gegen die Europäische Menschenrechtskonvention“). Dann erst, nachdem er auch erklärt hat, dass er sich entgegen allen Zeugenaussagen gut mit dem vermögenden Großvater und auch mit dem Vater seiner Ehefrau verstanden habe, dann erst spricht Thomas S. als Kommissar in eigener Sache. Nun spricht er über die Taten, die ihm zur Last gelegt werden, und die, was Niedertracht anbelangt, in der jüngeren deutschen Kriminalgeschichte ziemlich allein dastehen.

Es gefällt ihm sichtlich, mit der Polizeiterminologie zu spielen, wenn er von „Auffindesituation von C.“ spricht, von Tatortbegehung, Hundestaffel, Blutspuren und erkennungsdienstlicher Behandlung. Stümperhafte erkennungsdienstliche Behandlung, wie er nicht müde wird, hervorzuheben. „Ich bin wohl der einzige Mensch auf der Welt mit einem Gutachten über Verletzungen, der keine Verletzungen gehabt hat.“ Gemeint sind damit die Verletzungen, die bei Thomas S. festgestellt worden waren, als er nach dem Mord an seinen beiden Nichten, zwei acht und elf Jahre alten Mädchen aus dem bayerischen Krailling, festgenommen wurde. Die Verletzungen soll er sich beim Kampf mit den beiden Kindern zugezogen haben. Die Staatsanwaltschaft legt ihm den Mord an den beiden Kindern am 24. März 2011 zur Last. Er soll sie mit einem Seil gewürgt und mit einer Handtel und mit einem Messer auf sie eingeschlagen und gestochen haben, als die beiden nachts allein zu Hause waren und die Mutter in der nahegelegenen Gastwirtschaft



Viele Unterlagen: Der Angeklagte geht am Dienstag zu seinem Platz. Foto dpa

Spurenlage in Emden weiter „diffus“

vL. HANNOVER, 27. März. Die Mordkommission in Emden hat nach der Ermordung eines elf Jahre alten Mädchens trotz mehr als 75 Hinweisen aus der Bevölkerung noch keine „heiße Spur“. Der Leiter der Ermittlungsgruppe von 40 Mann, Werner Brandt, sagte am Dienstag, die Spurenlage und die Hinweise auf den schwarz gekleideten jungen Mann oder Jugendlichen, der zuletzt zusammen mit dem Mädchen gesehen wurde, seien „diffus“, die Erkenntnislage „dünn“. Es werde noch Tage dauern, bis die Videoaufzeichnungen mehrerer Kameras aus dem Parkhaus ausgewertet seien. Mehrere hundert Polizisten haben mit Spürhunden ohne Ergebnis die Umgebung auch nach der Tatwaffe abgesucht. Das am Samstag getötete Mädchen, das im Treppenhaus des dreistöckigen Parkhauses unter einer Stahlterrasse gefunden wurde, ist offenbar einem Sexualverbrechen zum Opfer gefallen. Am Montagabend hatten sich 1500 Menschen, vor allem Jugendliche, zu einer Schweigeminute am Bahnhof getroffen. Viele legten anschließend Blumen oder Stofftiere an dem Parkhaus nieder und entzündeten Kerzen.

„Er meinte, er hat die Lolita erwürgt“

klaue. TRIER, 27. März. Im Prozess um den Mord an Lolita Brieger vor fast 30 Jahren hat ein Zeuge den Angeklagten schwer belastet. Er sagte am Dienstag aus, Landwirt Josef K. sei kurz nach dem Verschwinden der jungen Frau im November 1982 zu ihm gekommen und habe sich offenbart. „Er meinte, er hat die Lolita erwürgt, und ich müsste ihm helfen“, sagte der Zeuge, der damals mit dem Angeklagten befreundet war. Josef K. habe ihn dann zu einem Schuppen geführt, in dem der Leichnam von dessen ehemaliger Freundin gelegen habe, eingewickelt in Folie. Gemeinsam hätten sie den Körper zu einer naheliegenden Müllkippe gefahren und abgelegt. Erst im vergangenen September, also fast drei Jahrzehnte nach dem spurlosen Verschwinden der schwangere Lolita Brieger, gestand der Zeuge der Polizei, bei der Beseitigung der Toten geholfen zu haben. Nach zweiwöchiger Suche wurden im Oktober 2011 die sterblichen Überreste auf der Mülldeponie bei Frauenkron in der Vulkaneifel gefunden. Auf die Frage, warum er so lange geschwiegen habe, sagte der Hauptbelastungszeuge am Dienstag im Landgericht Trier: „Ich hatte Angst, dass er mir das in die Schuhe schiebt.“ Außerdem sei der Angeklagte „relativ aggressiv“. Josef K. hatte zu Prozessbeginn angekündigt, sich nicht zu den Mordvorwürfen zu äußern.

Kurze Meldungen

Katy Perry hat drei Monate nach der Blitzzrennung von Russell Brand wieder einen Mann an ihrer Seite. Wie ein Sprecher des Modells Baptiste Giabiconi bestätigt, sind die amerikanische Popsängerin und der 22 Jahre alte Franzose ein Paar. „Es ist neu, sie probieren es aus“, ließ Giabiconis Sprecher die „New York Post“ wissen. Das Model, das bislang als Muse des Designers Karl Lagerfeld galt, soll in den vergangenen Wochen viel Zeit mit der 27 Jahre alten Kalifornierin verbracht haben. Nachdem das Paar bei der Fashion Week in Paris gesehen worden war, zog es in dieser Woche gemeinsam durch die Nachtclubs der Stadt. (ceh.)

Bobby Brown, der frühere Ehemann von Whitney Houston, hat wieder über die Stränge geschlagen. Der R&B-Sänger wurde am Montag in Reseda bei Los Angeles festgenommen, weil er alkoholisiert am Steuer saß. Nach dem zweistündigen Aufenthalt in einer Gefängniszelle ließ die Highway Patrol den Dreundvierzigjährigen vorerst gehen. Brown war den Beamten aufgefallen, als er ohne Freisprechanlage im Auto telefonierte. Der anschließende Alkoholtest ergab positive Werte. Brown, der im Jahr 2007 von Houston geschieden wurde, hat die Polizei schon mehrfach mit Alkohol- und Drogenskapaden beschäftigt. Unter anderem verübte der Sänger vor 15 Jahren eine Gefängnisstrafe, nachdem er in Georgia Schlangenlinien gefahren war. Houstons Familie hatte Brown die Schuld an der Kokainsucht der Sängerin gegeben. (ceh.)

Khloé Kardashian, die streitbarste der drei Kardashians-Western, hat jetzt auch der Tierschutzorganisation Peta den Kampf angesagt. Nach einem Mehl-angriff auf Kim Kardashian, bei dem eine Peta-Sympathisantin den Reality-Star in der vergangenen Woche auf einem roten Teppich weiß puderte, hat sich ihre jüngere Schwester Khloé von den Tierschützern losgesagt. Christina Cho, die Kim Kardashian bei einer Parfümpäsentation in West Hollywood in eine Mehlwolke hüllte, soll die Schwester der Peta-Sprecherin Michelle Cho sein – die Khloé wiederum vor vier Jahren dazu überredet hatte, sich für die Anzeigenkampagne der Tierschützer gegen Pelz auszuziehen. (ceh.)

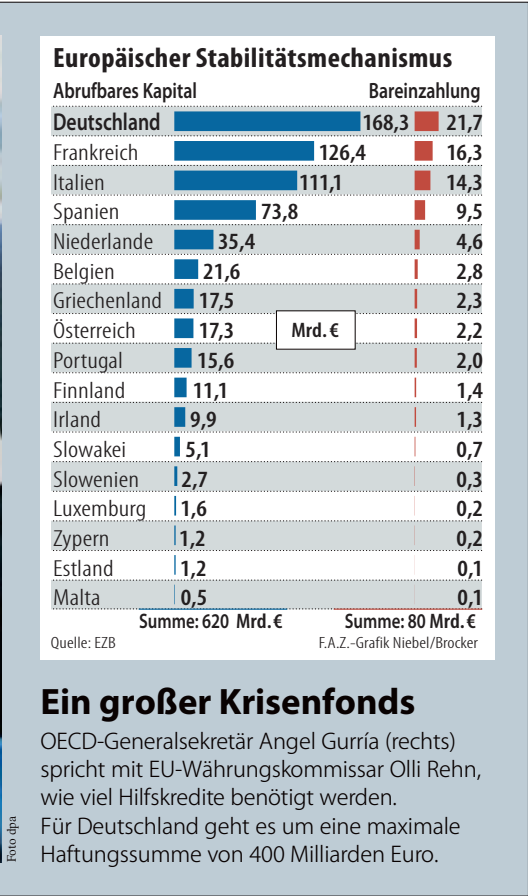
OECD für „Brandmauer“ von einer Billion Euro

Deutschland haftet zeitweise mit 250 bis 400 Milliarden Euro für Krisenfonds

wmu./mas. BRÜSSEL/BERLIN, 27. März. Unmittelbar vor der Entscheidung über eine höhere „Brandmauer“ – durch eine Kombination der Euro-Krisenfonds – ist der internationale Druck auf die Eurogruppe und Deutschland noch einmal gestiegen. Der Generalsekretär der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), Angel Gurría, sagte am Dienstag in Brüssel, er habe sich immer für „die Mutter aller Brandmauern“ eingesetzt. Diese müsse „stark genug, breit genug, tief genug, hoch genug, einfach groß“ sein, um letztlich nicht genutzt werden zu müssen. „Wenn man mit Märkten zu tun hat, sollte man lieber über das Ziel hinausschießen“, sagte er.

Gurría sagte, er habe schon im Sommer 2011 ein Volumen des Euro-Krisenfonds ESM von mindestens einer Billion Euro gefordert. Die Europäische Zentralbank (EZB) habe inzwischen den Druck auf den Euroraum durch ihren massiven Einsatz langfristiger Refinanzierungsgeschäfte („dicke Bertha“) zwar reduziert. Dennoch halte er seine Forderung nach einer Billionen-Brandmauer aufrecht, sagte der OECD-Generaldirektor. Der Euroraum müsse die eigenen Institutionen zur Krisenbewältigung einsetzen. Das gelte nicht zuletzt für die EZB, die ihre Rolle als potentieller Aufkäufer von Staatsanleihen angeschlagener Eurostaaten „noch lange nicht ausgeschöpft“ habe.

EU-Währungskommissar Olli Rehn wollte sich nicht zur Frage äußern, auf welchen Betrag sich die Eurogruppe auf ihrem Treffen am Freitag in Kopenhagen einigen werde. Erwartet wird eine temporäre Kombination des bisherigen Krisenfonds EFSF mit seinem permanenten Nachfolger ESM, der nach der Aufbauphase bis zu 500 Milliarden Euro verleihen kann. Als wahrscheinlichste Lösung zeichnete sich am Dienstag ab, dass beim Start des ESM zur Jahresmitte die bisher nicht verplanten Mittel aus dem EFSF von knapp 250 Milliarden Euro für eine Übergangszeit von einem Jahr zusätzlich zur Verfügung stehen. Sie sollen nur im Notfall eingesetzt werden. Bereits verplant aus dem EFSF sind Kredite an Irland, Portugal und Griechenland von 190 Milliar-



Ein großer Krisenfonds

OECD-Generalsekretär Angel Gurría (rechts) spricht mit EU-Währungskommissar Olli Rehn, wie viel Hilfskredite benötigt werden. Für Deutschland geht es um eine maximale Haftungssumme von 400 Milliarden Euro.

den Euro. Ursprünglich sollten die EFSF-Zusagen auf das ESM-Volumen angerechnet werden. Da dessen Kapitalstock nur verzögert aufgebaut werde, sei er zunächst nicht voll einsatzfähig, heißt es zur Begründung des Kombinationsvorschlages.

Wenn der ESM von Juli 2012 an seine Arbeit aufnimmt, sollen die Einzahlungen der Eurostaaten in den ESM-Kapitalstock beschleunigt werden. Voraussichtlich sollen im zweiten Halbjahr 2012 und im ersten Halbjahr 2013 je zwei Tranchen à 16 Milliarden Euro in den Kapitalstock fließen. Nach einer Faustformel müssen etwa 15 Prozent des jeweiligen ESM-Kreditvolumens durch Bareinzahlungen abgesichert sein. Nach dieser Kalkulation stünden Mitte 2013, wenn die noch nicht verplanten

EFSF-Mittel verfallen, insgesamt 400 Milliarden Euro Kredite aus dem ESM zur Verfügung. In Deutschland hofft und rechnet man indes damit, dass sich das Aufstocken des ESM auf die schon zugesagten EFSF-Programmmittel begrenzen lässt. Wichtig sei für Deutschland die Begrenzung des ESM auf eine Ausleihkapazität von 500 Milliarden Euro, war in Regierungskreisen zu hören.

Das Ausmaß der deutschen Haftung für die neue Kombinationslösung hängt von deren genauer Ausgestaltung ab. Auf alle Fälle haftet Deutschland für den ESM mit Kapitaleinzahlungen von 22 Milliarden Euro und mit 168 Milliarden Euro, die als „abrufbares Kapital“ notfalls nachzuschießen wären. Hinzu käme der deutsche Haf-

tungsanteil für die weiterlaufenden EFSF-Programme von 29 Prozent – bei 190 Milliarden Euro waren das etwa 55 Milliarden Euro. Zusammen käme man damit auf etwa 250 Milliarden Euro. Sollten die EFSF-Restmittel von 250 Milliarden Euro zusätzlich genutzt werden müssen, kämen in der Übergangszeit die deutschen EFSF-Garantien von 211 Milliarden zusätzlich zum Tragen. Dann betrüge die Gesamthaftung ein Jahr lang rund 400 Milliarden Euro. Die Unionsfraktion im Bundestag hat sich am Dienstag mit großer Mehrheit hinter die Pläne für eine Aufstockung gestellt. Zwar würden die Brandmauern nun erhöht, sagte Unionsfraktionschef Volker Kauder. „Aber insgesamt ist das Haftungsrisiko eher geringer geworden als höher.“

Heute



Schwieriges Amt in Athen
Seit dem 7. März ist Anna Diamantopoulou griechische Wirtschaftsministerin. Es gibt nicht viele, die mit ihr tauschen wollen. **Seite 10**

Schuldenbremse trifft Bau
Die öffentliche Hand muss sparen und kann daher nur wenig für Bauaufträge ausgeben. Immerhin bleiben die Aussichten für den Wohnungsbau günstig. **Seite 11**

Oetker greift Nestlé an
In Europas Pizzageschäft ist Oetker schon die Nummer 1. Nun geht der Familienkonzern auch in Amerika in die Offensive gegen Nestlé – mit dem Bau einer Pizzafabrik. **Seite 12**



Im Kampf gegen Schlecker-Chaos
Ostern wird durchgearbeitet: Der Insolvenzverwalter Arndt Gewitz muss bei Schlecker das Chaos lichten, um Investoren zu begeistern. **Seiten 13/14**

Penny-Sanierung geht vor
Der Lebensmitteleinzelhandel sieht sich vor großen Herausforderungen. Für Rewe steht aber zunächst die Sanierung des Discounter Penny ganz oben auf der Agenda. **Seite 13**

„Wie Tagebücher lesen“
Amerikanische Unternehmen haben von Bewerbern Facebook-Passwörter verlangt. Politiker zeigen sich empört und wollen dies per Gesetz verbieten. **Seite 16**

Im Zangengriff der Gerichte
Der Europäische Gerichtshof und der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte bestimmen immer stärker über das deutsche Arbeitsrecht. Recht & Steuern. **Seite 19**

Amerikaner sind über Gesundheitsreform gespalten

Obamas wichtigste Reform steht vor Gericht / Streit über Geldbuße gegen Verweigerer

pwe. WASHINGTON, 27. März. Auch nach zwei Jahren haben die Amerikaner sich mit der Gesundheitsreform, über die derzeit der Oberste Gerichtshof verhandelt, noch nicht angefreundet. Wie im März 2010, als die Demokraten mit einiger Mühe das Gesetz durch das Parlament gebracht hatten, zeigen die Meinungsumfragen eine zutiefst gesplante Bevölkerung. Von sechs aktuellen Umfragen zeigen drei ein leichtes Übergewicht der Befürworter, während drei Umfragen überwiegend Ablehnung widerspiegeln. Vor allem das Kernstück der Reform, die von 2014 an für fast alle Bürger geltende Pflicht zum Abschluss einer Krankenversicherung, stößt auf Ablehnung. Bei Verstößen gegen die Versicherungspflicht droht eine Geldbuße von 2,5 Prozent des Familieneinkommens.

Das Oberste Gericht verhandelt seit Montag bis zu diesem Mittwoch über die Reform. Eine Entscheidung wird für Juni erwartet. Gegen die Reform klagen 26 Bundesstaaten, Einzelkläger und ein Unternehmensverband. Für Präsident Barack Obama steht das politische Glanzstück seiner ersten Amtszeit auf dem Spiel. Die Gesundheitsreform ist eines der Hauptthemen im Wahlkampf, in dem

vor allem über die Befugnisse der Bundesregierung gestritten wird. Alle republikanischen Präsidentschaftskandidaten haben erklärt, sie würden das Gesetz abschaffen. Einen Spagat begeht dabei der führende Kandidat Mitt Romney, der als Gouverneur in Massachusetts eine analoge Reform unterzeichnet hatte.

Die 26 republikanisch regierten Bundesstaaten sehen die Reform als verfassungswidrigen Eingriff in ihre Rechte. Nach der „Commerce Clause“ darf die Bundesregierung zwar den Handel zwischen den Staaten regulieren. Die Republikaner aber argumentieren, dass kein Handel stattfindet, wenn Amerikaner keine Krankenversicherung kaufen. Nach Auffassung der Bundesregierung bedarf dagegen jeder Amerikaner in seinem Leben medizinischer Leistungen, was die Regulierung rechtfertigt. Befürworter der Reform heben auch hervor, dass der Kongress die Amerikaner etwa schon zur Teilnahme an der gesetzlichen Rentenversicherung verpflichtet hatte.

Die Bundesregierung zieht zur Rechtfertigung der Geldbuße auch das Recht heran, Steuern zu erheben. In einer bizarren juristischen Volte argumentierte Generalstaatsanwalt Donald Verrilli nun

aber, bei der Buße handle es sich gar nicht um eine Steuer. Dabei geht es um die Frage, ob das Oberste Gericht über die Gesundheitsreform schon jetzt entscheiden darf, weil die Pflicht zur Krankenversicherung und die Geldbuße erst von 2014 an gelten. Nach einem Gesetz aus dem Jahr 1867 darf gegen ein Steuergesetz erst dann geklagt werden, wenn Zahlungen geleistet wurden. Die Bundesregierung wollte mit Verweis auf diese Regel die Klagen zunächst abwehren, verzichtete später aber darauf, eine schnelle juristische Klärung anzustreben. Im „Gesetz zum Schutz der Patienten und für eine erschwingliche Krankenversicherung“ ist von einer Steuer nicht die Rede. Der Senat benutzte lieber das Wort Strafe, um den Widerstand gegen das Gesetz nicht noch anzufachen. Die Fragen der neun Richter des Obersten Gerichts in der Verhandlung am Montag deuteten an, dass sie eine Entscheidung schon jetzt angehen wollen.

In Deutschland muss ein Bürger unmittelbar und gegenwärtig betroffen sein, um gegen ein Gesetz klagen zu können. Für Klagen eines Bundeslandes gegen die Bundesregierung gilt diese Einschränkung aber nicht.

Unfall auf Erdgas-Plattform in der Nordsee

Gaskondensat strömt unkontrolliert ins Meer / Küstenwache richtet Sperrzone ein

theu. LONDON, 27. März. Nach einem Unfall auf einer Erdgas-Förderplattform in der Nordsee haben Energiekonzerne vor der schottischen Ostküste Hunderte von Mitarbeitern in Sicherheit gebracht. Schon am Sonntag war auf der Bohrplattform „Elgin“ des französischen Konzerns Total ein Gasleck entstanden. Das Unternehmen zog daraufhin alle 238 Mitarbeiter ab. Die Plattform befindet sich rund 240 Kilometer östlich der schottischen Küstenstadt Aberdeen in der Nordsee. Nach Angaben von Total wurde bei dem Betriebsunfall niemand verletzt. Am Dienstag teilte auch der britisch-niederländische Konzern Shell mit, große Teile seines Personals von zwei benachbarten Bohrplattformen abgezogen zu haben. Als „Sicherheitsvorkehrung“ seien 120 Mitarbeiter an Land gebracht worden. Die Küstenwache hat rund um die leckgeschlagene Plattform eine Sperrzone für Flugzeuge und Schiffe eingerichtet.

Das bei dem Unfall entstandene Gasleck war am Dienstag weiterhin außer Kontrolle. Nach Angaben von Total wird

möglicherweise ein halbes Jahr vergehen, bis es geschlossen werden kann. Der Vorfall weckt Erinnerungen an den folgenschweren Unfall auf der Plattform „Deepwater Horizon“ des britischen Konzerns BP vor zwei Jahren im Golf von Mexiko. Der Aktienkurs von Total brach am Dienstag an der Pariser Börse zeitweise um mehr als 7 Prozent ein. Der Betriebsunfall dürfte abermals Diskussionen über die Sicherheitsstandards in der Öl- und Gasbranche anheizen. Schon im vergangenen Jahr ist in der Nordsee aus einer undichten Pipeline von Shell tagelang Rohöl ins Meer geflossen.

Ein Sprecher der schottischen Regierung sprach am Dienstag von einem „ernsten Zwischenfall“. Es sei aber „nicht mit starken Umweltbelastungen“ zu rechnen. Laut Total strömt sogenanntes Gaskondensat aus. Das flüssige Gemisch sei brennbar und explosiv. Auf der Wasseroberfläche habe sich ein sichtbarer Film gebildet, der am Montag mehrere Quadratkilometer bedeckt habe und seither größer geworden sei. Allerdings seien die Umweltauswirkungen geringer, als wenn

Rohöl austrete. Das Kondensat verflüchtigt sich leichter als Rohöl, hieß es zur Begründung.

Die Ursache des Unfalls war ein unkontrollierter Gasausstoß in einem Bohrloch. Fachleute sprechen von einem „Blow out“. Ein solcher Betriebsunfall war vor zwei Jahren auch die Ursache für die Umweltkatastrophe im Golf von Mexiko, die zur größten Ölpest in der Geschichte der Vereinigten Staaten geführt hat. Normalerweise werden solche „Blow outs“ durch eine Reihe von Sicherheitsventilen am Bohrloch verhindert. Das Abdichten solcher Lecks ist oft schwierig und langwierig.

Total erwägt nun nach eigenen Angaben, eine sogenannte Entlastungsbohrung vorzunehmen, durch die das Gasgemisch sicher abgeleitet werden kann. Dies würde aber voraussichtlich rund sechs Monate dauern, sagte ein Sprecher des französischen Unternehmens. Auch BP setzte im Golf von Mexiko auf diese Methode. Möglicherweise erschöpfe sich der Fluss des Kondensats aber auch rasch von alleine, teilte Total mit.

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Soll sie doch

Von Heike Göbel

Markt und Subvention

Von Thiemo Heeg

In Sachen Euro-Rettung trägt die SPD seit zwei Jahren Gesetz um Gesetz der Koalition mit, obwohl jedes Vorhaben den Widerstand der Opposition verdient gehabt hätte. Denn alle dienten letztlich nur dazu, vertragswidrig die Euro-Peripherie aus dem Schulden-Schlamassel herauszupauken. Ausgerechnet beim Fiskalpakt wollen die Sozialdemokraten nicht mitziehen. Das aber ist das einzige Gesetz, das auf solide Haushaltspolitik zielt und damit zumindest versucht, die ursprünglichen Regeln zum Schutz des Euro wieder zu stärken. Man könnte den Widerstand verstehen, richtete er sich darauf, den Fiskalpakt zu schärfen, der noch zu wenig Biss hat. Doch darum geht es der SPD nicht. Sie knüpft ihre Zustimmung an Zugeständnisse zur Finanztransaktionssteuer und noch mehr Wachstumsförderung im Euroraum. Warum sich Union und FDP gesprächsbereit zeigen, ist unverständlich. Die Koalition muss nur abwarten. Soll die SPD doch dagegen stimmen. Damit wäre sie nicht nur in halb Europa blamiert, sondern stünde auch zu Hause als fahrlässiger Schuldentreiber da. Das wäre ein Makel, der die nächste Wahl entscheiden könnte. Die SPD wird zweimal nachdenken, bevor sie dieses Risiko eingeht.

Sprengstoff im Rentenpaket

Von Kerstin Schwenn

In den Poststellen der Bundesministerien ist ein Paket eingetroffen, das Sprengstoff birgt. Absenderin ist Arbeitsministerin Ursula von der Leyen, sie hat ihr „Rentenpaket“ in die Ressortabstimmung geschickt. Noch vor der Sommerpause soll auch der Bundestag es gutheißen. In dem Paket stecken Wohltaten wie die neue Zuschussrente für Geringverdienere, Verbesserungen für Erwerbsminderungsrentner, mehr Geld für die medizinische Rehabilitation und höhere Zuverdienstgrenzen für Frührentner. Als Annex will von der Leyen zudem bald Details zur Altersvorsorgepflicht für Selbstständige nachreichen.

Mit dem Paket bringt die CDU-Politikerin die Reform auf den Weg, die sie nach ihrem mehrmonatigen „Rentendialog“ mit Fachleuten für notwendig erachtet zur Bekämpfung von Altersarmut. Denn mit dem Anspruch, auf diese durch wirtschaftlichen und demographischen Wandel wachsende Gefahr zu reagieren, ist Schwarz-Gelb 2009 gestartet. Opposition, Gewerkschaften und Sozialverbände zeigen sich nun enttäuscht. Von der Leyens Zuschussrente komme denen gar nicht zugute, die ein besonders hohes Armutsrisiko hätten, monieren sie.

Was ist dran am Lieblingsprojekt der Ministerin? Sie will die Kleinrenten derer bis auf 850 Euro aufstocken, die lange gearbeitet, aber wenig verdient haben – so wenig, dass ihre Rente nicht oder kaum über den rund 680 Euro liegt, die man vom Staat als Grundsicherung bekommt, wenn man kaum oder nie gearbeitet hat. „Lebensleistungsanerkennungsgesetz“ heißt von der Leyens Entwurf deshalb auch sperrig. Darin stellt die Ministerin Anforderungen an die Zuschussrentner: Sie müssen – nach mehrjähriger Übergangszeit – nachweisen, dass sie immer privat für das Alter vorgesorgt haben. Und sie müssen am Ende 45 Versicherungsjahre und 35 Beitragsjahre (einschließlich Kindererziehung und Pflegezeiten) belegen können.

Damit ist klar: Wer im Leben lange arbeitslos war, kann nicht 850 Euro bekommen; er muss mit der Grundsicherung zufrieden sein. Die Opposition beklagt das zu Unrecht. Denn Rentenpolitik kann nicht die Fehlentwicklungen eines Arbeitslebens reparieren. Der Schlüssel zum auskömmlichen Einkommen im Alter liegt in Schulbildung, Ausbildung, Weiterbildung. Versäumnisse, die hier begründet liegen, können nicht der Rentenversicherung aufgebürdet werden. Die Logik der Opposition, dann könne es nur ein Mindestlohn richten, überzeugt nicht. Denn auch damit erwirbt nur Rentenansprüche, wer dauerhaft Arbeit hat.

Die Zuschussrente hilft nicht nur nicht gegen Altersarmut, sie ist auch teuer und unfair. Die Rentenbeitragszahler sollen mitzahlen für eine Fürsorgeleistung, die im Jahr 2030 rund 3,4 Milliarden Euro kosten wird. Die Zuschussrente ist zudem ungerecht gegen jene, die leer ausgehen, weil sie

nur auf 34 Beitragsjahre kommen oder zu wenig gerüstet haben, und gegen jene, die sich aus eigener Kraft 850 Euro Rente erarbeitet haben. Von der Leyen opfert das Äquivalenzprinzip, die Bindung der Rente an die Arbeitsleistung. Sie schwächt so die Akzeptanz des Rentensystems. Es bleibt zu hoffen, dass die Kritiker der Zuschussrente – vom Koalitionspartner FDP über die Rentenversicherung bis zum Sachverständigenrat – sie im parlamentarischen Verfahren noch abbiegen können. Sollte dies gelingen, dürfte indes die Fraktion lauter werden, die unter dem Rubrum „Lebensleistung“ eine noch bessere Anerkennung

Der Schlüssel zu einer auskömmlichen Rente liegt in Schulbildung, Ausbildung, Weiterbildung.

von Kindererziehungs- und Pflegezeiten fordert, CSU und Frauenunion.

Nicht alles in von der Leyens Paket gehört in die Ablage. Die Verbesserungen für Empfänger von Erwerbsminderungsrenten summieren sich zwar letztlich auf den stolzen Betrag von fast einer Milliarde Euro. Die neuen Zurechnungszeiten sind aber der Heraussetzung der gesetzlichen Altersgrenze von 65 auf 67 Jahre geschuldet.

Ein Aspekt des späteren Rentenbeginns ist auch die „Kombirente“: Wer vorzeitig mit Rentenabschlüssen schon mit 63 Jahren in Ruhestand geht, soll künftig mehr als nur 400 Euro hinzuverdienen können – nämlich bis zu seinem Höchsteinkommen in den letzten 15 Jahren. Idealerweise führen die neuen Verdienstgrenzen zu einer Aufweichung der starren Rentenaltersgrenze und für Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu mehr Flexibilität am Arbeitsmarkt, auf dem Ältere gebraucht werden – selbst wenn sie nicht mehr Vollzeit arbeiten können oder wollen.

Details schuldet die Arbeitsministerin noch den Selbständigen, die sie zur Altersvorsorge verpflichten will. Denn aller Voraussicht nach gehören sie, besonders die Solo-Selbständigen ohne eigene Mitarbeiter, zu den ersten Anwärtern, im Alter arm zu werden, weil sie nicht genug vorsorgen. Von der Leyen verzichtet zum Glück darauf, alle in die gesetzliche Rentenversicherung zu zwingen. Sie will ein Wahlrecht für die Art der Absicherung gewähren. Mit der Variante werden Selbständige leben können, zumal es großzügige Übergangsregeln geben und die Vorsorgepflicht erst die treffen wird, die heute unter 30 sind.

Der fürsorgende Staat muss nicht sehenden Auges das neue Risiko übernehmen, Selbständigen zunehmend den Lebensabend zu finanzieren. Aber er darf auch nicht neue Milliardenverpflichtungen eingehen, die das Rentensystem sprengen. Manchmal ist ein Päckchen besser als ein Paket.

FIRMENINDEX	Seite	Banca Civica	13	Generali	18	OVB	15	SFR	14	Vivendi	14
		BBVA	13	IBM	15	Penny	13	Shell	9	Volkswagen	15
		Caixa	13	Interseroh	12	Pfleiderer	12	Singulus	14	Weleda	14
Airbus	14	Celesio	15	Knorr-Bremse	12	R+V Versicherung	12	Stada	15	WGZ Bank	12
Alba	12	Deutsche Bank	14	Liechtensteinsche		Rational	15	Total	9	WL Bank	12
Allianz	12	Dr. Oetker	12, 16	Landesbank	15	Rewe	13	Unicredit	15	Wüstenrot &	
Axa	12	Facebook	15, 16	Nestlé	12, 16	Schlecker	13, 14	Villeroy & Boch	15, 16	Württembergische	12

Bahr setzt sich im Gehaltsstreit mit Ärztechef durch

ami. BERLIN, 27. März. Im Streit um die Höhe der Bezüge des Vorsitzenden der Kassenärztlichen Bundesvereinigung (KBV) hat Bundesgesundheitsminister Daniel Bahr obsiegt. KBV-Chef Andreas Köhler erklärte Dienstagabend, er komme dem Verlangen nach Änderung seines Arbeitsvertrages nach und habe den Vorsitzenden der KBV-Vertreterversammlung darum gebeten. Details wurden nicht bekannt. Ein Ministeriumssprecher sagte, Köhler habe den Forderungen Bahrs Rechnung getragen. Der hatte die Höhe des im vergangenen Jahr um 90 000 Euro auf 350 000 Euro heraufgesetzten Jahressalärs als unverhältnismäßig und den Wirtschaftlichkeitsanforderungen des Sozialgesetzbuches widersprechend kritisiert. Zum Vergleich war das Gehalt der Chefin des Kassenverbands mit 230 000 Euro herangezogen worden. Auch hatte Bahr Regelungen zur Altersversorgung der KBV-Spitze als zu üppig bemängelt. Nachdem die Vertreterversammlung der Aufforderung nach Vertragsänderung abgewiesen und das mit einem Rechtsgutachten zu untermauern versucht hatte, hatte Bahr Ende vergangener Woche mit einer ministeriellen Verfügung gedroht. Köhler wollte den Streit, in dem es für die Kassenärzte um die Frage der Unabhängigkeit geht, wohl nicht auf die Spitze treiben. Die verzerrte Diskussion um die Höhe seine Gehalts habe die notwendige Scharbeit um die Umsetzung des Versorgungsstrukturgesetzes in erheblichem Maße belastet, teilt er mit. Sie widerspreche seinem Verständnis von der Wahrnehmung seines Amtes und schade auf Dauer den Interessen der Ärzteschaft und der Institution KBV. Deshalb sei er Bahr „bei der Frage der Gestaltung meines Arbeitsvertrags entgegen gekommen“.

Apotheker beklagen Einsparungen

ami. BERLIN, 27. März. In Deutschland haben im vergangenen Jahr 203 Apotheken geschlossen. Das ist die höchste Zahl seit Jahren. Mit 21 238 Apotheken habe man etwa das Niveau von vor zehn Jahren wieder erreicht, teilte die Bundesvereinigung Deutscher Apothekerverbände (ABDA) am Dienstag mit. Sie warnte vor einer Gefährdung der wohnortnahen Versorgung. „Wir betreiben Apotheken 2012 zu den Kosten von heute und den Einnahmen von vor acht Jahren“, sagte ABDA-Präsident Heinz-Günter Wolf. Grund seien die Einsparungen durch die Arzneimittelreform. Die Apotheker brauchten mehr Geld. Der Verband forderte mehr Honorar je ausge-reicher Arzneimittelpackung, eine bessere Bezahlung von Not- und Nachtdiensten sowie für die Herstellung von Rezepturen. Der Apothekerverbandschef Fritz Becker sagte, das Apothekerhonorar sei von 2001 bis 2011 um 2,4 Prozent gestiegen. Das Arzthonorar sei stärker gewachsen.

Österreich hält an Transaktionssteuer fest

ela. WIEN, 27. März. Ungeachtet der Absage von Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) an eine Finanztransaktionssteuer hält die österreichische SPÖ-ÖVP-Regierung an dieser Abgabe fest. Schäuble hatte am Wochenende eine EU-weite Steuer als nicht durchsetzbar bezeichnet. Das von Maria Fekter geführte Finanzministerium prüft jetzt die Option einer Einführung nur im Euroraum. So konkret wie jetzt sei das Vorhaben noch nie gewesen, meinte ein Sprecher mit Verweis auf einen Richtlinien-Entwurf der EU-Kommission. Österreichs Regierung hat im Rahmen eines Sparpakets eine Steuer auf Wertpapiergeschäfte von 0,1 Prozent einkalkuliert. Sie soll von 2014 an 500 Millionen Euro im Jahr in die Staatskassen spülen.

Geringere Strompreise für Bahn-Konkurrenz

enn. BERLIN, 27. März. Konkurrenten der Deutschen Bahn können künftig für einen zweistelligen Millionenbetrag günstiger Strom beziehen. Auf Druck der Bundesnetzagentur senkt der Bahn-Konzern rückwirkend zum 1. Januar den Preis für Bahn-Strom um 4 Prozent. Zudem schafft die Deutsche Bahn Rabatte für Großverbraucher ab, die besonders ihren eigenen Gesellschaften zugutekamen. Die Bahn zahlt ihren Wettbewerbern künftig außerdem eine um 20 Prozent höhere Vergütung für Strom, den die Lokomotiven beim Bremsen ins Netz zurückspeisen. Auch hier hatten sie sich benachteiligt gefühlt. Die Netzagentur hatte im Februar eine Kappung der Gebühren für die Durchleitung von Strom um 23 Prozent angeordnet. Insgesamt werden die Energiekosten der Bahn-Konkurrenten um einen zweistelligen Millionenbetrag im Jahr gesenkt. Der Anteil von Energie an den Gesamtkosten liegt bei bis zu 15 Prozent.

Im Gespräch: Anna Diamantopoulou, griechische Wirtschaftsministerin

„Wir müssen der Bürokratie den Krieg erklären“

Griechenlands Wirtschaft schrumpft seit vier Jahren, es gibt immer wieder Unruhen. Seit dem 7. März sitzt die frühere EU-Kommissarin an einer Schaltstelle in der Regierung. Es gibt nicht viele, die mit ihr tauschen wollen.

Sind Sie eine Masochistin, Frau Diamantopoulou? Anders ist nicht zu verstehen, warum Sie in diesen Zeiten das Athener Wirtschaftsministerium übernommen haben.

Das hat mich meine Mutter auch gefragt, als jüngst wieder einmal heftige Streiks waren. Offiziell bin ich für Entwicklung, Wettbewerbsfähigkeit und Schifffahrt zuständig. Tatsächlich ist es ein sehr schwieriger Job, der mit Schmerzen verbunden ist. Doch für mich ist es eine Aufgabe, eine Mission.

Hoffentlich keine „mission impossible“.

Wir müssen es möglich machen.

Wann erwarten Sie eine Erholung?

Als Erstes brauchen wir eine Stabilisierung. Nach dem freiwilligen Forderungsverzicht der privaten Gläubiger sind die Vorzeichen positiv. Gerade erst hat die Europäische Investitionsbank sich verpflichtet, eine Milliarde Euro für einen Fonds zur Verfügung zu stellen, aus dem kleine und mittlere Unternehmen 1,44 Milliarden Euro an Krediten erhalten sollen. Das zeigt, dass sich etwas verändert, dass Vertrauen zurückkehrt. Doch es geht nicht nur um die Wirtschaft. Wir müssen die Gesellschaft und das gesamte politische System verändern. Jetzt geht es um Stabilisierung, 2013 könnte es dann Zeichen für eine Erholung geben.

Der Staat muss sparen, die Menschen verdienen weniger, wenn sie überhaupt noch Arbeit haben, und die Unternehmen haben Probleme, Kredite für Investitionen zu bekommen. Wo soll das Wachstum herkommen?

Es ist wahr, wir erleben eine Art Katastrophe. Seit vier Jahren schrumpft die Wirtschaft. Man kann es mit einem Krieg vergleichen. Es ist nicht das erste Mal in unserer Geschichte, dass wir so etwas erleben, und wir werden es überleben.

Noch einmal, wo soll das Wachstum herkommen?

Wir haben unausgeschöpfte Potentiale, wir haben Bereiche, wo wir durchaus Wettbewerbsvorteile haben. Dazu gehört die Landwirtschaft, wo viele junge Leute



Anna Diamantopoulou

Foto Matthias Lüdecke

wieder eingestiegen sind. Dazu gehört der Abbau von Rohstoffen, zum ersten Mal seit Jahrzehnten wurde eine Mine wieder in Betrieb genommen. Dazu gehört natürlich auch der Tourismus, wo es noch viele Möglichkeiten gibt. Ein weiteres Zukunftsfeld heißt Forschung und Innovation. Das Geld, das wir für Investitionen in diesen vier Bereichen brauchen, kommt nicht zuletzt von der Europäischen Union. Wir vermuten, dass wir von dort in den nächsten drei Jahren 16 Milliarden Euro aufnehmen können.

Seit dem Beitritt zur Europäischen Union hat Griechenland gewiss hundert Milliarden Euro aus Brüssel erhalten, ohne dass es richtig viel gebracht hätte. Hel-

fen noch mehr Subventionen für die Landwirtschaft und Mittel für Autobahnen wirklich weiter?

Es gab Missmanagement, aber das ist nicht der Kern unserer Probleme. Mit dem Euro gab es zu viel billiges Geld in Griechenland. Doch damit wurde nicht die Exportwirtschaft gestärkt, ganz im Gegenteil. Wir wurden zu einem Land der Verbraucher. Aber das ist nun vorbei.

Ökonomen schätzen, dass die Löhne in Ihrem Land um 30 oder sogar 50 Prozent zu hoch sind.

Verglichen mit dem Jahr 2009, sind sie im öffentlichen Sektor um 30 Prozent und in der privaten Wirtschaft um 23 Prozent zurückgegangen. Gleichzeitig haben im

Staatsdienst 130 000 Menschen ihre Arbeit verloren. In der privaten Wirtschaft sind 400 000 Stellen gestrichen worden. Für ein so kleines Land wie Griechenland ist das wirklich viel.

Aber reicht das, beispielsweise um den Schiffbau nach Griechenland zurückzuholen?

Nein, der ist seit Jahrzehnten weg und wird auch nicht mehr zurückkommen.

Vor wenigen Wochen wies der tschechische Ministerpräsident Petr Necas im Gespräch mit dieser Zeitung darauf hin, dass der Mindestlohn in seinem Land mit 320 Euro deutlich niedriger ist als in Griechenland, wo er 750 Euro betrage, obwohl beide Länder ungefähr wirtschaftlich gleich stark seien.

Wir haben zudem den Mindestlohn gesenkt, er liegt nun bei 500 Euro. Die Preise in den Supermärkten sind dagegen kaum gesunken. Das muss man berücksichtigen. Man macht es sich zu einfach, wenn man zwei Zahlen herausgreift und miteinander vergleicht. Bei uns hat sich so viel verändert, dass wir in einigen Bereichen nicht mehr die europäischen Mindeststandards einhalten. Wir hatten wegen der Löhne Wettbewerbsprobleme, aber das ist nach den dramatischen Veränderungen nicht mehr der Fall.

Deutschland hat Hilfe angeboten, andere Länder auch. Gibt es Bereiche wie etwa die Steuerverwaltung, wo das sinnvoll ist, oder stimmt der Eindruck, dass Griechenland abgeneigt ist, Hilfe von außen anzunehmen?

Das ist ein Mythos. Die EU-Task-Force mit Horst Reichenbach hilft bei vielem, etwa der Neuorganisation unserer Ministerien oder der Freigabe von EU-Mitteln. Aber es ist ein Riesens Unterschied, ob man technische Unterstützung erhält oder einen Kommissar im Land hat. Da ist viel durcheinandergesungen, dass es zu einer Frage der Souveränität und des nationalen Stolzes wurde.

Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble hat mit seiner Anregung, über eine Verschiebung der vorgezogenen Neuwahl nachzudenken, einen Wutausbruch des griechischen Staatspräsidenten Papoulas ausgelöst. Ist es klug, jetzt mit einer vorgezogenen Wahl alles in Frage zu stellen?

In der Sache hat Schäuble recht. Auch ich war und bin gegen vorgezogene Neuwahlen. Aber wenn so etwas jemand von außen sagt, kann das kontraproduktiv sein.

Bundeskanzlerin Angela Merkel wird in griechischen Zeitungen als Nazi-Herr-

„Europa tritt auf der Stelle“

OECD sieht Reformbedarf / Wachstum durch Marktöffnung

wmu. BRÜSSEL, 27. März. Die Euro-Staaten und die EU als Ganzes dürfen über dem akuten Krisenmanagement nicht vergessen, die langfristigen Voraussetzungen für mehr Wachstum und Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern. Dazu mahnt die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) in ihren Länderberichten für den Euroraum und die Gesamt-EU. OECD-Generalsekretär Angel Gurría sagte bei der Vorstellung des Berichts am Dienstag in Brüssel, trotz einiger Verbesserungen blieben die Herausforderungen angesichts von 24 Millionen Arbeitslosen gewaltig. „Europa tritt auf der Stelle. Es muss einen Gang zulegen und das Wirtschaftswachstum zu seiner höchsten Priorität machen“, sagte Gurría. Nationale Überregulierung, teilweise geschlossene Arbeits- und Gütermärkte sowie die mangelnde Verwirklichung bestehender EU-Binnenmarktregeln seien das größte Wachstumshindernis in Europa. Außerdem müssten die Steuersysteme vereinfacht werden.

Wenn die Länder die von der OECD empfohlenen Reformen beschlössen, sei mittelfristig ein deutlich dynamischeres Wachstum zu erwarten, heißt es in dem

scherin karikiert. Halten die Leute die Deutschen für verantwortlich für die Misere in ihrem Land?

Die große Mehrheit weiß, dass es unsere Probleme sind. Es ist unser ökonomisches Missmanagement gewesen, es ist unser politisches Missmanagement gewesen. Wir müssen die Dinge ändern. Aber was zuweilen in deutschen Zeitungen und Magazinen geschrieben wurde, hat die Menschen auch beleidigt.

Halten die meisten Griechen den Euro für so wichtig, dass sie bereit sind, die harte Austeritätspolitik länger hinzunehmen?

Nach den Umfragen wollen 73 Prozent der Griechen im Euroraum bleiben. Aber nur drei Parteien, die Sozialisten und die Konservativen sowie eine Linkspartei, haben sich dazu bekannt. Aber ich wage die Vorhersage, dass die proeuropäischen Parteien es schaffen werden.

Was würde passieren, wenn die nächste Regierung die Zusammenarbeit mit Brüssel beenden würde?

Das wäre eine Katastrophe für unser Land.

Viele Griechen bringen ihr Geld aus dem Land, weil sie kein Vertrauen in die Zukunft haben. Warum sollen andere Menschen Geld hereintragen?

Die Leute hatten Angst vor einer Zahlungsunfähigkeit der Regierung. Das war eine tägliche Bedrohung. Mit dem Schuldenverzicht und der Regierung aus Fachleuten ist das anders. Zum ersten Mal seit drei Monaten fließt Geld zurück.

Die Investoren stehen also nicht vor ihrem Büro Schlange?

Das ist wahr. Deswegen müssen wir viel tun. Wir haben das ganze Wirtschaftsrecht geändert, um Unternehmen aus dem Ausland anzulocken. Auch haben wir eine Gesellschaft gegründet, die sich um potentielle Investoren kümmert. Drei Aufgaben sind für unsere Zukunft zentral: Wir müssen der Bürokratie den Krieg erklären, die das Krebsgeschwür in unserem Land ist. Zweitens müssen wir die Korruption bekämpfen. Das dritte Thema heißt Liquidität.

Ihre Regierung hat nachträglich die Regeln für ihre Anleihen verändert. Warum sollten Anleger Griechenland länger vertrauen und noch einen Euro dort investieren?

Das ist ein großes Problem. Aber sonst hätte die Zahlungsunfähigkeit gedroht. Es war eine Entscheidung der Euro-Gruppe. Wir müssen jetzt beweisen, dass wir vertrauenswürdig und verantwortungsvoll sind.

Das Gespräch führte **Manfred Schäfers**.

Erdöl auf die alten Wunden

Um die Falkland-Inseln wurde vor 30 Jahren gekämpft – Konflikte gibt es immer noch

mos./theu. BUENOS AIRES/LONDON, 27. März. Die Telefonzellen sind rot wie in England, in den Kneipen gibt es „Fish and Chips“ und die Bananen kosten neuerdings umgerechnet 1,20 Euro – das Stück. Die Falkland-Inseln vor der Küste Argentiniens und ihre rund 3000 Einwohner sind ein seltsames Stück Großbritannien am anderen Ende der Welt. Die Regierung in London betrachtet den winzigen Archipel im Südatlantik bis heute als Teil ihres Hoheitsgebiets. Der Rest der Welt kennt die Inselchen dagegen vor allem wegen des kurzen blutigen Krieges, den Briten und Argentinier 1982 um die Falklands führten. Am 2. April ist es 30 Jahre her, dass die argentinische Invasion begann.

Während der düstere Jahrestag naht, hat ein erbitterter Wirtschaftskonflikt die alten Wunden neu aufgerissen: In den Gewässern der Falkland-Inseln ist eine Art Mini-Ölrausch ausgebrochen, der Begehrlichkeiten weckt. Noch weiß niemand genau, wie viel Erdöl und Erdgas dort tatsächlich zu holen ist, denn bislang gibt es nur Probebohrungen. Aber das britische Unternehmen Rockhopper Exploration ist bereits auf eine Öllagerstätte südlich der Falklands gestoßen, deren förderbare Reserven auf rund 400 Millionen Fass (zu je 159 Liter) geschätzt werden. Das Vorkommen entspräche damit rund 15 Prozent der noch vorhandenen bekannten Reserven im britischen Teil der Nordsee – und weitere Funde könnten folgen. Außer Rockhopper sind noch andere britische Energieunternehmen vor Ort auf der Jagd nach Öl und Gas. Es ist nicht das erste Mal, dass die Ölindustrie die Falkland-Inseln ins Visier nimmt. Aber anders als in früheren Jahrzehnten könnte die Förderung dieses Mal wegen des drastisch gestiegenen Ölpreises erstmals wirtschaftlich rentabel sein.

Der Verteilungskampf um das erhoffte Milliardengeschäft hat zu neuen Spannungen geführt. Das politische Klima zwischen Buenos Aires und London ist so vergiftet wie lange nicht mehr. „Keiner von uns kann zulassen, dass mitten im 21. Jahrhundert noch koloniale Enklaven fortbestehen“, wettet Argentinien's Präsidentin Cristina Kirchner. Großbritannien werde die Falkland-Inseln „weiterhin beschützen und verteidigen“, entgegnet in London Premierminister David Cameron.

Der Regierungschef verweist darauf, dass die überwältigende Mehrheit der Bewohner der Falklands bei Großbritannien bleiben wolle. Im Februar entsandte die britische Kriegsmarine den Zerstörer „Dauntless“ („Furchtlos“) gen Südamerika. In einer medienwirksamen patrioti-

schen Geste wurde Kronprinz William, der als Soldat dient, zum Einsatz auf die Inseln beordert. Experten halten einen neuen militärischen Schlagabtausch zwar für unwahrscheinlich, aber die Vereinten Nationen sind beunruhigt: Generalsekretär Ban Ki-moon warnt vor einer „Eskalation des Konflikts“.

Wem gehört der vermutete Ölschatz, wenn es ihn denn wirklich geben sollte? Die Briten sagen, die Inselregierung der Falklands verfüge autonom über ihre Rohstoffe. „Der britische Finanzminister würde keinen Penny an Steuereinnahmen aus dem Ölgeschäft erhalten“, sagt ein Diplomat in London. Buenos Aires pocht dagegen darauf, das Falkland-Öl stehe „dem

oder als institutionelle Anleger an deren Kapital beteiligt sind.

Londoner Diplomaten sprechen von einer „Wirtschafts-Blockade“ der Argentinier. Buenos Aires versuche mit einer Politik wirtschaftlicher Nadelstiche Verhandlungen zu erzwingen. Es gibt mittlerweile kaum noch Flugverbindungen auf die Inseln. Argentinien verbot Schiffen, die mit den Falkland-Inseln verkehren, in seinen Häfen anzulegen. Bereits mehrfach waren auch Kreuzfahrtschiffe betroffen, die nach einem Stopp auf den Inseln am argentinischen Festland festmachen wollten.

Argentinien's Diplomaten erreichten, dass Schiffe, die unter Flagge der Falklands fahren, auch in vielen anderen Län-

ANZEIGE

Morgen im Reiseblatt	
Jetzt fängt das schöne Frühjahr an In den Fußtapfen der Madame Bovary	Innsbruck ich muss dich lassen Abseits der Pisten von Fieberbrunn
Gute Nacht, Kameraden Ein Tag und ein Abend in Guimaräes	Heute wollen wir marschieren Ein Versuch über den Wanderschuh
Bergvagabunden sind wir Wanderführer für Korsika und das Allgäu	So scheiden wir mit Sang und Klang Kickboxen lernen in Thailand
Kostenloses Probeabo 0180 2 52 52*, www.faz.net/probeabo * 6 Cent pro Anruf aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunklichpreis 42 Cent pro Minute.	
Frankfurter Allgemeine ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND	

argentinisches Volk“ zu. Die Vergabe von Bohrlizenzen durch die Inselregierung sei „illegal“.

Gegen Unternehmen, die sich direkt oder indirekt an der Ausbeutung der Öl- und Gasvorkommen beteiligen, will die argentinische Regierung juristische Schritte einleiten. Auf einer vom Außenministerium veröffentlichten Liste stehen neben Öl-gesellschaften, Bohrfirmen und anderen Zulieferern auch zwei Dutzend Banken, Versicherungen und Beratungsfirmen, die mit den Ölfirmen zusammenarbeiten

dern Südamerikas nicht mehr anlegen dürfen. Die Schikanen verteuern die Logistik – und treiben nicht nur den Bananenpreis auf den Falklands nach oben. Der Wirtschaftskrieg zieht immer weitere Kreise: Unternehmen in Argentinien werden mittlerweile aufgefordert, ihre Warenimporte aus Großbritannien einzustellen. Per Telefon gaben Regierungsvertreter den Rat, bei der Auswahl der Handelspartner darauf zu achten, wer immer noch auf den „Kolonialismus als Mittel zum Zugriff auf natürliche Ressourcen“ setze.

Kurze Meldungen

Weniger Schulden

Bund, Länder und Gemeinden hatten zum Jahresende 2021,1 Milliarden Euro Schulden. Das waren 5,3 Milliarden Euro oder 0,3 Prozent weniger als drei Monate zuvor, teilte das Statistische Bundesamt am Dienstag mit. Allerdings sind die Verbindlichkeiten höher als zu Beginn 2011 mit 1999,7 Milliarden Euro. Reuters

Mehr Arbeit unter Stress

Jeder Zweite arbeitet unter Stress, hat eine repräsentative Umfrage des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) ergeben. 52 Prozent der 6100 befragten Beschäftigten fühlten sich bei der Arbeit gehetzt oder unter Zeitdruck, teilte der DGB am Dienstag mit. Fast zwei Drittel hätten den Eindruck, dass die Belastung zugenommen habe. enn.

Verbraucherstimmung lässt nach

Der deutsche GfK-Konsumklimaindex für April ging zum ersten Mal seit einem halben Jahr zurück, von 6,0 auf 5,9 Punkte. Das liege vor allem an hohen Benzinpreisen, teilte das Marktforschungsunternehmen am Dienstag in Nürnberg mit. dpa

15,6 Prozent armutsgefährdet

Etwa jeder sechste Einwohner in Deutschland (15,6 Prozent) gilt statistisch als armutsgefährdet. Die Grenze dafür liegt bei 940 Euro Monatseinkommen für eine einzelne Person, inklusive staatlicher Sozialleistungen. Das teilte das Statistische Bundesamt auf Basis von Daten aus dem Jahr 2009 mit. In der EU seien 16,4 Prozent von Armut bedroht. dpa

Gegen Essensverschwendung

Bundesverbraucherministerin Ilse Aigner (CSU) hat zu einer Allianz gegen die Verschwendung von Lebensmitteln aufgerufen. Gaststätten sollten mehr kleinere Portionen anbieten. In Deutschland landen laut einer Studie jedes Jahr 11 Millionen Tonnen Lebensmittel auf dem Müll. dpa

Hauspreise in Amerika sinken

Trotz einiger zuletzt positiver Signale sinken die Hauspreise in den Vereinigten Staaten weiter. Der Case-Shiller-Hauspreisindex für 20 Städte lag im Januar 3,8 Prozent niedriger als vor einem Jahr. Die Hauspreise liegen nun so tief wie zuletzt am Jahresbeginn 2003. Seit Herbst deutet sich eine gewisse Stabilisierung an. pwe.

Flughäfen werden zur Zielscheibe im Tarifkonflikt

Streiks stören Flugverkehr / Arbeitsgericht entlastet Lotsen

enn./caf. BERLIN/FRANKFURT, 27. März. Unmittelbar vor der dritten Tarifrunde des öffentlichen Dienstes am Mittwoch hat die Gewerkschaft Verdi ihre Forderungen abermals mit Warnstreiks untermauert. Am Dienstag fielen deswegen Hunderte von Flügen aus – allein in Frankfurt 450. Auch an anderen Flughäfen streikten Beschäftigte des Bodenpersonals. An diesem Mittwoch soll sich der Flugverkehr wieder normalisiert haben.

Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) kritisierte die Warnstreiks auf Flughäfen als unangemessen. „Da wir ein substantielles Angebot gemacht haben, ist es ungerechtfertigt, die Bevölkerung jetzt mit diesen Streiks zu malträtieren“, sagte er. Derweil bekräftigte der Verdi-Vorsitzende Frank Bsirske die Absicht, den Streik auszudehnen, falls die Arbeitgeber ihr Angebot von 3,3 Prozent für zwei Jahre nicht nachbesserten. Scheitern die Tarifgespräche in Potsdam, droht eine Streikwelle. Bsirske hatte angekündigt, dass dann in verschiedenen Branchen „Verabredungen getroffen werden, gemeinsam sichtbar

zu werden“. Verdi fordert für die 2 Millionen Beschäftigten in Bund und Kommunen 6,5 Prozent mehr Gehalt, mindestens aber 200 Euro monatlich.

Unterdessen fand am Dienstag ein bedeutsames Gerichtsverfahren zum Recht der Spartengewerkschaften statt, aus dem die kleinen Gewerkschaften gestärkt hervorgingen. Das Frankfurter Arbeitsgericht entschied, dass die Gewerkschaft der Fluglotsen (GdF) keinen Schadensersatz an Fluggesellschaften zahlen muss (Az.: 10 Ca 3468/11). Die Unternehmen könnten als Dritte keine Ersatzansprüche geltend machen, wie Richterin Ursula Schmidt erklärte. Im Hinblick auf das Aufkommen der Minigewerkschaften betonte sie, dass das verfassungsrechtlich geschützte Streikrecht auch beinhalte, dass sich die Tarifparteien Neues ausdenken könnten. „Es muss auch mal etwas bewegt werden.“ In dem Fall ging es um einen Streik am Stuttgarter Flughafen im Jahr 2009. Eine ähnliche Klage der Fluggesellschaften wegen Streikandrohungen am Frankfurter Flughafen wird ab August verhandelt.

Ökonomen gegen Solar-Subvention

Wissenschaftlicher Beirat will EEG abschaffen

ppl/ami. BERLIN, 27. März. Als „größten Fehlschlag der Bundesregierung in dieser Legislaturperiode“ hat der Ökonom Lars Feld, Mitglied des Sachverständigenrats, die Energiewende bezeichnet. Die starke Subventionierung vor allem von Solarstrom durch das Gesetz zur Förderung Erneuerbarer Energien (EEG) in Deutschland sei nicht sinnvoll, da „nationale Alleingänge verpuffen“, sagte Feld in einem Vortrag vor dem Verein Econwatch in Berlin. Indem Deutschland bei der CO₂-Minderung immer weiter in Vorleistung trete, nehme es den Druck von anderen großen CO₂-Emittenten wie den Vereinigten Staaten, ebenfalls ihren Ausstoß zu verringern. Deutschland müsse seine Klimaschutzziele zurückstutzen. Absehbar sei, dass es mehr Stromproduktion aus Kohle und Gas brauche, wenn Atomkraft völlig weg falle. Um das EEG habe sich eine „unheilige Allianz der Interessengruppen von Öko-Lobbyisten und Bauern“ gebildet, sagte Feld. Solaranlagen seien hierzulande die ineffizienteste Art der Stromproduktion und erhielten dennoch die höchsten Fördersätze. Mit der gezielten Subventionierung einzelner Erzeugungsarten werde verfehlte Industriepolitik betrieben, kritisierte Feld.

Auch der wissenschaftliche Beirat beim Wirtschaftsministerium hält wenig vom EEG. Die Bundesregierung solle die Marktkräfte konsequenter nutzen, um Klimaschutz effizient zu gestalten, empfiehlt der Rat in einem neuen Gutachten. Die bisherige selektive Technologieförderung in der Stromwirtschaft sei „in erster Linie klimapolitisch begründete Industriepolitik“, sagte der Kölner Ökonom Achim Wambach. Sie sei teuer, ohne Erfolg und „sollte auslaufen und dann ganz eingestellt werden“. Angesichts der Wirkungslosigkeit der bisherigen Klimapolitik empfehlen einige Wissenschaftler aus dem Rat die Einführung einer internationalen Steuer auf Kohlendioxidemissionen. Um andere Länder zur Teilnahme an einem Abkommen zur CO₂-Vermeidung zu bewegen, könnte Deutschland eine Importsteuer auf Produkte, bei deren Erzeugung und Transport viel CO₂ entsteht, erheben. Das träfe große Emittenten wie China. Gegen die Steuer gibt es aber Widerstand im Rat selbst. Es falle schwer, sie zu erheben und den CO₂-Anteil zu messen; zudem verstoße die Importabgabe gegen den Freihandel. Wirtschaftsminister Philipp Rösler (FDP) warnte vor dem Risiko eines neuen Protektionismus.

Weniger Kürzung für Sonnenstrom

Parlament entschärft Regierungspläne erheblich

ami. BERLIN, 27. März. Kurz vor der für Donnerstag geplanten Verabschiedung der Reform der Solarstromförderung im Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) im Bundestag haben die Koalitionsfraktionen am Dienstag Änderungen beschlossen, die auf längere Übergangsfristen und damit auf steigende Kosten für die Stromkunden hinauslaufen. Die Förderkürzungen, die ursprünglich bereits im März in Kraft treten sollten, um einen unerwünschten Ausbauschub zu verhindern, werden nun in wichtigen Bereichen erst zur Jahresmitte oder im Herbst in Kraft treten. Die Koalition begründet das mit dem „Vertrauensschutz für Investoren“.

ANZEIGE

Gewerbehalten

konzipieren bauen betreuen.
www.goldbeck.de

 **GOLDBECK**

Mit der Steuerlast im oberen Drittel

ZEW-Studie: Nur sechs EU-Länder greifen stärker zu

mas. BERLIN, 27. März. Der Mittelstand fürchtet um die steuerpolitischen Erfolge der vergangenen Jahre. Die Stiftung Familienunternehmen präsentierte dazu am Dienstag eine Studie des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) zur Steuerbelastung. Derzeit steht Deutschland unten den 27 EU-Staaten auf dem 21. Platz, nur in sechs Ländern ist die Steuerlast noch höher. „Deutschland ist kein Niedrigsteuerland“, sagte Christoph Spengel vom ZEW. Man müsse sich nicht mit Bulgarien und Irland messen, aber während Gewinne von Kapitalgesellschaften in Deutschland mit rund 30 Prozent belastet würden, liege der Satz in Großbritannien bei 26 Prozent. Gleichwohl sei Deutschland auch kein Hochsteuerland, zeige der Vergleich mit Frankreich.

Wie das ZEW ermittelt hat, droht die effektive Steuerbelastung kräftig zuzunehmen, wenn die Parteien aus der Opposition nach der nächsten Bundestagswahl an die Macht kommen und ihre steuerpolitischen Aussagen verwirklichen sollten.

Die Belastungen von Kapitalgesellschaften, aber auch Personengesellschaften würde sich dann noch stärker vom Durchschnitt der übrigen EU-Länder entfernen.

Während Kapitalgesellschaften (AG oder GmbH) Körperschaftsteuer plus Gewerbesteuer zahlen, unterliegen Personengesellschaften der Einkommensteuer; sie zahlen zwar auch Gewerbesteuer, diese Last wird aber weitgehend über die Einkommensteuer ausgeglichen. Damit große Personengesellschaften trotz des Spitzensteuersatzes von 45 Prozent nicht mehr belastet werden als Kapitalgesellschaften, können sie einbehaltene Gewinne zum Sondertarif besteuern lassen – zu dem Preis, dass spätere Entnahmen höher belastet werden. Wie Brigitte Fischer von der Unternehmensgruppe Freudenberg berichtete, ist dies für ihren Arbeitgeber wie für die allermeisten Gesellschaften nicht attraktiv, weil bei einer schwankenden Ertragslage das damit verbundene Risiko zu hoch sei. Dieses Instrument werde generell so gut wie nicht genutzt.



Auf der Baustelle: Das öffentliche Auftragsvolumen könnte in den nächsten zehn Jahren jährlich um 1 Prozent zurückgehen.

Foto dpa

Schuldenbremse trifft Bauwirtschaft

Die öffentliche Hand muss sparen und kann daher nur wenig für Bauaufträge ausgeben. Immerhin bleiben die Aussichten für den Wohnungsbau günstig. Im Durchschnitt wird der Bau nach einer Studie nur um 0,3 Prozent wachsen.

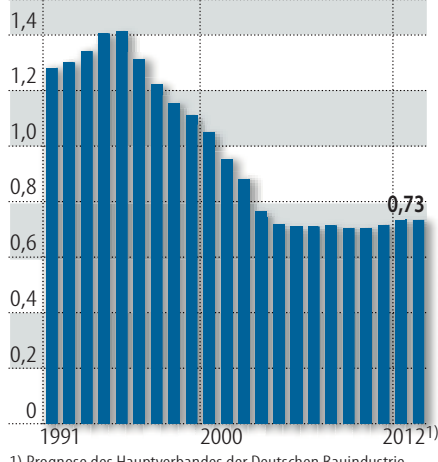
tag. LUDWIGSHAFEN, 27. März. Die Bauwirtschaft, einer der großen Wachstumstreiber im vergangenen Jahr, muss sich im kommenden Jahrzehnt auf nur moderates Wachstum einstellen. Glaubt man den Experten des Münchner Ifo-Instituts, dann wird in den nächsten zehn Jahren einzig der Anstieg im Wohnungsbau das Abtauchen in die Rezession verhindern. Eine weitere Steigerung im Wirtschaftsbau sei angesichts des bereits wieder erreichten Niveaus nicht zu erwarten, berichten die Ifo-Autoren Ludwig Dorfmeister und Michael Ebnat.

Ganz düster sind ihre Prognosen für den öffentlichen Bau. Die Zeit der Konjunkturpakete sei vorbei, nun habe die Haushaltssanierung von Bund, Ländern und Gemeinden „allerhöchste Priorität“. Das öffentliche Bauvolumen werde deshalb in den nächsten zehn Jahren jährlich um 1 Prozent zurückgehen und damit

spürbar unter den aktuellen Stand fallen. Während die Investitionen in den Tiefbau, also vor allem in Straßen, auf dem aktuellen Niveau von jährlich rund 20,5 Milliarden Euro gehalten werden könnten, vermuten die Experten, dass die staatlichen Hochbauinvestitionen, etwa in Schulen oder Verwaltungsgebäude, um 3 Milliarden auf 14,5 Milliarden Euro fallen. Langfristig stellten Instandhaltung und Modernisierung von Schulen und Straßen „eine enorme Herausforderung“ dar.

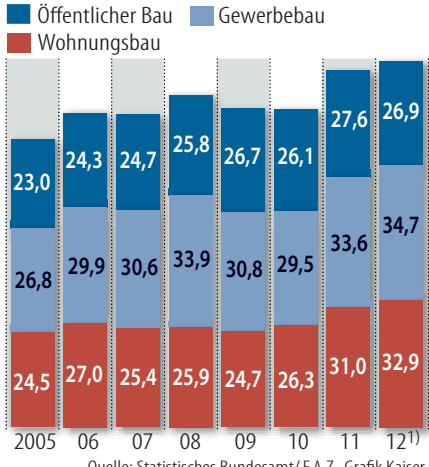
Von alten Höhen weit entfernt

Beschäftigte im Bauhauptgewerbe (in Millionen)



1) Prognose des Hauptverbandes der Deutschen Bauindustrie

Umsatzentwicklung (in Milliarden Euro)

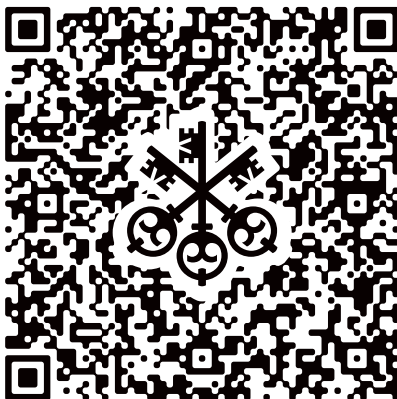


Quelle: Statistisches Bundesamt/ F.A.Z.-Grafik Kaiser

verband der Deutschen Bauindustrie und warnt davor, den schwungvollen Jahresauftakt zu überschätzen.

Einig sind sich Konjunkturforscher und Branchenvertreter über die rosigen Aussichten im Wohnungsbau. Der stabile Arbeitsmarkt, niedrige Zinsen, der Investitionsstau der letzten Jahre und nicht zuletzt der Wunsch vieler Bürger nach einer Immobilie als inflationssicherer Geldanlage – das alles dürfte den Wohnungsbau weiter beflügeln. Vom Bauboom der Nachwendzeit, als über 500.000 Wohnungen im Jahr neu gebaut wurden, ist der Markt zwar weit entfernt, aber seit 2009 wächst er wieder. In diesem Jahr wird die Zahl der Wohnungsneubauten nach Einschätzung des Branchenverbandes ZDB um gut 15.000 auf knapp 177.000 steigen. Und das Ifo-Institut rechnet damit, dass sich dieser Aufwärtstrend noch beschleunigt. Neben niedrigen Zinsen und gestiegenen Einkommen verweisen Dorfmeister und Ebnat auf einen Mangel an Investitionsalternativen. In zehn Jahren werde die Zahl der jährlichen Neubauten deshalb wieder auf 275.000 steigen.

Wenn der Sparszwang der öffentlichen Haushalte die Bauinvestition bremst und die gewerblichen Bauinvestitionen stagnieren, bliebe tatsächlich nur der Wohnungsbau als konjunkturelle Stütze für die Bauwirtschaft. Die Ifo-Experten gehen davon aus, dass die Bauumsätze in den nächsten zehn Jahren im Durchschnitt nur noch um 0,3 Prozent wachsen.



Kann Ihr Kundenberater eine Investitionsmöglichkeit identifizieren, solange sie noch eine *Chance* ist?

100 Sekunden über die Zukunft des Vermögensmanagements mit Alexander Friedman, Chief Investment Officer bei UBS. Um den Film anzuschauen, scannen Sie bitte den QR-Code mit Ihrem Smartphone.

Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/views-de

Handelsbeschränkungen wegen Frauenquote möglich

Exportnachteile für deutsche Unternehmen befürchtet

jja./caf. BERLIN/FRANKFURT, 27. März. Deutschen Unternehmen drohen Nachteile beim Export in Länder der Europäischen Union, in denen es eine gesetzliche Frauenquote gibt. Zu diesem Schluss kommt das Auswärtige Amt. Die Beamten haben einen Vorstoß der Brüsseler Justizkommissarin Viviane Reding analysiert, die sich für eine stärkere Beteiligung von Frauen an der Spitze von börsennotierten Aktiengesellschaften einsetzt.

Heute schon müssten Unternehmen verschiedene nationale Quotengesetze erfüllen, wenn sie sich im Ausland um Aufträge der öffentlichen Hand bewerben wollten. „Dies könnte über kurz oder lang dazu führen, dass deutsche

„Deutsche könnten nicht mehr an Ausschreibungen im Ausland teilnehmen.“

Analyse des Außenministeriums

Unternehmen nicht mehr an Ausschreibungen beispielsweise in Spanien oder Frankreich teilnehmen dürfen, da sie hinsichtlich des Anteils weiblicher Führungskräfte nicht die Voraussetzungen der dort geltenden Quotengesetze erfüllen“, heißt es in der Analyse.

Ähnliche Regelungen wie in Spanien und Frankreich gibt es schon in Norwegen und Island; in Italien, Schweden, Belgien und den Niederlanden sind sie in der Diskussion. Der vorgeschriebene Anteil von Frauen steigt demnach schrittweise auf bis zu 40 Prozent.

Die ablehnende Haltung gegenüber einer starren Quote könne angesichts der Vorstöße der EU-Kommission zunehmend unter Druck geraten, warnen die Außenamtsmitarbeiter. Diese wird in der Bundesregierung bislang nur von Arbeitsministerin Ursula von der Leyen

Pfleiderer-Insolvenz unausweichlich

hpe. MÜNCHEN, 27. März. Europas größtem Konzern für Holzwerkstoffe, der Pfeiderer AG mit 4900 Beschäftigten, droht die Insolvenz. Am Dienstag hat das Oberlandesgericht Frankfurt den Antrag des überschuldeten Unternehmens auf sofortige Vollziehung der Restrukturierungsbeschlüsse der Gläubigerversammlung vom 20. Juni 2011 zurückgewiesen. Es war eine Entscheidung in letzter Instanz. Die Kanzlei Dreier Riedel Rechtsanwälte, die im Namen mehrerer geschädigter Anleihegläubiger Klage gegen die Pfeleiderer-Beschlüsse erhoben hatte, fühlt sich in ihrer Auffassung bestätigt. „Vor dem Hintergrund der offensichtlichen Mängel war die anvisierte Sanierung von vornherein zum Scheitern verurteilt“, erklärte Rechtsanwalt Peter Dreier.

Die Insolvenz wird für Pfeleiderer nun wohl unausweichlich. Restrukturierungsvorstand Hans-Joachim Ziems hatte in der vergangenen Woche gesagt, dass der Insolvenzantrag sofort gestellt werden müsse, sollte das Oberlandesgericht in Frankfurt auch in zweiter Instanz dem Freigabeantrag nicht zustimmen. Allerdings sprach Ziems auch von einer „Micky-Maus-Insolvenz“, in der „mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit kein Arbeitsplatz verloren“ ginge (F.A.Z. vom 22. März). Denn die Insolvenz in Eigenverwaltung beträfe nach seiner Aussage lediglich die Pfeleiderer AG mit ihren elf Mitarbeitern, die aber nach dem Konzernumbau der vergangenen Monate längst zur reinen Beteiligungsholding geschrumpft ist.

Knorr-Bremse hofft auf Nordamerika

kön. MÜNCHEN, 27. März. Die Knorr-Bremse AG erwartet für das Geschäftsjahr 2012 nur einen leichten Umsatzzuwachs. Der dürfte der erhofften positiven Entwicklung in Nordamerika zu verdanken sein. In Europa und in Asien, vor allem in China, werde das Geschäft indes stabil ausfallen, teilte der Münchner Zulieferer für die Nutzfahrzeug- und Bahnindustrie am Dienstag mit. Darauf deutet auch der Auftragseingang hin, der 2011 nur leicht auf 4,1 Milliarden Euro zulegte. Im vergangenen Jahr hatte das Familienunternehmen im Besitz von Heinz Hermann Thiele den Umsatz um 14 Prozent auf 4,24 Milliarden Euro gesteigert. Wegen des höheren Volumens, vor allem aber wegen des Produktivitätsanstiegs erhöhte sich der Jahresüberschuss um 38 Prozent auf 329 Millionen Euro, das Ergebnis der gewöhnlichen Geschäftstätigkeit um 24 Prozent auf 498,1 Millionen Euro. Keine Angaben machte der Interim-Vorstandsvorsitzende und Finanzvorstand Lorenz Zwingmann über den Fortlauf der Suche nach einem neuen Chef. Raimund Klinkner schied im vergangenen Herbst wegen unterschiedlicher Auffassungen mit dem Eigentümer und Aufsichtsratsvorsitzenden Thiele aus. Ebenso unklar blieben dessen weitere Absichten mit dem börsennotierten Bahnzulieferer Vossloh, an dem er knapp 17 Prozent hält. Das sei seine private Angelegenheit, hieß es nur.

(CDU) gefordert. Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (ebenfalls CDU) plädiert hingegen für eine „flexible Quote“, bei der sich die Unternehmen selbst einen zu erreichenden Frauenanteil vorgeben. Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) wendet sich bisher gegen jede gesetzliche Regelung.

In Industriekreisen zeigt man sich besorgt über die Auswirkungen auf die Exportindustrie. Auch stelle sich die Frage, ob das Vergaberecht der Europäischen Union überhaupt von Auftragnehmern die Berücksichtigung eines Frauenanteils verlangen könne. Denn damit werde an eine nationale Regelung für die unternehmensinterne Gremienbesetzung angeknüpft, die mit dem ausgeschriebenen Auftrag nichts zu tun habe. „Mit ähnlicher Begründung könnte man ja sonst auch in Deutschland von Anbietern ein Mindeststammkapital von 25 000 Euro fordern und damit alle englischen Unternehmen in der Rechtsform der Limited sowie osteuropäische Gesellschaften aus dem Verfahren ausschließen“, heißt es bei Verbandsjuristen.

Ablehnend äußerte sich auch der FDP-Bundestagsabgeordnete Marco Buschmann. „Kein Land darf seinen Markt mit Hilfe der Frauenquote abschotten“, sagte Buschmann dieser Zeitung. Der Justizkommissarin Viviane Reding warf Buschmann „psychische Beihilfe“ zum Bruch von EU-Recht vor, weil sie Mitgliedstaaten dazu ermutige, deutsche Unternehmen vom freien Waren- und Dienstleistungsverkehr in der Union auszuschließen.

Reding will bis zum Sommer konkrete Vorschläge für europaweite Frauenquoten in Chefetagen vorlegen. Dabei geht es aber nur um die Kontrollgremien von börsennotierten Aktiengesellschaften. Im Jahr 2020 sollen in den Aufsichtsräten nach der Vorstellung Redings 40 Prozent Frauen sitzen.

WGZ Bank hat von Staatsanleihen die Nase voll

Zweitbestes operatives Ergebnis der Bank / 240 Millionen Euro Verlust in der Gruppe

St. DÜSSELDORF, 27. März. Für die Zentralbank der Volks- und Raiffeisenbanken im Rheinland und in Westfalen war 2011 ein Jahr krasser Gegensatz: Beim Betriebsergebnis vor Bewertung hat die WGZ Bank mit 280 (Vorjahr: 319) Millionen Euro das zweitbeste Ergebnis in 127 Jahren Unternehmensgeschichte erwirtschaftet. Aber in der Gruppe fiel ein Fehlbetrag von 240 Millionen Euro an nach 142 Millionen Euro Überschuss im Jahr zuvor. Der Vorstandsvorsitzende Werner Böhnke gab sich auf der Bilanzpressekonferenz am Dienstag in Düsseldorf verärgert, „weil europäische Regierungen vieles von dem, was wir im Auftrag unserer Anteilseigner und Kunden schaffen und erreichen konnten, wieder zunichtegemacht haben“.

Hagelstürme und Griechenland dämpfen R+V-Erfolg

Der Versicherungskonzern zählt in einigen Sparten inzwischen zu den wichtigsten Konkurrenten der Allianz

kann./pik. FRANKFURT, 27. März. Die R+V Versicherung AG hat 2011 in Deutschland erstmals Beiträge von mehr als zehn Milliarden Euro eingenommen. In vielen Marktsegmenten wuchs sie zum wiederholten Male schneller als die Branche. Das Konzernergebnis ging allerdings um 30,7 Prozent zurück auf 181 Millionen Euro. Vorstandsvorsitzender Ulrich Caspers machte für den Rückgang vor allem hohe Schadensummen in Folge heftiger Hagelgewitter im vergangenen Sommer verantwortlich, die Naturkatastrophen in Japan und Thailand sowie die Verwerfungen an den Kapitalmärkten.

Allein auf griechische Staatsanleihen musste die R+V Caspers zufolge im vergangenen Jahr 63 Millionen Euro abschreiben. Auch aufgrund schlechter Aktienkursentwicklungen ging das Ergebnis aus Kapitalanlagen um fast ein Drittel zurück auf knapp zwei Milliarden Euro. Die Tsunami-Katastrophe in Japan schlug in der Rückversicherungssparte mit 93 Millionen Euro zu Buche, die Überschwemmungen in Thailand mit 27 Millionen.

Seine Marktposition konnte der Wiesbadener Konzern aber weiter stärken. Verfolgt man die Zahlen bis ins Jahr 1960 zurück, hat sich der Marktanteil bis heute mehr als verdoppelt: auf 5 Prozent in den drei Segmenten Leben, Schaden und Kranke. In Prozentpunkten haben nur die Debeka und die öffentlich-rechtlichen Versicherer stärker zugelegt als die R+V, wie eine Analyse des Versicherungswissenschaftlers Dieter Farny zeigt. Daran hatte die Übernahme der Condor 2008 einen geringeren Anteil als das starke interne Wachstum.

Überrascht stellt Farny in seiner Untersuchung fest, dass die größten Marktanteilsgewinne des vergangenen Jahrzehnts mit sehr unterschiedlichen Vertriebsmodellen möglich waren: Die Debeka setzt ausschließlich auf eigene Vertreter, die Generali verfügt über einen Vertriebsmix, in dem die Verkäufe des Finanzproduktevertriebs DVAG eine wichtige Rolle spielen. Die R+V dagegen setzt als Teil des Genossenschaftsverbunds vor allem auf die

Unternehmen

Dr. Oetker greift Nestlé in Amerika an

In Europas Pizzageschäft ist Oetker schon die Nummer 1. Nun geht der Familienkonzern auch in Amerika in die Offensive gegen Nestlé – mit dem Bau einer Pizzafabrik.

rit. BIELEFELD, 27. März. Der nordamerikanische Pizzamarkt ist mit einem Anteil von rund 40 Prozent der größte der Welt. Jahr für Jahr verspeisen die Amerikaner und Kanadier belegte Tiefkühlfladen im Wert von 3 Milliarden Dollar. In einem solchen Markt darf Dr. Oetker nicht fehlen. Das Bielefelder Familienunternehmen hat seine Wurzeln in der Produktion von Back- und Puddingpulver und verdient damit auch heute noch gutes Geld. Aber fast genauso wichtig wie die Nährmittel ist inzwischen das Geschäft mit Tiefkühlpizza. In Europa sehen sich die Ostwestfalen hier als Marktführer vor Nestlé. Selbst in Italien, dem Heimatland der Pizza, ist es Dr. Oetker gelungen, den zu Nestlé gehörenden Konkurrenten Buitoni von der Nummer-1-Position zu verdrängen. Gleiches gilt für Spanien. Hierzulande steht Dr. Oetker vor Wagner-Pizza, die ebenfalls zu Nestlé gehört, schon lange an der Spitze.

Gemessen am Weltmarktanteil liegen die Bielefelder nach eigener Einschätzung aber noch hinter Nestlé. Denn im wichtigen amerikanischen Markt liegt der Schweizer Lebensmittelryese mit seinen Marken „Delisio“ und „Di Giorno“ klar vorn. Doch nun bläst Richard Oetker zur Offensive in Amerika: Der 61 Jahre alte Mitinhaber und Firmenchef kündigte am Dienstag den Bau einer Pizzafabrik in Kanada an. Vom Produktionsstandort in der Nähe von Toronto, den sich Oetker rund 100 Millionen Dollar kosten lässt, sollen von 2014 an Kanada und Teile der Vereinigten Staaten beliefert werden. Konkret hat Oetker die gesamte Ostküste sowie den Nordosten des Landes im Visier. Dort leben etwa 180 Millionen Menschen. Die Zuversicht für diesen Schritt zieht Oetker



„Panebello“ und „Casa di Mama“auf der Produktionsstraße in Wittenburg

Foto dpa

Euro Staatsanleihen, überwiegend von deutschen Emittenten.

Weil die bisherigen Rückzahlungsversprechen bei europäischen Staatspapieren mit dem Schuldenschnitt Griechenlands obsolet wurden, will die WGZ Bank künftig öffentliche Schuldner in ihrer Kreditwürdigkeit wie Unternehmen bewerten. Die Pfandbriefbank WL Bank soll sich noch stärker als bisher auf die Finanzierung von privaten und gewerblichen Immobilien konzentrieren. Das Portfolio der europäischen Staatsanleihen soll über den Ablauf verkleinert und vorläufig nicht mehr aufgefüllt werden.

Die WGZ Bank selbst fühlt sich als letzte regionale Zentralbank im genossenschaftlichen Kreditsektor stärker denn je. „Überall dort, wo wir unser Geschäft

selbst beeinflussen können, zeigen die Indikatoren unverändert nach oben“, erklärte Böhnke. Zins- und Provisionsüberschuss konnten verbessert werden.

Knapp 52 Millionen Euro Risikoversorge betreffen überwiegend Korrekturen bei Wertpapierbeständen. Gleichwohl ist das Bewertungsergebnis positiv, weil eine Rücklageumbuchung in den Fonds für allgemeine Bankrisiken zur Stärkung des Kernkapitals um 135 Millionen Euro vorgenommen wurde. Die Bank hat über einen Ergebnisabführungsvertrag von der WL Bank 280 Millionen Euro Verlust übernehmen, kann aber dennoch dank eines um 82 Millionen Euro verringerten Steueraufwandes 50 (90) Millionen Euro Jahresüberschuss ausweisen und 37 Millionen Euro ausschütten.

der besseren in der Branche zähle. Und die Quote der Einstiegetarife ist niedriger als die der DKV und der Central, die sich mit ihnen veroben haben.

Von den krisenbedingten Verlusten des Jahres 2011 abgesehen, hat das Unternehmen lange als Kapitalanleger überdurchschnittliche Erfolge erzielt. Die R+V liegt im oberen Fünftel des Lebensversicherungsmarktes. Ein gutes Timing im Erwerb und Verkauf von Aktien bescheinigt ihr ein Konkurrent. Die nacheinander amtierenden Vorstandsvorsitzenden Jürgen Förterer und Caspers hätten die Verwaltung der Sparten frühzeitig zusammengeführt, lobt ein Konkurrent. Beide kamen von der Allianz nach Wiesbaden.

Exzesse im Vertrieb wie bei Ergo, Axa und Generali, haben die Genossen umschifft. Nur zwei schwarze Flecken beklagten Wettbewerber. Das starke Wachstum in der Lebensversicherung nach der Finanzkrise ging auf einen sehr hohen Anteil von Einmalbeiträgen zurück. Daran wird kritisiert, dass Kunden mit hohen Verzinsungen in kurz laufende Verträge gelockt wurden, die auf Kosten der Bestandskunden finanziert wurden. Innerhalb von nur zwei Jahren musste die R+V ihre Überschussbeteiligung von 4,3 auf 3,85 Prozent senken. Darin sehen Branchenbeobachter ein Indiz dafür, dass sich die R+V zu viele Einmalbeiträge in die Bilanz geholt hatte. Inzwischen hat sie dieses Geschäft bewusst deutlich zurückgefahren und Marktanteile verloren.

Ein weiterer Kritikpunkt beruht auf dem Vertriebsmodell: So nutzten Mitarbeiter der Genossenschaftsbanken ihren Einblick in die Zahlungsströme von Kunden, um sie auf Versicherungsangebote der R+V aufmerksam zu machen, kritisieren Branchenvertreter. Kunden seien schon zur Kündigung von Verträgen gedrängt worden, weil sie sonst keinen Kredit bei der Volks- und Raiffeisenbank mehr bekommen hätten, beklagt ein Wettbewerber. Doch ganz ohne Ironie ist auch sein Urteil anerkennend: „Die R+V ist der einzige Versicherer, der das Allfinanzkonzept wirklich konsequent umsetzt.“

aus den bisherigen Erfolgen in Kanada, wo die Bielefelder mit ihren aus Deutschland importierten Pizzen zum zweitgrößten Anbieter avancierten.

Sie profitierten davon, dass das Marktsegment der dünnen und knusprigen Pizzen nicht stark besetzt war. In diese Lücke stieß man mit der klassischen „Ristorante“-Pizza. Inzwischen bietet Oetker dort aber auch eine reichhaltig belegte Pizza mit dickem Boden namens „Panebello“ an. Diese soll ebenso wie „Ristorante“ und die „Ofenfrische“, die in Übersee „Casa di Mama“ heißt, auch in den Vereinigten Staaten verkauft werden. „Das Wachstumspotential ist sehr groß“, sagte Geschäftsführer Martin Reintjes, ohne die Umsatzplanung für die Neue Welt preisgeben zu wollen. Aber seine Angriffslust war nicht zu überhören: „Wir wollen in Nordamerika keine untergeordnete Rolle spielen, sondern richtig mitmachen.“ Das neue Werk lasse sich bei Bedarf problemlos weiter ausbauen, sagte Reintjes. Bislang produziert Oetker seine Pizzen nur in Deutschland (Wittenburg und Wittlich) sowie in Polen und England.

Die Dr. Oetker GmbH, in der das Nahrungsmittelgeschäft der Gruppe gebündelt ist, das also nicht die Schifffahrtsparte (Hamburg Süd) und das Getränkegeschäft (Radeberger) umfasst, hat 2011 mit 9800 Mitarbeitern einen nahezu unveränderten Umsatz von 1,95 Milliarden Euro erzielt. Davon dürften etwa 40 Prozent auf das Pizzageschäft entfallen sein. Fast zwei Drittel des Umsatzes wurden im Ausland erwirtschaftet. Nach Aussage von Richard Oetker hat sich die Abgabe des Joghurt-Geschäfts negativ in der Umsatzentwicklung niedergeschlagen. Organisch sei der Umsatz um 2,3 Prozent gewachsen. Rund die Hälfte dieses Wachstums sei aus Preiserhöhungen gekommen, hieß es.

2012 soll sich das Wachstum beschleunigen. Man habe eine ganze Reihe von Innovationen im Köcher, die im Laufe des Jahres die Sortimente bereicherten, sagte Oetker. Dass dies, wie jüngst im Fall des Kinderpuddings „Paula“, Nachahmer anziehe, tue schon weh, „aber damit leben wir seit Generationen“. (Kommentar Seite 16.)

W&W hakt Sex-Reisen nach Brasilien ab

ols. STUTTGART, 27. März. Der Finanzkonzern Wüstenrot & Württembergische (W&W) hat die Affäre um eine Reise von Vertriebsmitarbeitern nach Brasilien abgekhakt. Die Untersuchung sämtlicher Belohnungsreisen der vergangenen drei Jahre habe kein weiteres Fehlverhalten ans Tageslicht gebracht, teilte Wüstenrot-Vertriebsvorstand Bernd Hertweck anlässlich der Vorlage der Bilanz in einer Telefonkonferenz mit. Die Vorkommnisse in Rio de Janeiro seien ein Einzelfall gewesen. Insgesamt wurden rund 460 Veranstaltungen genauer unter die Lupe genommen. Damit hatte das Unternehmen auf den Besuch mehrerer Vertriebskräfte der Bausparkasse Wüstenrot in einer angeblich als Prostituiertenvermittlung bekannten Bar in der brasilianischen Metropole reagiert. Als Konsequenz aus dem Vorfall wurde ein zusätzlicher Beauftragter ernannt, der für die Einhaltung der internen Vorgaben sorgen soll. Hertweck sagte, dass Unternehmen setze auf die Vernunft der 6000 Außendienstmitarbeiter und nicht auf Überwachungskameras in Hotelzimmern. Nach Bekanntwerden der Angelegenheit hatte das Unternehmen mit sofortiger Wirkung alle Anerkennungsreisen gestrichen. Zentral organisierte Veranstaltungen werden zukünftig nur noch in Deutschland abgehalten. Das Unternehmen hat den Angaben zufolge auch Änderungen bei der Vergütung vorgenommen. So wurde die Stornohaftung durchgängig auf fünf Jahre verlängert.

Hohe Schrottpreise beflügeln Interseroh

bü. KÖLN, 27. März. Für das Berliner Entsorgungunternehmen Alba hat sich der Beherrschungsvertrag mit dem Kölner Recyclingkonzern Interseroh schon im ersten Jahr ausgezahlt. Rund 30 Millionen Euro aus dem Jahresgewinn fließen vom Rhein an die Spree. Die Minderheitsaktionäre, die noch knapp 15 Prozent der Interseroh-Aktien halten, bekommen eine Ausgleichszahlung von netto 3,25 Euro je Aktie. Vor allem getrieben von höheren Preisen im Stahl- und Metallschrottreycling, stieg der Interseroh-Umsatz um mehr als ein Fünftel auf 2,2 Milliarden Euro. Darin nicht mitgerechnet sind die Einnahmen aus dem Rohstoffhandel. Dieses Segment war im Herbst an die Berliner Muttergesellschaft verkauft worden. Insgesamt kam die Alba-Gruppe 2011 auf einen Jahresumsatz von 3,2 Milliarden Euro. Damit ist sie hinter Remondis die Nummer zwei auf dem deutschen Entsorgungsmarkt. Bei Interseroh stand unter dem Strich ein Ergebnis von 37,2 Millionen Euro, ein Zuwachs um gut 3 Millionen Euro. Verhalten beurteilte Interseroh-Vorstandsvorsitzender Axel Schweitzer die Aussichten für das laufende Jahr. Angesichts einer absehbaren Wachstumsabschwächung rechne er mit einem „fragilen ökonomischen Umfeld“ und deshalb mit einem leichten Umsatz- und Ergebnisrückgang.



Exzesse vermieden: Konzernzentrale in Wiesbaden

Foto Cornelia Sick

Das F.A.Z.-Gespräch: Alain Caparros, der Vorstandsvorsitzende der Rewe-Gruppe

„Für die nächste Generation der Einzelhändler wird es sportlich“

Der Lebensmitteleinzelhandel sieht sich vor großen Herausforderungen. Die Bevölkerung schrumpft, der Lebensmittelhandel zieht zurück in die Innenstädte. Für Rewe steht aber zunächst die Sanierung des Discounters Penny ganz oben auf der Agenda.

KÖLN, 27. März. Alain Caparros empfängt seine Besucher nicht in der im Schatten des Doms gelegenen Zentrale der Holding, sondern in seinem Zweitbüro in Köln-Braunsfeld. Dort wird das operative Tagesgeschäft von Rewe und Penny gesteuert, dort ist er dicht am Geschehen. „Das Geschäftsjahr 2011 war sehr anspruchsvoll“, sagt er und meint vor allem die Sanierung des Deutschland-Geschäftes von Penny. Der Discounter mit der knallroten Hausfarbe ist seit langem das große Sorgenkind der Kölner. Während er im internationalen Geschäft nach wie vor ein robustes Umsatzwachstum verbucht, hat die Nummer vier hinter Aldi, Lidl (Schwarz-Gruppe) und Netto (Edeka) hierzulande mit hohen Verlusten und einem miserablen Ruf zu kämpfen. Aufgeben kommt für Caparros nicht infrage. „Wir können uns schließlich nicht von knapp der Hälfte des Marktes verabschieden“, sagt er mit Blick auf den hohen Marktanteil der Discounter von 43 Prozent am Lebensmitteleinzelhandel. Zudem steht Penny für einen Umsatz von 6,7 Milliarden Euro und bringt damit ein beträchtliches Einkaufsvolumen auf die Waage. Für den Rewe-Chef gibt es also keine Alternative, keinen Plan B zu einem erfolgreichen Turnaround. „Es wird ein mühsamer Prozess, aber Rewe ohne Penny geht nicht“, sagt der Franzose. Unter der Regie des für das Discountgeschäft zuständigen Vorstands Jan Kunath wurden daher die Weichen für eine völlige Neuausrichtung gestellt. „Wir bleiben zwar unserem Preisversprechen treu, aber mit einem typischen Discountauftritt haben wir gegenüber dem starken Wettbewerb keine Chance“, erläutert Caparros. „Trading up“ gehört für ihn daher zur Strategie. In den bereits umgestellten Penny-Filialen wird ein deutlich größeres Gewicht auf Frische und Convenience-Pro-

dukte gelegt. Das Sortiment soll künftig mehr Marken- und weniger Non-Food-Artikel umfassen, nennt er Beispiele. Als erster Discounter wagt Penny zudem den Schritt, den eigenen Namen als Dachmarke für ein Basissortiment von Lebensmitteln einzuführen. Die neu gestalteten Märkte sind heller und freundlicher als die herkömmlichen Filialen. „Sie haben etwas mehr Supermarktcharakter“, beschreibt Caparros. „Aber auch die Supermärkte haben sich deutlich weiterentwickelt, der Discount folgt zwar, wahrst aber den Abstand. So bleibt für die Kunden die Differenzierung weiter deutlich erkennbar.“ Mit dem Austausch des Topmanagements und einer Fülle von Bezirks- und Marktleitern wurden zudem personelle Konsequenzen gezogen. Inzwischen sind rund 250 der 2400 Penny-Märkte auf das neue Konzept umgestellt, schwerpunktmäßig in Berlin und Köln. Bis Ende des Jahres sollen es rund 600 sein. Nach seinen Plänen soll die Neuausrichtung bis 2015 abgeschlossen sein und Penny in die schwarzen Zahlen zurückkehren. „Aber natürlich gilt: je früher, desto besser.“ Caparros macht keinen Hehl daraus, dass nachhaltig unrentable Märkte geschlossen werden müssen, in diesem Jahr rund 70. „Es gibt aber keine Pläne für eine große Schließungswelle“, bekräftigt er. Die ersten Erfolge der Neupositionierung sind für ihn sehr ermutigend. So hat Penny Deutschland im vergangenen Jahr trotz der Abgabe einiger Filialen ein leichtes Umsatzplus erzielt. Allerdings auf Kosten des Ergebnisses, weil es eine Fülle von Sonderaktionen gab. Im bisherigen Jahresverlauf liegt Penny mit 2,8 Prozent im Plus, wobei die schon umgestellten Filialen Mehrumsätze zwischen 10 und 20 Prozent beisteuern. „Der Umsatzzschwung bestätigt sich“, stellt er fest. Entscheidend ist für ihn in dieser Pha-

se nicht der Ertrag, sondern die Attraktivität der neuen Penny-Märkte. „Wichtigstes Barometer sind für uns jetzt die Kundenzahlen, und die steigen überproportional zum Umsatz. Jetzt kommt es darauf an, diese Neugierde aufrechtzuhalten.“ Caparros präsentiert im Gespräch erste Zahlen für 2011. Danach hat die gesamte Gruppe einschließlich der selbstständigen Kaufleute um 2,7 Prozent auf gut 48 Milliarden Euro Umsatz zugelegt. Der Konzern allein liegt mit rund 40 Milliarden Euro um 3,5 Prozent über Vorjahr. Wie er einräumt, wird die Jahresrechnung aber erheblich von Vorkahrungen unter anderem für die Restrukturierung von Penny geprägt. Wie stehen die Rewe-Genossen dazu, dass ihr Konzern einen defizitären Discounter durchpöppelt und sich nicht noch stärker um die Förderung der selbstständigen Kaufleute kümmert? „Wir haben deren volle Unterstützung“, versichert er. Immerhin seien die Erträge der Kaufleute innerhalb der letzten fünf Jahre nahezu verdoppelt worden. Überdies kündigt er für die kommenden beiden Jahre große Investitionen in die Renovierung der Vollsortimenter, also der Supermärkte, in Deutschland und Österreich an. „Die Formate, die das Geld verdienen, dürfen schließlich nicht unter der Penny-Sanierung leiden.“ Dort darf es keinen Renovierungsstau geben. Denn Caparros ist sicher, dass sich das Marktumfeld spürbar verändern und der



Alain Caparros

Foto Edgar Schoepal

Zur Person

Alain Caparros ist ein Kämpfer, ein impulsiver und streitbarer Mann, der gern provoziert. Das Gegenteil eines stromlinienförmigen Managers. Das hat er zuletzt bewiesen, als er im vergangenen Jahr nach kurzer Zeit den Aufsichtsratsvorsitz bei Kartstadt niederlegte, weil ihm die Strategie des Eigentümers Nicolas Berggruen nicht passte. Seit September 2006 leitet er den genossenschaftlichen Handelskon-

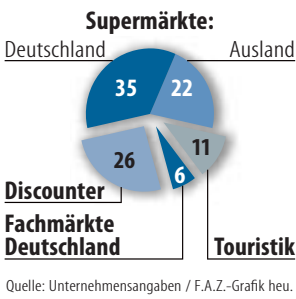
zern. Sein Vertrag läuft bis 2016. So viel Kontinuität hat es vor Caparros über Jahre nicht an der Rewe-Spitze gegeben. Denn die Kölner Zentrale glich lange einem Taubenschlag. Caparros ist Franzose, er wurde 1956 in Algerien geboren und wuchs später in Metz auf. Nach dem Studium der Betriebswirtschaft begann er seine Laufbahn beim Kosmetikkonzern Yves Rocher. 1994 ging er zu Aldi.

Das Unternehmen

Die Kölner Rewe-Gruppe ist nach der Hamburger Edeka Deutschlands zweitgrößter Lebensmittelhändler. In Europa gilt sie dank eines starken Geschäftes in Italien, Österreich und Osteuropa nach dem französischen Handelskonzern Carrefour und dem britischen Lebensmittelhändler Tesco als die Nummer drei im Lebensmittelhandel. Zum Netz gehören 15 000 Märkte mit 310 000 Mitarbeitern.

Rewe-Konzern

Umsatz nach Geschäftsfeldern 2010 in Prozent



Schmid glaubt an Schlecker-Transfergesellschaft

Wirtschaftsminister Baden-Württembergs hält Risiko für vertretbar

ols/sup. STUTTGART, 27. März. Der baden-württembergische Finanz- und Wirtschaftsminister Nils Schmid (SPD) zeigte sich optimistisch, dass die Länder den Aufbau einer Schlecker-Transfergesellschaft unterstützen werden. Nach einer Telefonschaltkonferenz sagte er in Stuttgart, die Minister der anderen Länder seien aufgeschlossen gewesen. „Ich bin zuversichtlich, dass die konstruktive Zusammenarbeit zu einer Lösung führen wird.“ Ein Gutachten der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PWC komme zu dem Schluss, dass ein Votum für den Kredit und die Bürgschaft „noch vertretbar“ sei. Der Kredit in Höhe von 71 Millionen Euro solle durch die spanische Auslands-tochter der insolventen Drogeriemarktkette abgesichert werden. „Sie ist deutlich mehr wert“, sagte Schmid. Auch Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Grüne) machte sich für den Kredit für die Transfergesellschaft stark. Er halte das für sinnvoll. Die Wahrscheinlichkeit,

dass das Land haften müsse, sei sehr gering, erklärte Kretschmann vor Journalisten in Stuttgart. Schmid sagte weiter, Nachfragen der anderen Länder zu dem PWC-Gutachten würden nun beantwortet. Der SPD-Politiker ging aber nicht näher darauf ein, was die Knackpunkte sind. Er bekräftigte, Baden-Württemberg sei nur dann bereit, eine Bürgschaft für den KfW-Kredit zu geben, wenn die anderen Länder diese mit Rückbürgschaften absichern. „Wir brauchen habhafte politische Zusagen.“

Der SPD-Politiker geht nicht davon aus, dass ein Land ausschert. „Alle Länder sind konstruktiv an Bord, beteiligen sich am Prozess, und ich setze darauf, dass es zu solchen Zusagen kommt.“ Die Transfergesellschaft soll für sechs Monate als Auffang- und Qualifikationsgesellschaft für die 11 000 Schlecker-Mitarbeiter dienen, die bei der Drogeriekette nicht mehr gebraucht werden. Sie hat aber zugleich eine weitere Funktion, wie

Schlecker-Insolvenzverwalter Arndt Geiwitz gegenüber der Nachrichtenagentur Reuters sagte: „Mit den Transfergesellschaften fördere ich den Investorenprozess.“ Ohne eine solche Gesellschaft drohten Kündigungsschutzklagen, die wiederum das Engagement eines Investors schwerer kalkulierbarer machten. Bis Ende dieser Woche müssen Interessenten für den Rest von Schlecker ihre Angebote schriftlich abgeben, wobei diese noch unverbindlich bleiben. In der nächsten Woche werde er dann mit drei bis fünf Investoren Gespräche führen, sagte Geiwitz weiter.

Bis Pfingsten solle der neue Eigentümer für Schlecker feststehen: „Die Chance dafür liegt deutlich über 50 Prozent“, so seine Erwartung. Interesse hätten vor allem Finanzinvestoren gezeigt. Für das Warenlager und wegen der notwendigen Investitionen in den Filialbestand muss ein Investor einen dreistelligen Millionenbetrag veranschlagen.

Transfergesellschaften umstritten

Im Ausland kümmern sich Stiftungen um Mitarbeiter

caf. FRANKFURT, 27. März. Bei jeder großen Pleite werden Rufe nach einer Transfergesellschaft für die Beschäftigten laut – nicht aber bei den vielen kleinen Insolvenzdramen, die sich Jahr für Jahr im Land abspielen. Das kritisiert der Arbeitswissenschaftler Gernot Mühge vom Institut für Arbeit und Qualifikation der Universität Duisburg-Essen. Die Wissenschaftler rund um Mühge plädieren dafür, solche Transfergesellschaften zu institutionalisieren, damit jeder etwas davon haben kann. „Was ist denn zum Beispiel mit den Zuliefererfirmen, die gleich mit pleitegehen? Die bekommen keine Transfergesellschaft“, sagt Mühge. Vorbilder für die institutionalisierten Auffanggesellschaften finden sich in Schweden und Österreich, wo Stiftungen die Betreuung von Mitarbeitern übernehmen und sie wieder in eine neue Stelle bringen sollen. Allerdings: Der Erfolg von solchen Transfermodellen, deren Finanzierung auf den Schultern der Bundesagentur für Arbeit, des europäischen Sozialfonds und des Altarbeitgebers (der dafür womöglich Staatskredite benötigt) lastet, ist umstritten. Eine wirklich belastbare Studie fehlt. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg hat vor einiger Zeit herausgefunden, dass kurz nach Ende der Maßnahmen rund 60 Prozent der Beschäftigten eine neue Stelle gefunden hätten, jedoch ein Jahr später nur noch rund 40 Prozent sozialversicherungspflichtig beschäftigt gewesen waren. Gernot Mühge hat für die zum Land Nordrhein-Westfalen gehörende Gesellschaft für innovative Beschäftigungsförderung

rund 1500 Teilnehmer von Transfergesellschaften befragt. Die Studie zeigt, dass die Arbeitnehmer mit der Transferbeschäftigung im Grundsatz zufrieden waren: Zwei Drittel würden sie wieder wählen und im Gegenzug auf Abfindungen verzichten.

Dabei gibt es auch Stimmen, die diesem arbeitsmarktpolitischen Instrument unterstellen, es bringe den Beschäftigten rein gar nichts – dafür aber dem Insolvenzverwalter viel: Denn dadurch, dass die Arbeitnehmer freiwillig auf eine Transfergesellschaft übergehen, wird die Investorensuche für das strauchelnde Unternehmen einfacher. Ein Investor muss sich nicht mit den komplizierten arbeitsrechtlichen Regeln zum Betriebsübergang beschäftigen und kann sich aus der alten Belegschaft die Besten zurückholen – ohne Sozialkriterien zu berücksichtigen.

Man kann die Transfergesellschaften als „private Arbeitsämter“ sehen, weil sie sich in ihren Leistungen oft nicht von den Jobcentern unterscheiden. Das Transferkurzarbeitergeld kommt ohnehin vom Staat und entspricht dem Arbeitslosengeld I – als Arbeitslose werden die Transferierten jedoch nicht geführt. Der Gesetzgeber hat die Transfergesellschaften zwar mit der Hartz-IV-Reform auf eine neue Grundlage gestellt. Neu sind die Modelle indes nicht: Schon nach der Wende sind viele ehemalige DDR-Bürger in Beschäftigungsgesellschaften überführt worden.

© F.A.Z./F.A.S. – Druckkontrollelement



WWW.HANDWERK.DE

Weltverbesserer wird man nicht über Nacht. Man muss es 3 Jahre lernen.



Nachhaltigkeit und Klimaschutz kann man nicht herbeireden. Da muss man schon sägen, feilen, spachteln, lasern oder ausbilden. Von leeren Versprechungen halten wir nichts. Wir setzen lieber auf Innovationen, Kundenzufriedenheit und die Zukunft unserer Lehrlinge. Wer die Welt verbessern will, ist deshalb bei uns an der richtigen Adresse – als Handwerker genauso wie als Kunde.

DAS HANDWERK DIE WIRTSCHAFTSMACHT. VON NEBENAN.

MENSCHEN & WIRTSCHAFT

Ostern wird durchgearbeitet

Arndt Geiwitz muss bei Schlecker das Chaos lichten, um Investoren zu begeistern

Fotografen und Kamera-teams haben sich den Termin an diesem Mittwochnachmittag schon vorgemerkt: Heute wird Arndt Geiwitz, der Insolvenzverwalter der Drogeriekette Schlecker, einen seiner seltenen Auftritte vor der Presse haben und in Stuttgart die Botschaft des Tages vermitteln. „Alles wird gut“ müsste sie laut dem virtuellen Drehbuch der Schlecker-Insolvenz heißen. Und im Detail: Die Weichen für eine Transfergesellschaft sind gestellt. Noch ist es nicht so weit, noch müssen Bedenken ausgeräumt werden, ob das Geld – insgesamt 71 Millionen Euro – tatsächlich eines Tages von Schlecker zurückgezahlt werden kann. Wenn es nach all dem Ringen und Diskutieren tatsächlich klappt, wird man neben Geiwitz einen zufriedenen Nils Schmid (SPD) sehen. Der Wirtschafts- und Finanzminister von Baden-Württemberg könnte sich dann den Erfolg ans Revers heften, die Gegner einer solchen Transfergesellschaft überzeugt zu haben. Geiwitz aber wird einfach nur erleichtert sein. Direkt nach dem Pressetermin wird er wieder an die Arbeit gehen. Mit einer deutlich klareren Perspektive.

In der Öffentlichkeit schien die Transfergesellschaft vor allem ein Vehikel zu sein, das eine soziale Aufgabe erfüllt: Für 11 000 Mitarbeiter, die Schlecker definitiv nicht mehr brauchen kann, sollten sich hier neue Qualifikationsmöglichkeiten und Vermittlungschancen auftun. Für Arndt Geiwitz aber ist sie ein zentrales Element bei der Suche nach Investoren. Dank Transfergesellschaft kann er ihnen ein Unternehmen andienen, das trotz des brachialen Personalabbaus nicht mit Kündigungsschutzklagen in nennenswertem Umfang rechnen muss. Drei bis fünf Investorengespräche habe er sich vorgenommen für die nächste Woche, berich-



Arndt Geiwitz

Foto dpa

tet Geiwitz. Am liebsten hätte er einen Investor, der alles kauft: Schlecker mit all den verbliebenen Filialen und der Tochtergesellschaft „Ihr Platz“, die auch insolvent ist, und mit den Auslandsgesellschaften, die man vielleicht wird versilbern müssen, um zum Beispiel den Kredit für die Transfergesellschaft zurückzahlen zu können, weil das aus dem laufenden Geschäft kaum zu schaffen wäre. Einen mittleren dreistelligen Millionenbetrag müsste ein Investor aufbringen, über-

schlägt Geiwitz. Er scheut sich nicht, Probleme beim Namen zu nennen, hält sich aber doch zurück, wo es nicht nötig ist.

Meike Schlecker, die Tochter des Patriarchen, die Kampfeslust demonstrieren will, lässt er gewähren. Er ist sich auch nicht zu schade, Anton Schleckers Lebensleistung zu würdigen und dessen Wunsch zu respektieren, seine Erfahrung einzubringen. Das ist bestimmt auch ehrlich gemeint, in diesem Fall vielleicht sogar besonders – kommt Geiwitz

doch selbst aus einer Händlerfamilie, die in Schwaben eine Reihe von Schuhfilialen betreibt, ein Unternehmen, das er nach dem Studium der Betriebswirtschaft sogar selbst einmal kurz geleitet hat. Doch der jugenhaft wirkende Geiwitz, der Ende April 43 Jahre alt wird, lässt sich nicht von Emotionen leiten, er weiß, dass er nicht fürs Händchenhalten bezahlt wird. Und so legt er im gleichen ruhigen, sachlichen Ton im nächsten Moment schon dar, dass er jetzt das Sagen hat und niemand anders, ganz nach dem Gesetz.

Ein Neuling ist Geiwitz längst nicht mehr in der Insolvenzverwalter-Szene. Obwohl sein Name einer breiten Öffentlichkeit vor der Schlecker-Insolvenz gar nicht bekannt war, gehört er doch schon seit einem Jahr dem Graenbrucher Kreis an, einem Zusammenschluss der bedeutendsten deutschen Insolvenzverwalter. Schon 1995, zwei Jahre nachdem er das Studium in Passau als Diplom-Kaufmann abschloss, trat er in die WPS Revision und Treuhand GmbH ein, jene Gesellschaft, die heute Schneider Geiwitz & Partner heißt und rund 200 Mitarbeiter beschäftigt. Die Qualifikationen zum Wirtschaftsprüfer und Steuerberater besitzt Geiwitz mittlerweile auch, vor allem aber hat er an der Seite seines väterlichen Kanzleipartners Werner Schneider eine Menge Erfahrung gesammelt, zuletzt bei der Insolvenz des Druckmaschinenherstellers Manroland: Dort war Geiwitz für den Standort Offenbach zuständig. Gelingt ihm für Schlecker eine ähnlich elegante Lösung wie für Manroland, wird man sagen, nun habe er definitiv sein Meisterstück abgeliefert. Bis Pfingsten, sagt Geiwitz sollen Investoren gefunden sein. Ostern dagegen wird wohl durchgearbeitet.

SUSANNE PREUSS

Frank Esser verliert das Duell mit Xavier Niel

Es war ein Duell ungleicher Typen. Hier der Deutsche Frank Esser, ein grundsolider Volkswirt aus dem Rheinland – dort der gerissene Xavier Niel, der mit elektronisch vertriebenen Peepshows groß wurde und auf dem französischen Telekom-Markt kein Risiko scheute. Esser, der Chef der französischen Telekommunikations-Gesellschaft SFR, hat diese Schlacht verloren. Der höchste deutsche Manager in einem französischen Unternehmen muss seinen Stuhl räumen, wie in einem Teil unserer gestrigen Ausgabe gemeldet. Das Mutterhaus Vivendi sucht jetzt eine neue Führung, weil es SFR für eine schlagkräftige Antwort auf die Billigangebote des von Niel geführten Wettbewerbers Free neu ausrichten will. Esser, der leise Töne bevorzugt, ist dafür in den Augen des Vorstandsvorsitzenden Jean-Bernard Lévy nicht der Richtige. Der Konzernchef hatte schon Anfang des Monats angekün-

digt, dass SFR nun „die Bolzen anziehen muss“. Esser selbst will die Umstände seines Abgangs nach zehn Jahren als SFR-Chef nicht kommentieren. Stattdessen sprechen andere. „Die Beschäftigten fragten sich in letzter Zeit, wer das Flugzeug steuert. Die Antwort auf Free war etwas chaotisch“, lässt sich ein Gewerkschafter zitieren. Free hat im vergangenen Jahr die letzte der vier Mobilfunklizenzen Frankreichs erhalten und ist im Januar sie mit Spezialtarifen von bis zu 2 Euro im Monat auf den Markt gegangen.

Auch Esser hat im Herbst die Tarife gesenkt, konnte aber nicht vermeiden, dass seit Jahresbeginn 200 000 Kunden abwanderten. Der operative Gewinn werde 2012 um 12 bis 15 Prozent sinken, berichtet Vivendi Anfang März, Wachstum sei erst wieder 2014 in Sicht. Esser schimpfte damals weniger auf Free als auf den heute unter Orange firmierenden ehemaligen Monopolisten France Télécom, des-

sen Netzinfrastruktur Free zu einem sehr günstigen Preis nutzt. „So einen Vertrag hätten wir nie abgeschlossen“, sagte er.

Esser, der bei seiner Ankunft in Frankreich im Jahr 2000 noch kein Wort Französisch sprach und zuvor für Mannesmann gearbeitet hatte, steuerte zuletzt 10 000 Mitarbeiter; der Jahresumsatz lag bei 12 Milliarden Euro, der Gewinn vor Steuern, Zinsen und Abschreibungen bei 2,3 Milliarden Euro. Seit Jahren spielt SFR den größten Gewinn der Muttergesellschaft ein, mehr als namhaftere Sparten wie der Musikproduzent Universal Music und der Fernsehsender Canal Plus etwa. Seine lange Amtszeit ist in der schnellleibigen Telekombranche eine Ausnahme. Zu seinen großen Leistungen an der Spitze von SFR gehört die Integration des Konkurrenten Neuf Cegetel im Jahr 2008. Bis ein Nachfolger gefunden ist, wird Vivendi-Chef Lévy die SFR-Geschäfte leiten. CHRISTIAN SCHUBERT

Personalwechsel im DIW

Am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung zeichnen sich weitere Personalwechsel ab. Nach Informationen dieser Zeitung hat Christian Dreger, der seit 2008 amtierende Leiter der Konjunkturabteilung, am Dienstag intern seinen Rücktritt in Aussicht gestellt. Er werde „perspektivisch“ einen Posten als Forschungsdirektor übernehmen, bestätigte er. Dreger sei zwar ein guter Theoretiker, aber kein guter Konjunkturprognostiker, sagte ein hochrangiger DIW-Funktionär. Das Institut ist zweimal mit seiner Bewerbung für die Gemeinschaftsprognose für die Bundesregierung gescheitert. „Es ist für uns essentiell, dass wir da wieder reinkommen“, heißt es aus dem DIW. Das Institut wird am 19. April von der Leibniz-Gemeinschaft evaluiert und sucht derzeit einen neuen Präsidenten. ppl

Der Industrieclub Düsseldorf: Das Konferenzzimmer des Ruhrgebiets

Die kleinen Séparées im Düsseldorfer Industrieclub heißen Mannesmann-, Henkel-, Haniel- oder Thyssen-Krupp-Zimmer. Namen, die für den Aufstieg der Region zu einem der wichtigsten Wirtschaftsräume Deutschlands und Europas stehen. Das Emblem des Clubs, vor Jahren neu gestaltet, lässt immer noch ein Zahnrad erkennen und symbolisiert Maschinenbau und industrielle Zeiten. „Konferenzzimmer des Ruhrgebiets“ sollte der Düsseldorfer Industrieclub einst sein. Oder „die Erholungsstätte für die Kämpfer am saussenden Webstuhl der Zeit“, wie es der erste Vorsitzende des Clubs, der damalige Bürgermeister Wilhelm Marx, vor hundert Jahren frei nach Goethes Faust mit dramatischen Worten umschrieb.

Ein Forum für Information und Diskussion, ein Ort für private und geschäftliche Begegnungen soll der Club auch heute noch sein, beschreibt der Vorsitzende des Vorstands, Joachim Scheele. Das umfangreiche Veranstaltungsprogramm, die jährlich bis zu 70 Vorträge zu aktuellen Themen sind für ihn heute der Kern der Clubidee. Dass man sich zudem im Restaurant zum guten Essen oder in der Lounge-Bar zum ungestörten Gespräch verabreden kann, ist für ihn eine wichtige Beikost für ein vitales Clubleben.

Als sich 1912 Persönlichkeiten vornehmlich aus der Industrie zusammentaten, um einen Treffpunkt für die vielen Vertreter aller Wirtschaftsbereiche zu gründen, hatte die Stadt am Rhein zuvor einen immensen Aufschwung genommen. Düsseldorf war wichtiger Messeplatz, Sitz großer regionaler und überregionaler Industrieverbände und galt zudem als Schreibtisch des nahen Ruhrgebiets. Ihren Repräsentanten und Gästen einen privaten Raum für den gedanklichen Austausch über das eigentliche Geschäft hinaus zu bieten, lautete die Idee der Gründungsväter. Laut Protokoll des Gründungstreffens gehörten zu diesem Kreis Unternehmer wie Franz Haniel,

Fritz Thyssen, Emil Jagenberg, Hans Zanders, Georg Grillo, Robert Zapp oder Carl Goldschmidt. Domizil des Industrie-Clubs war schon damals der schmucklosere rückwärtige Gebäudeteil des an der Königsallee domizilierenden Düsseldorfer Parkhotels, dessen Immobilie noch heute dem Verein gehört. Geht es in den zuletzt aufwendig renovierten Räumen heute eher geschäftsmäßig zu, so gab es damals noch ein Spielzimmer samt Billardtisch, ein Kneipzimmer mit zünftiger Schankraumatmosphäre oder einen Turnsaal mit martialisch anmutenden Geräten. Das belegen die noch erhaltenen Fotos aus alten Zeiten.

In seinen hundert Jahren hat der Industrie-Club bewegte Zeiten, viele Auf- und Abs in Wirtschaft und Politik durchlebt. Der schwärzeste Tag war gewiss der 26. Januar 1932, über den es viele historische Abhandlungen gibt und dem der Club in seiner Chronik ein eigenes

Kapitel widmet. Damals sprach Adolf Hitler vor einem großen Kreis von Industriellen.

Der Düsseldorfer Industrieclub ist nicht der älteste Wirtschafts- und Gesellschaftsclub seiner Art in Deutschland. Die Tradition des Clubs zu Bremen reicht sehr viel weiter zurück, allerdings gab es Unterbrechungen im dortigen Clubleben. Von ihrem Anliegen her vergleichbar sind der 1922 von Hamburger Kaufleuten, Industriellen und leitenden Männern der Verwaltung gegründete Hamburger Übersee-Club oder die nach dem zweiten Weltkrieg wieder erstandene Frankfurter Gesellschaft für Handel, Industrie und Wissenschaft. Mit seinen Vorträgen greift der Industrieclub aktuelle oder auch zeitlos wichtige Themen auf. Er selbst nimmt bis heute aber keine politische Position ein, wie Scheele betont. An diesem Freitag, wenn der hundertste Geburtstag in einem Festakt in der Deut-



Die Gründungsväter des Düsseldorfer Industrieclubs

Foto Krause, Johansen

Airbus fordert Kompromiss zum Emissionshandel

4 Prozent des Kerosins sollen 2020 Biokraftstoff sein

now. BRÜSSEL, 27. März. Der europäische Flugzeughersteller Airbus hat die Europäische Kommission und die EU-Regierungen dazu aufgefordert, sich im eskalierenden Streit mit China, den Vereinigten Staaten, Russland und Indien um die Einbeziehung des Emissionshandels in den Luftverkehr auf einen Kompromiss einzulassen. Ziel müsse es sein, in der Internationalen Organisation für zivile Luftfahrt (ICAO) innerhalb der kommenden ein, zwei Jahre eine für alle Seiten annehmbare, möglichst umweltschonende Lösung zu erarbeiten, erläuterte Airbus-Unternehmenssprecher Rainer Ohler. Er verwies auf das sich gegenwärtig zuspitzende Verhältnis der EU zu ihren Handelspartnern. Das seit Jahresanfang gültige neue Emissionshandelssystem (ETS) sieht für Flüge in und aus der Gemeinschaft Abgaben auf Kohlendioxidausstoß vor, sobald eine gewisse Emissionsmenge überschritten wird.

Die Kritik der Handelspartner an der von den EU-Regierungen und dem Europäischen Parlament 2008 beschlossenen ETS-Regelung entspringt weniger der Sorge um steigende Kosten. Nach Angaben der Kommission könnte sich ein Fernflug um bis zu 12 Euro je Passagier verteuern. Chinesen, Russen, Amerikaner oder Indier beklagen sich vor allem darüber, dass die EU eigenmächtig Abgaben für Flugstrecken außerhalb Europas erheben will. Die Europäische Kommission, aber auch die meisten Regierungen und die Mehrheit des Europäischen Parlaments sehen sich hingegen dadurch bestärkt, dass der Europäische Gerichtshof Ende 2011 eine amerikanische Klage abgewiesen hat. Die obersten EU-Richter hatten festgestellt, dass die europäischen Regeln zum Emissionshandel mit internationalem Recht vereinbar seien.

Dennoch hofft Airbus, dass Kommission und Regierungen sich für den von der ICAO vorgegebenen Verhandlungsweg entscheiden werden. So warte das Unternehmen vergeblich auf erhoffte Aufträge für 55 Großraumflugzeuge, darunter

Weleda braucht neue Köpfe

Schwierige Sanierung des Anbieters von Naturheilmitteln

du. ZÜRICH, 27. März. Die auf Naturheilmittel spezialisierte Weleda-Gruppe tauscht nahezu die gesamte Führungsmannschaft aus. Dahinter steht ein Ringen um die Wiedergewinnung der Profitabilität der in Arlesheim bei Basel ansässigen Unternehmensgruppe, die anthroposophische Heilmittel und Naturkosmetik anbietet. Jetzt soll der aus Deutschland stammende Unternehmensberater Ralph Heinisch die Wende herbeiführen. Er folgt auf den im Januar gegangenen Vorstandsvorsitzenden Patrick Sirdey. Auch ein neuer Finanzvorstand wird gesucht, da Ende des Monats Patrick Kerstling ausscheidet. Zuvor ist am vergangenen Freitag der gesamte Verwaltungsrat ausgetauscht worden, zu dessen Mitgliedern der deutsche Drogeriebesitzer Götz Werner zählte. Im neuen Verwaltungsrat sind nun auch die beiden Großaktionäre Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft und Ita-Wegman-Klinik vertreten. Sie kontrollieren mit 40 Prozent Kapitalanteil rund 80 Prozent der Stimmen. Als Präsident amtiert künftig Paul Mackay, der

lange Jahre für anthroposophische Banken tätig war.

Weleda bewegt sich seit Jahren unternehmerisch auf einem schmalen Grat. Nach Verlusten 2006 und 2008 musste 2010 ein weiteres Defizit von 4,7 Millionen Franken ausgewiesen werden nach plus 4,6 Millionen Franken im Vorjahr. Auf eine Ausschüttung wurde verzichtet. Für das abgelaufene Jahr droht bei einem Umsatz von 380 Millionen Franken (317 Millionen Euro) ein neuerliches Minus von rund 10 Millionen Franken. Zur Sanierung der defizitären Arzneimittelsparte wurde schon früher entschieden, bis 2014 den Großteil der Produktion im deutschen Schwäbisch Gmünd zu konzentrieren. Dort arbeiten derzeit 785 der rund 2000 Mitarbeiter von Weleda. Die Tätigkeit des 56 Jahre alten Heinisch sei auf Dauer angelegt, sagte ein Unternehmenssprecher der „Schwäbischen Post“. Der Sanierer leitete zwischen 2007 und 2009 die Paracelus-Klinik bei Bad Liebenzell, die über eine anthroposophische Abteilung verfügt.

Singulus erweitert Geschäftsfelder

Maschinenbauer optimistisch für laufendes Jahr

hpa. FRANKFURT, 27. März. Die Fehler der Vergangenheit will der Maschinenbauer Singulus durch eine Ausweitung seiner Geschäftsfelder künftig vermeiden. Vor ein paar Jahren war der Konzern fast nur auf Produktionsanlagen für DVDs und CDs ausgerichtet, und als die Nachfrage nach diesen Anlagen rapide zurückging, folgten drei verlustreiche Jahre. Inzwischen spielt für Singulus die Musik in der Herstellung von Blu-Ray-Disk-Maschinen, hier ist das fränkische Unternehmen – neben Sony – der einzige Hersteller auf dem globalen Markt. Deutlich ausbauen will Vorstandschef Stefan Rinck nun aber die Geschäftsfelder Solarindustrie und Halbleitertechnik, und man denke auch an Übernahmen im Auto- oder Optiksektor um damit eine neue Geschäftssparte zu etablieren, sagte er zur Bilanzvorlage. Darüber gebe es derzeit auch konkrete Gespräche.

„Wir stellen uns rund um unser Kern-Knowhow auf, die Vakuum-Beschichtungstechnik“, erläuterte er. Zwar unterliegen alle Singulus-Geschäftsfelder auch weiterhin kräftigen Zyklen und Wachs-

Deutsche Bank muss sich abermals vergleichen

maf. FRANKFURT, 27. März. Die Deutsche Bank muss sich in den Vereinigten Staaten abermals wegen des Verkaufs umstrittener Hypothekenanleihen vergleichen. Den klagenden Investoren, darunter der Pensionsfonds Massachusetts Bricklayers and Masons Trust Fonds, bietet sie insgesamt 32,5 Millionen Dollar. Die Kläger haben dem Vergleich vorläufig zugestimmt. Nun muss noch der Richter diesen genehmigen. Die Hypothekenanleihen waren nach Ansicht der Investoren mit Immobilienkrediten unter-

legt, über deren Qualität sie sich von der Deutschen Bank getäuscht fühlten. Die Verbriefungen von Immobilienkrediten waren Auslöser der Finanzkrise 2008, nachdem zahlreiche Schuldner diese nicht mehr bedienen konnten. Die Deutsche Bank ist in den Vereinigten Staaten deshalb mit mehreren Klagen konfrontiert. Sie hat dabei schon mehrmals Vergleiche akzeptiert, darunter mit den früheren Zweckgesellschaften der IKB und amerikanischen Genossenschaftsbanken.

ANZEIGE

Exklusiv für unsere Abonnenten: Der neue Online-Service unter www.faz.net/leserportal.

Jetzt anmelden und eines von 10 Apple iPad 2 mit Wi-Fi + 3G 32 GB gewinnen!*

*An der Verlosung nehmen alle Abonnenten teil, die sich bis zum 30. April 2012 für unseren Online-Service anmelden. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Barabgeltung nicht möglich.

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Unternehmen

Villeroy & Boch bangt um die Konjunktur

Die unsichere Prognose des Keramikherstellers erschreckt die Anleger. Das Unternehmen baut nach einer Schrumpfkur das Geschäft in China und Russland aus.

tag. FRANKFURT, 27. März. 1200 Stellen hat der Keramikhersteller Villeroy & Boch seit 2009 gestrichen, unter großen Schmerzen drei Werke geschlossen und eines verkauft. Dazu wurden zwei von vier Geschirrpunktionen dichtgemacht und stattdessen viel Geld in eine runderneuerte computergesteuerte Fertigung gesteckt. Die Produktivität je Mitarbeiter sei von 38000 auf 54000 Werkstücke erhöht worden, sagt Vorstandschef Frank Göring.

Die Botschaft der Bilanzvorlage ist klar: Das Traditionsunternehmen hat seine Hausaufgaben gemacht. Jetzt aber seien die Sparpotentiale begrenzt, sagt Göring. „Jetzt hängt alles an der Konjunktur.“ Die Unsicherheit über die zukünftige Entwicklung ist dem 50 Jahre alten Vorstand des saarländischen Traditionsunternehmens anzumerken. Der Jahresauftakt war schwierig, die Umsätze seien um 1 Prozent leicht gestiegen, das Ergebnis liege „planmäßig“ unter dem Vorjahreswert. Rückenwind von der Konjunktur sei frühestens in der zweiten Jahreshälfte zu erwarten. Entsprechend vorsichtig ist seine Prognose: Der Umsatz soll von 743 Millionen auf 750 bis 760 Millionen Euro steigen. Das operative Ergebnis kann nach seinen Worten um 15 Prozent über, aber auch um 15 Prozent unter dem Vorjahreswert von 28 Millionen Euro liegen.

Die Staatsschuldenkrise und die labile Verfassung des Finanzsektors erlaube derzeit leider keine konkretere Aussage, überdies müsse das Unternehmen höhere Kosten für Logistik und Rohstoffe kompensieren. Der Aktienkurs gab am Dienstag 7 Prozent nach.



Wendelin von Boch mit Bolschoi-Teller

Foto Villeroy & Boch

Rational drängt in die Großküchen

hpe. MÜNCHEN, 27. März. Noch nicht einmal in jeder dritten Großküche steht ein Gerät von Rational. Für den bayerischen Küchenausstatter gibt es nach eigener Einschätzung noch viel zu tun, um Köche in Betriebskantinen, Krankenhäusern oder Sternerestraurants zum Wechsel auf die Rational-Geräte zu überzeugen. „Das weltweite Marktpotential liegt bei mehr als 2,5 Millionen Profiküchen, Tendenz steigend“, sagte der Vorstandsvorsitzende Günter Blaschke am Dienstag zur Vorlage der Jahresbilanz. Schon heute ist Rational Weltmarktführer für Dampfgerä. Im vergangenen Jahr schrumpfte der Gewinn vor Zinsen und Steuern (Ebit) von 106 Millionen Euro auf 102 Millionen Euro. Der Jahresüberschuss sank um 1,3 Prozent auf 78,7 Millionen Euro. Weil sich neue Geräte mittlerweile auch außerhalb des europäischen Marktes gut verkaufen, kletterte der Umsatz um 12 Prozent auf 392 Millionen Euro. Das im M-Dax notierte Familienunternehmen weist eine Ebit-Marge von 26 Prozent aus. Die Aktionäre erhalten eine Dividende von 5,50 Euro, 50 Cent mehr als im Vorjahr.

Soziale Netzwerke im Visier der Hacker

fib. FRANKFURT, 27. März. Computerhacker konzentrieren sich derzeit vor allem auf soziale Netzwerke. Wie aus dem am Dienstag veröffentlichten Sicherheitsbericht von IBM hervorgeht, zielen sie dort mit teilweise einfachsten Methoden darauf, Daten aller Art von Nutzern abzufassen. Darüber hinaus rücken immer mehr internetfähige Mobiltelefone ins Visier der Angreifer, da auf diesen Geräten mittlerweile von Bank- bis zu Börsengeschäften nahezu jedes Online-Geschäft ausgeführt werden kann. So haben die Anbieter von Programmen für herkömmliche Computer wie PC oder Laptop die Geräte sicherer gemacht als noch vor zwei Jahren. Mit steigenden Sicherheitsstandards wachse hier „allmählich auch das Vertrauen in Internetanwendungen“, sagt der Präsident des Branchenverbandes Bitkom, Dieter Kempf. „Für das Jahr 2011 zeigt unser Report einen überraschend guten Fortschritt im Kampf gegen IT-Sicherheitsattacken“, sagte Tim Cross, der Chef der Sicherheitspartei von IBM. Grund sei die Verbesserung der Qualität der Software seitens der Hersteller. Hacker, Datendiebe und andere Internetkriminelle würden sich nun nach neuen Wegen umsehen, um ans Ziel zu kommen. So machten sie sich nun vermehrt daran, die hinter Internetseiten liegenden Datenbanken direkt zu manipulieren. Auch schwirrten Programme durch das Internet, die im Auftrag ihrer Ersteller quasi automatisch leicht zu knackende Zugangspasswörter aufspürten und ausnutzten. In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres sei eine starke Zunahme solcher Angriffe zu beobachten gewesen.

Celesio halbiert die Dividende

Neuer Vorstandschef sieht 2012 als Jahr des Übergangs

sup. STUTTGART, 27. März. Dreimal hat der Pharmahändler Celesio im vergangenen Jahr seine Ergebnisprognose nach unten korrigiert: 575 Millionen Euro operatives Ergebnis (Ebitda) wurden zuletzt angekündigt. Tatsächlich hat Celesio nun diesen Wert um 3 Millionen Euro übertraffen, was der neue Vorstandsvorsitzende Markus Pinger sogar zu den Erfolgen des vergangenen Jahres zählt: Das sei „unter den schwierigen Marktentwicklungen keine Selbstverständlichkeit“, sagte er bei der Bilanzpressekonferenz in Stuttgart unter Bezug auf die staatlichen Sparmaßnahmen im Gesundheitswesen. Celesio verminderte es gerade noch, in die Verlustzone zu kommen, und wies ein Jahresergebnis von 6 Millionen Euro aus – bei einem Umsatz von mehr als 23 Milliarden Euro. Auf dieser Basis schlägt der Vorstand eine Dividende von 0,25 Cent vor, halb so viel wie in den Vorjahren, aber mehr, als das Ergebnis eigentlich hergibt. „Wir möchten uns damit bei unseren Aktionären für ihre Treue in einer schwierigen Zeit bedanken“, sagte Pinger.

Hauptaktionär von Celesio ist die Duisburger Haniel-Gruppe, die in der Vergangenheit mehrfach deutlich gemacht hat,

dass sie sich von Celesio gern trennen würde, wenn sich denn ein Investor fände. An der Börse wurde die Dividendenkürzung kritisiert. Händler bezeichneten auch den Ausblick als wenig überzeugend. Der seit dem vergangenen Sommer amtierende Celesio-Chef Pinger sieht das Jahr 2012 als Übergangsjahr. Zur Stabilisierung soll der Verkauf der Versandapotheke Doc Morris (F.A.Z. vom 27. März) beitragen.

Celesio AG in Zahlen

			Veränd. in
in Millionen Euro	2010	2011	Prozent
Umsatz	23 278	23 026	−1,1
Operatives Ergebnis (Ebitda)	699	515	−26,3
Ergebnis vor Steuern	409	104	−74,6
Ergebnis nach Steuern	265	6	
Zahl der Mitarbeiter	36 441	36 670	0,6
Dividende (in Euro)	0,50	0,25	
Tiefst-/Höchststand	15,96/25,50	9,28/20,05	
Aktionäre: Franz Haniel & Cie. GmbH	54,64 Prozent,		
Rest Streubesitz			

Quelle: Unternehmensangaben

Kurze Meldungen

IT-Export gesunken

Die deutschen Hersteller von Informations- und Kommunikationstechnik haben 2011 Produkte im Wert von 28,9 Milliarden Euro exportiert. Wie der Branchenverband Bitkom am Dienstag in Berlin mitteilte, waren das 2,1 Prozent weniger als im Jahr zuvor. Besonders gefragt seien im Ausland derzeit deutsche Telefonanlagen und Netztechnik. Hier wurden Waren im Wert von 10 Milliarden Euro ausgeführt. Die Anbieter von Computersystemen erlöst im Ausland 13,7 Milliarden Euro. Der Wert der ausgeführten Unterhaltungselektronik belief sich auf 5 Milliarden Euro.

Stada geht nach Australien

Der Arzneimittelhersteller Stada AG aus Bad Vilbel baut sein Auslandsgeschäft aus und gründet eine Tochtergesellschaft in Australien. Wie das auf günstige Nachahmermedikamente (Generika) spezialisierte Unternehmen mitteilt, soll die neue Gesellschaft ihre Tätigkeit im dritten Quartal aufnehmen und zunächst einzulizenzierte Produkte vertreiben, um später auch von Stada selbst entwickelte Präparate in Australien zu verkaufen. Wie das Management von Stada erläutert, dürfte der Generikamarkt in Australien in den nächsten Jahren überdurchschnittlich wachsen; zum aktuellen Umsatzvolumen von rund 820 Millionen Euro könnten durch Patentabläufe rund 1,7 Milliarden Euro hinzukommen. lzt.

Rückschlag für LLB in Vaduz

Im 15. Jahr des Bestehens hat die Liechtensteinische Landesbank (LLB) einen tiefen Gewinneinbruch erlitten. Das den Aktionären zustehende Ergebnis fiel von 103 auf 11 Millionen Franken. Verant-

Villeroy sei einer der weniger großen Keramikhersteller, der überhaupt noch in Deutschland „Tischkultur“ herstelle, sagte Göring. Er hofft darauf, dass sich der Stempel „Made in Germany“ trotz der höheren Produktionskosten bezahlt macht, vor allem in den „Luxusaffinen“ Märkten China und Russland. Dort wächst das Geschäft, und dort haben die Saarländer Großes vor. Gründernachfahre und Aufsichtsratschef Wendelin von Boch-Galhau ist 2011 mit einem eigens entworfenen Sammelteiler zur Neueröffnung des Bolschoi-Theaters nach Moskau gereist, um die Marke weiter bekannt zu machen – schließlich hatte der Konzern schon im 19. Jahrhundert den Eingang des Theaters mit den damals weltbekannten „Metallacher Platten“ ausgestattet.

Die Zahl der Verkaufsstellen in Russland und China soll nun zügig erhöht werden, sogar eigens entworfenen Produktlinien für diese Länder gebe es schon. Das Problem ist: Obwohl das Geschäft dort stark wächst, spielt es im Gruppenumsatz noch kaum eine Rolle. Fast 85 Prozent der Erlöse erwirtschaftet Villeroy in Europa. Und dort ist die Welt zweigeteilt: Optimistischen Verbrauchern in Deutschland, Österreich und der Schweiz steht eine Phalanx von Skeptikern in Südeuropa und Großbritannien entgegen. Göring zeigte sich dennoch überzeugt, dass Villeroy auch in Europa weiter wachsen könne, vor allem in Großbritannien und Osteuropa. Mit neuen Produkten – etwa für Hobbyköche – und einer neuen Ansprache über soziale Medien werde das Unternehmen auch neue Zielgruppen ansprechen. Villeroy werde noch eine ganze Weile das Geld in Europa verdienen, um die Expansion in Wachstumsmärkte zu finanzieren.

Im zweiten Geschäftsfeld, der Sanitärkeramik, gibt es nach Görings Worten noch Effizienzpotential. Anders als in der Tischkeramik produziert Villeroy Toiletten, Waschbecken und Badewannen in 13 Werken weltweit, dort ist auch das Gros der gut 8500 Mitarbeiter beschäftigt. (Kommentar, Seite 16)

Volkerts Geliebte vor Gericht

WOLFSBURG, 27. März (dpa-afx). Fast sieben Jahre nach Beginn der VW-Affäre um falsche Abrechnungen und Luxusreisen auf Firmenkosten hat der vermutlich letzte Prozess um den Skandal begonnen. Seit Dienstag muss sich die frühere Geliebte des mächtigen Ex-Betriebsratschefs Klaus Volkert vor dem Wolfsburger Amtsgericht verantworten. Ihr wird Beihilfe zur Untreue in 26 Fällen vorgeworfen. Die aus Brasilien stammende Adriana Barros habe aufgrund von Scheinrechnungen insgesamt rund 250 000 Euro einkassiert, ohne dass sie Leistungen dafür erbracht, wirft die Anklage ihr vor. Die heute 47 Jahre alte Frau, die nach eigenen Angaben Journalistin ist, soll danach gewusst haben, dass sie darauf keinen Anspruch hatte. Außerdem soll sie in 15 weiteren Fällen privat veranlasste Kosten für Flüge, Hotelaufenthalte und Sprachkurse in Höhe von insgesamt rund 100 000 Euro zu Lasten von Volkswagen abgerechnet haben. Die Angeklagte bestritt vor Gericht alle Vorwürfe. Die Reisen hätten den Hintergrund gehabt, Filme und Videos über soziale Projekte von Volkswagen zu verbreiten.

Unicredit verliert weniger als erwartet

tp. ROM, 27. März. Mit einem Nettoverlust von 9,2 Milliarden Euro hat Italiens größte Bankengruppe Unicredit das Jahr 2011 abgeschlossen. Im Vorjahr hatte das Nettoergebnis noch 1,3 Milliarden Euro betragen. Weil das Ergebnis für das vierte Quartal – mit gestiegenem Betriebsergebnis und einem Nettogewinn von 114 Millionen Euro – besser ausfiel als erwartet, reagierte die Börse mit Kursgewinnen von kurzfristig mehr als 3 Prozent. Belastet war das Ergebnis des vergangenen Jahres vor allem von Sonderabschreibungen auf aktivierte Unternehmenswerte früherer Fusionen mit der deutschen Hypo-Vereinsbank 2005 und mit der römischen Bankengruppe Capitalia 2007. Diese – für die Liquidität nicht relevanten – Abschreibungen schlugen mit 8,7 Milliarden Euro zu Buche, daneben Abschreibungen auf aktivierte Markenwerte von 662 Millionen Euro, Berichtungen für Beteiligungen von 480 Millionen Euro sowie Abschreibungen auf griechische Staatstitel von 310 Millionen Euro. Ohne den Abschreibungsbetrag von 8,7 Milliarden Euro und Folgekosten von Fusionen wird als Nettoergebnis der gewöhnlichen Geschäftstätigkeit der Betrag von 644 Millionen Euro ausgewiesen, gegenüber 2,2 Milliarden Euro für 2010. Bei einem um 2 Prozent auf 25,2 Milliarden Euro geschrumpften Betriebsgewinn blieben die Kosten nahezu unverändert, die Wertberichtigungen und Rückstellungen sanken um 12,6 Prozent auf 6 Milliarden Euro. Die Steuerlast hat sich wegen nicht absetzbarer Abschreibungen mehr als verdoppelt, auf 1,4 Milliarden Euro. Die Kernkapitalquote betrug Ende 2011 rund 8,4 Prozent, aktuell liegt sie nach der Kapitalerhöhung und Rückkauf von Anleihen bei 10,1 Prozent.

Briefe an die Herausgeber

Die Bürger haben Horst Köhler vertraut

Ingolf Kern lässt in seinem Artikel „Der Zusteller“ (F.A.Z.-Feuilleton vom 16. März) den früheren Bundespräsidenten, Horst Köhler, mit folgender Feststellung zu Wort kommen: „Früher hatten die Medien vor allem Spezialisten für das genaue Verständnis, für das Lesen und Verstehen auch zwischen den Zeilen. Heute haben sie immer mehr Spezialisten für das bewusste Missverstehen und ehrenrührige Schnödigkeit.“ Wer den Artikel liest und Horst Köhler verschiedene Male gehört und getroffen hat, hat sofort das Gefühl, in diesem Autor einen solchen Spezialisten für bewusstes Missverstehen und ehrenrührige Schnödigkeit vor sich zu haben. Er erwartet von Köhler, dass er als gutgestellter Privatmann über die politische Kettenreaktion redet, die sein Rücktritt vor zwei Jahren auslöste. Nun mag man den Rücktritt Köhlers so oder so bewerten, aber wieso hat er damit eine Kettenreaktion, etwa den Rücktritt seines Nachfolgers, Christian Wulff, ausgelöst? Stattdessen habe sich Köhler bescheiden und verkleidet gegeben, mutmaßt Ingolf Kern. Wer Köhler kennt, weiß, dass die auftrumpfende Geste nicht seine Art ist.

Köhler hat auch nie einem ganzen Volk Führung geben wollen. Er hat ein anständiges Leben, privat wie politisch, vorleben wollen – das ja. Dazu passt, dass er von sich selbst sagt, keine „selbstgebastelte Führungsphilosophie“ zu besitzen. Er hat seinem Land in vielen verantwortlichen Stellen gedient und auch international gewirkt. Das gelingt einem Menschen nur, wenn er fachlich und menschlich überzeugt; dazu gehört auch, Menschen führen und begeistern zu können. Daher vertraut Köhler auf seine Lebenserfahrung. Der Verfasser vermutet aber bloß einen „Bauerntrick“, der keine authentischen Antworten auf die drängendsten Fragen hervorbringe. Stattdessen „laubsägen“ sich Köhler durch eine Exegese der ihm aufgetragenen Begriffe. Diese Passage ist symptomatisch für den ganzen Artikel. Er steht wirklich für bewusstes Missverstehen, ehrenrührige Schnödigkeit und auch Hämie. Die Bürger in unserem Land wissen es besser; sie haben Horst Köhler vertraut. Sie haben gespürt, der will nicht etwas von uns, sondern für uns.

PROFESSOR DR. DR. JOACHIM STARBATTY, TÜBINGEN

Ein treffliches Bild von der Bundeskanzlerin

In dem Artikel von Marcus Jauer „Die Pädagogik der Angela Merkel“ (F.A.Z.-Feuilleton vom 17. März) wird in der Tat ein treffliches Bild von der Bundeskanzlerin gezeichnet. Es lässt errahnen, warum Angela Merkel sich anfangs vehement gegen unseren jetzigen Bundespräsidenten Gauck gewehrt hat, denn für dessen Kernthema Freiheit ist in der urprotestantischen Pädagogik kein Platz. Es ist kein Platz für das, was den Mensch zum Menschen macht. Dies wird unterstrichen von dem, was Jauer als Lehre für unser Leben, das Leben der Bürger, empfiehlt. Wenn wir aufhören, Geschichten zu erschaffen, die unserer Identität ein Zuhause geben, wenn wir das Drama abschaffen, welches entsteht, wenn wir Dinge anders wünschen, als sie jetzt sind, dann hören wir auf, neugierig und kreativ zu sein. Wir hören auf, kritische, partizipierende Bürger zu sein, wenn wir nur von uns selbst absehen und ein-

fach unsere Arbeit machen. Dies würde auch eine existierende objektive Vernunft implizieren, die es so in einer sich ständig verändernden Welt nicht gibt, denn auch das Kernelement der Wissenschaft, das Wissen, ist letztlich nur „sozial gerechtfertigter Glaube innerhalb der Fachbereiche“ – wie wir an den konfliktreichen Diskussionen in und zwischen allen Wissenschaftsfeldern sehen können.

Ohne Freiheit und kritische Diskussion, in der Bedeutung und Vernunft permanent verhandelt werden, um tragfähigen Konsens zu erreichen, ist Demokratie nicht möglich. Protest, Kreativität und das Menschsein mit all seiner Unvernunft, Emotion und seinen Widersprüchen ist das, was Demokratie braucht. Keine die Macht manifestierende Technokratie. Auch Martin Luther war kein Konformist, er war Protestant, weil damals die Dinge anders waren, als er sie sich wünschte.

HENRIK SPROEDT, SCHWABSTEDT

Die Landtagsverwaltung irrte

Zu den Berichten über die Auflösung des nordrhein-westfälischen Landtags: Die Selbstauflösung des Landtags von Nordrhein-Westfalen wirft nicht nur politische, sondern auch juristische Fragen auf. Von zentraler Bedeutung ist dabei eine rechtliche Expertise der Landtagsverwaltung Nordrhein-Westfalen zum Haushaltsverfahren, die in ihrem Vermerk vom 13. März zu folgendem Ergebnis kommt: „Die Beschlüsse der zweiten Lesung des Plenums sind verbindlich für den Inhalt des Haushaltsplans. Wegen der Besonderheiten des Haushaltsplans kann die Ablehnung eines Einzelplans in der zweiten Lesung zum Scheitern des Haushalts führen, die in der dritten Lesung durch den Landtag nicht mehr korrigiert werden kann.“

Dieser Rechtsauslegung ist – ungeachtet der eingetretenen Folgen – entschieden zu widersprechen. Insbesondere geht die Bezugnahme auf die Grundgesetz (GG)-Kommentierung von Maunz/Dürig fehl, wo es heißt (Artikel 110 Randnummer 25): „Der Bundestag hat jedoch nicht das Recht, nur bestimmte notwendige Teile des Haushaltsentwurfs (zum Beispiel den Verteidigungshaushalt oder den Haushalt des Bundeskanzlers) abzulehnen, den Haushaltsplan aber im übrigen festzustellen. Der Bundestag muss dann den Haushaltsentwurf als Ganzes ablehnen, weil ein Haushaltsplan ohne die Mittel für ein notwendiges Verfassungsorgan nicht ordnungsgemäß ist. Im Falle der Ablehnung des Haushaltsentwurfs durch den Bundestag muss die Regierung alsbald einen neuen Entwurf vorlegen, der den Vorstellungen des Bundestages entgegenkommt.“ Diese Fundstelle sagt nichts über eine etwaige Präklusionswirkung der Ablehnung eines Einzelplans in 2. Lesung (in Nordrhein-Westfalen des Haushalts des Innenministeriums) für die dritte Lesung aus. Im Gegenteil wird man aus diesen Ausführungen schließen können, dass in der dritten Lesung wie bei jedem anderen Gesetz Änderungen der Haushaltsvorlage vorgenommen werden können. Die Frage ist nur, wem die Initiative obliegt und wie weit diese reicht.

Zu den Rechten des Bundestages führt der genannte Grundgesetzkommentar aus (Artikel 110 Randnummer 24): „Er muss nur diejenigen Mittel bewilligen, zu deren Leistung eine rechtliche Verpflichtung (zum Beispiel aus Gesetzen oder Verträgen) besteht. Im übrigen ist er in seinen Entscheidungen grundsätzlich frei. Er kann nicht nur die Bewilligung von Mitteln für bestimmte Zwecke ganz oder teilweise ablehnen, sondern auch Ansätze der Regierungsvorlage erhöhen oder neue Ansätze beschließen, die in der Regierungsvorlage noch nicht vorgesehen sind . . . Der Bundestag muss die Regierungsvorlage bei grundlegenden oder vielfältigen Bedenken, um überhaupt einen Haushalt zustande zu bringen, aber nicht so abändern, dass sie seinen Vorstellungen entspricht. Er kann die Regierungsvorlage auch schlicht ablehnen. Da der Bundestag auf dem Gebiet der Haushaltsgesetzgebung nicht initiativ werden darf, kann es nicht seine Aufgabe sein, die

Haushaltsvorlage der Regierung grundlegend umzugestalten. Folglich kann auch eine Verpflichtung der Regierung entstehen, einen Ergänzungshaushaltsentwurf einzubringen, wenn sich die Verhältnisse während des Haushaltsgesetzgebungsverfahrens grundlegend verändern.“ Soweit die verfassungsrechtliche Lage im Bund, die das Initiativrecht in Artikel 110 Absatz 2 und 3 Grundgesetz der Bundesregierung zuordnet, wie sich auch aus Artikel 113 Absatz 1 GG (Ausgabenerhöhende und einnahmehindernde Gesetze) ergibt („die von der Bundesregierung vorgeschlagenen Ausgaben“).

In Nordrhein-Westfalen ergibt sich das Einbringungsmonopol der Landesregierung nicht unmittelbar aus der Verfassung, sondern wird als ungeschriebener Grundsatz angesehen, den man aus der historischen Entwicklung ableitet, welche die Haushaltsplanung als einen Akt der Staatsleitung ansieht und damit zum Vorbehaltsbereich der Regierung zählt. Änderungsanträge durch den Landtag sind nach Einbringung durch den Landtag unbegrenzt möglich. Derartige Literaturstellen (zum Beispiel bei Heusch/Schönenbroicher, Die Landesverfassung Nordrhein-Westfalen, 2010, Artikel 81 Randnummer 74) werden in der Expertise der Landtagsverwaltung noch nicht einmal erwähnt, geschweige denn adaptiert. Das Gutachten ist auch deshalb falsch, weil es die Bedeutung von Paragraph 68 Absatz 2 der Geschäftsordnung des Landtags Nordrhein-Westfalen erkennt, wo festgeschrieben ist, dass Gesetzentwürfe zum Haushaltsgesetz in drei Lesungen beraten werden. Eine dritte Lesung macht nur Sinn, wenn hier noch Änderungen vorgenommen werden können.

Unverständlich bleibt, warum offenbar niemand den Vermerk der Landtagsverwaltung hinterfragt hat. Honi soit qui mal y pense.

DR. MARTIN LIMPET, BONN

Flugkapitän Schiller

Zur Besprechung „Der dritte Feuerstoß – Thomas Medicus über Melitta von Stauffenberg, Schwägerin des Hitler-Attentäters“ (F.A.Z., „Politische Bücher“ vom 19. März): Die Behauptung des Autors Medicus, den Geschwistern Schiller sei es nach 1945 darum gegangen, die Fliegerin zur Widerstandskämpferin zu stilisieren, und ich hätte als Biograph dasselbe Ziel verfolgt, entspricht keinesfalls der Wahrheit. Vielmehr wünschte Frau Klara Schiller (verstorben 1996) ursprünglich für den Buchtitel zur Würdigung ihrer Schwester Melitta ohne jeden Bezug auf die zeitgeschichtliche Bedeutung des Namens Stauffenberg schlicht nur „Flugkapitän Melitta Schiller“ – ein klarer Beweis für die Unhaltbarkeit jener absurden Unterstellung. Wer den Zweiten Weltkrieg selbst nicht miterlebt hat, neigt natürlich dazu, Berichte von Zeitzeugen allein deshalb „kritisch“ in Frage zu stellen, weil sie der eigenen Sichtweise und Konzeption als Störfaktor erscheinen.

GERHARD BRACKE, BRAUNSCHWEIG



Geheime Hobbys, anrühige Fotos: Nur zu gerne würden Vorgesetzte wissen, was ihre Mitarbeiter so alles auf Facebook veröffentlichten.

Foto Reuters

Neugierige Personalabteilungen

In Amerika wollen Unternehmen von Bewerbern deren Facebook-Passwörter wissen. Politiker zeigen sich empört.

Von Roland Lindner

NEW YORK, 27. März
Unverschämte Fragen in Vorstellungsgesprächen sind keine neue Erscheinung. Deshalb gibt es in Deutschland wie auch in Amerika Gesetze, die bestimmte Fragen verbieten. Fragen nach Schwangerschaft, Religionszugehörigkeit oder sexueller Orientierung zum Beispiel sind in den meisten Fällen unzulässig. Diese Restriktionen ändern freilich nichts an der Neugierde mancher Personalabteilungen. Entsprechend verführerisch ist aus Arbeitgeberperspektive die Aussicht, Zugang zu den Facebook-Profilen von Bewerbern zu haben. Schließlich geben Facebook-Nutzer eine Fülle von persönlichen Informationen preis, darunter auch genau solche, nach denen man in Vorstellungsgesprächen nicht direkt fragen dürfte. Freilich sind viele Facebook-Mitglieder vorsichtiger geworden, und es gibt ein verstärktes Bewusstsein für etwaige Konsequenzen übermäßiger Mitteilungsfreude, etwa wenn der Chef Partyfotos oder politische

Meinungsbekundungen sieht. Viele Nutzer haben daher mit Privatsphäreinstellungen auf der Seite ihre Profile so angelegt, dass die meisten Inhalte nicht für die Öffentlichkeit einsehbar sind, sondern nur für ihre Freunde. Der potentielle Facebook-Datenschutz ist somit als Informationsquelle für Arbeitgeber versperrt.
Warum also nicht direkt von den Bewerbern in den Vorstellungsgesprächen ihre Facebook-Passwörter verlangen? Berichte über solche Fälle sorgen gerade in Amerika für Aufregung. Die Nachrichtenagentur AP hatte in der vergangenen Woche mit einem längeren Bericht über diese Praxis den Stein ins Rollen gebracht und führte mehrere Beispiele von Bewerbern an, die mit der Frage nach Facebook-Zugangsdaten konfrontiert worden sind. Es gab einen Aufschrei von Datenschützern, seither ist das Thema zu einem Politikum geworden.
Zu Wochenbeginn haben sich die beiden Senatoren Charles Schumer und Richard Blumenthal von der Demokratischen Partei in die Diskussion eingeschaltet. Sie forderten das amerikanische Justizministerium und die Gleichstellungsbehörde EEOC auf, zu überprüfen, ob das Fragen nach Facebook-Passwörtern zwei bestimmte Gesetze verletzt. Gleichzeitig teilten die Senatoren mit, an eigenen Gesetzesvorlagen zu arbeiten, um der Praxis Einhalt zu gebieten. „Arbeitgeber haben kein Recht, von Bewerbern ihre Hauschlüssel zu fordern oder ihre Tagebücher zu lesen – warum sollten sie nach Facebook-Passwörtern fragen dürfen?“, sagte Schumer. Der Schutz persönlicher Informationen sei gerade bei der Jobsuche

wichtig, „wenn die ganze Macht auf der einen Seite des Zauns ist“. Es ist nach Auffassung von Rechtsexperten nicht eindeutig klar, ob die Forderung nach Passwörtern für Facebook oder andere soziale Netzwerke gegen amerikanische Bundesgesetze verstößt. Auf Ebene einzelner Bundesstaaten sind in jüngster Zeit aber einige Gesetzesvorlagen entworfen worden, die diese Praxis illegal machen würden. Illinois und Maryland erwägen zum Beispiel entsprechende Gesetze, am vergangenen Freitag kündigte der kalifornische Senator Leland Yee einen Gesetzentwurf für seinen Bundesstaat an. All diese Initiativen wollen das Erfragen von Facebook-Zugangsdaten nicht nur von Bewerbern, sondern auch von bestehenden Mitarbeitern unterbinden.
Facebook selbst hat die Kontroverse genutzt, um sich zum Verteidiger der Privatsphäre seiner Nutzer aufzuschwingen. Erin Egan, die als „Chief Privacy Officer“ für Datenschutzfragen bei Facebook zuständig ist, veröffentlichte Ende vergangener Woche einen längeren Blogbeitrag und sprach von „alarmierenden Praktiken“, wenn Unternehmen Bewerber oder Mitarbeiter nach Passwörtern fragen. Dies verstöße gegen Facebook-eigenen Nutzerbedingungen. Dort heißt es in einer „Erklärung der Rechte und Pflichten“: „Du wirst keine Anmeldeinformationen einholen oder auf ein Konto zugreifen, das einer anderen Person gehört.“ Egan wies weiter darauf hin, dass Unternehmen ein juristisches Risiko eingehen und sich für Diskriminierungsklagen anfällig machen, wenn sie sich Zugang zu den Facebook-Profilen von Bewerbern

verschaffen. Denn dort könnten sie womöglich auf Informationen stoßen, die den Bewerber als Angehöriger einer per Gesetz vor Diskriminierung geschützten Gruppe identifizieren. „Wir haben bei Facebook wirklich hart daran gearbeitet, euch die Werkzeuge zu geben, um zu kontrollieren, wer eure Informationen sieht“, sagte Egan den Nutzern.
Dass Facebook sich nun so wortgewaltig gegen Verletzungen der Privatsphäre seiner Nutzer ausspricht, ist nicht ganz frei von Ironie. Schließlich ist Facebook selbst immer wieder vorgeworfen worden, sich wenig um den Datenschutz zu scheren und seine Nutzer dazu zu drängen, möglichst viel über sich zu verraten. Denn diese Daten wertet Facebook aus, um den Nutzern maßgeschneiderte Werbung auf seiner Seite zu zeigen. Facebook ist wegen seiner Datenschutzpraktiken ins Visier der amerikanischen Regierung geraten. Vor wenigen Monaten schloss das Unternehmen einen Vergleich mit der amerikanischen Verbraucherschutzbehörde FTC und stimmte zu, sich in den nächsten zwanzig Jahren unabhängigen Datenschutzüberprüfungen zu unterziehen. Zwar liegt es im Interesse von Facebook, seine Nutzer zur Preisgabe möglichst vieler Informationen zu ermuntern, gerade mit Blick auf den bevorstehenden Börsengang. Das Unternehmen hat aber auch erkannt, dass es die Privatsphäre seiner Nutzer nicht ignorieren kann – und weist darauf auch in seinem Börsenprospekt hin: Dort wird öffentliche Kritik an den Datenschutzpraktiken des Unternehmens als einer der Risikofaktoren für das Geschäft aufgeführt.

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Facebook heuchelt

Von Carsten Knop

Bald 100 Millionen Nutzer sind bereit, ihr Leben auf Facebook zu archivieren. Es entsteht ein Datenschutz, dessen Wert das soziale Netzwerk an der Börse heben will. Deshalb tut das Unternehmen alles, damit diese Daten gut vermarktet werden können: Die Nutzungsbedingungen wurden soeben so überarbeitet, dass aus einer Datenschutz- eine Datenverwendungsrichtlinie geworden ist. Andererseits lockt der Datenberg auch andere an: amerikanische Arbeitgeber zum Beispiel, die von Bewerbern ihre Facebook-Passwörter verlangen, um sich in deren Nutzerprofilen umsehen zu können. Das wiederum findet Facebook gar nicht gut, könnten die Bewerber dort doch auf Informationen stoßen, die sie oder ihn als Teil einer per Gesetz vor Diskriminierung geschützten Gruppe identifizierten. Hier aber heuchelt Facebook. Natürlich haben Facebook-Passwörter nichts in der Hand des Arbeitgebers zu tun. Wer aber so nonchalant mit den Rechten seiner Nutzer umgeht wie eben Facebook, wird als Datenschützer selbst nicht ernst genommen. Facebook braucht dringend mehr Transparenz, nicht aber seine Nutzer. Das ist auch vor dem Börsengang wichtig, denn wandern die Nutzer erst einmal ab, ist Facebook am Ende.

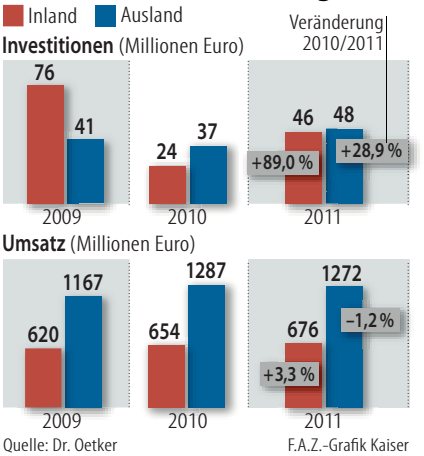
Pizza Übersee

Von Johannes Ritter

Die Amerikaner lieben Pizza. In keinem Land der Welt werden mehr dieser gebackenen Teigfladen vertilgt. Grund genug für Dr. Oetker, zur Offensive zu blasen. Die Ostwestfalen bauen eine Pizzafabrik in Kanada – ihre erste außerhalb Europas – und wollen von dort aus die Vereinigten Staaten erobern. Wer schon mal vor der ellenlangen Pizzakühltheke eines amerikanischen Supermarktes stand, der ahnt: Das ist ein kühner Plan. Trotzdem könnte er von Erfolg gekrönt sein. Wer es schafft, in Italien, dem Heimatland der Pizza, zum Marktführer zu werden, dem ist auch andernorts einiges zuzutrauen. Außerdem haben sich die Oetkers, wie es so ihre Art ist, sehr langsam und vorsichtig an das „Projekt Amerika“ herangetastet: Seit neun Jahren loten sie im eng verwandten kanadischen Markt aus, mit welcher Art Pizza man die

Menschen in Übersee hinter dem Ofen vorlocken kann. Aber der Marktführer Nestlé und all die anderen Anbieter in Amerika werden Oetker das Feld gewiss nicht kampfflos überlassen. Den Zugang in die vollen Regale der Supermarktketten muss Oetker sicherlich teuer bezahlen. Die Bielefelder brauchen also viel Geduld und einen langen Atem.

Oetker investiert kräftig



Effizienz-Dilemma

Von Bernd Freytag

Weniger geht nicht. Gerade noch 28 Mitarbeiter und 30 Produktionsroboter benötigt der Keramikhersteller Villeroy & Boch in seinem rund erneuerten Werk im sächsischen Torgau, um 4 Millionen Tassen im Jahr herzustellen und noch viele „Großteile“ dazu. Das, sagt Vorstandschef Frank Göring, sei der Preis, wenn man hochwertiges Porzellan überhaupt noch in Deutschland produzieren wolle. Tatsächlich hat fast die versammelte Konkurrenz ihre Produktionsstätten längst verlagert. Villeroy aber setzt darauf, dass das Label „Made in Germany“ noch zieht. Doch was passiert, wenn die Konjunktur nicht mitzieht und die Sparpotentiale ausgereizt sind? Welche „Story“ bekommen dann die Anleger präsentiert, damit sie bei der Stange bleiben? So wie Villeroy könnte es bald auch größeren Unternehmen gehen. Viele deutsche Konzerne haben schließlich die Bilanz gesäubert, die Produktion verschlankt und den Vertrieb auf Vordermann gebracht. Was ist, wenn nun wider Erwarten die Erfolge ausbleiben? Villeroy traut sich nicht einmal mehr eine Prognose zu, ob der Gewinn 15 Prozent steigt oder sinkt. Wenn die Stellschrauben weniger werden, wächst die Unsicherheit.

The power to do more

Ihr maßgeschneidertes Business-Notebook ist nur einen Anruf entfernt. Lassen Sie sich von uns beraten.

0800/787 33 55 oder **Dell.de/smb**

Mo.-Fr 8.30 - 18 Uhr (Bundesweit zum Nulltarif aus dem dt. Fest- und Mobilfunknetz)

Das Vostro™ 3550 Business Notebook

Jetzt ab **429€** Zzgl. Mwst. Mit Intel® Core™ i3 Prozessor

Die F.A.Z.-Wetterinformationen im Internet: www.faz.net/wetter

DEUTSCHLAND

Messwerte und Prognosen

	Di. 27.3.	Mi. 28.3.	Do. 29.3.	Fr. 30.3.
Aachen	13°s	18°h	16°h	13°w
Arkona	7°w	12°h	8°R	8°w
Berlin	11°w	19°h	11°R	11°R
Bremen	13°w	18°h	11°b	12°Sr
Brocken	7°w	12°h	3°N	2°S
Cottbus	10°w	18°h	11°b	11°R
Cuxhaven	10°w	12°h	9°b	9°R
Dresden	11°w	17°w	9°b	10°R
Düsseldorf	14°h	19°h	15°h	13°w
Erfurt	13°w	18°h	12°w	11°R
Essen	14°b	19°h	14°w	12°R
Feldberg	6°s	10°s	9°h	5°N
Feldberg Ts.	12°w	15°s	12°h	8°N
Frankfurt/M.	15°w	21°s	17°h	15°w
Freiburg	14°s	21°s	20°s	16°w
Garmisch	13°h	19°w	18°w	14°R
Greifswald	11°w	16°h	11°R	10°b
Hamburg	12°w	17°h	11°R	11°R
Hannover	12°w	18°h	11°b	11°R
Helgoland	9°h	10°h	8°R	9°b
Hof	10°w	18°h	11°w	8°R
Kahler Asten	10°w	15°s	8°w	7°R
Karlsruhe	15°s	22°s	21°s	15°w
Kassel	13°h	20°s	13°w	14°w
Köln	12°h	20°h	16°h	14°w
Konstanz	13°h	21°s	20°h	16°w
Leipzig	14°b	18°h	11°b	12°R
Lübeck	12°w	17°h	10°R	11°R
Magdeburg	14°w	19°h	12°b	12°R
Mannheim	15°s	22°s	19°h	15°w
München	12°s	20°s	17°h	15°R
Norderney	9°w	11°h	8°b	9°b
Nürnberg	12°w	20°h	16°h	12°R
Oberrdorf	12°s	18°s	17°h	13°R
Osnabrück	13°w	18°s	12°b	11°Sr
Passau	12°s	20°h	16°h	13°R
Rostock	8°h	12°h	8°R	9°R
Saarbrücken	14°s	20°s	18°h	14°w
Stuttgart	13°h	20°s	18°h	13°w
Sylt	10°s	12°h	9°R	9°b
Trier	13°s	21°s	18°h	15°w
Wendelstein	4°h	9°h	5°w	3°S
Zugspitze	-5°h	1°h	-4°w	-3°S

s = sonnig, h = heiter, w = wolkg, b = bedeckt, G = Gewitter, N = Nebel, R = Regen, Rs = Regenschauer, Sr = Sprühregen, S = Schnee, SR = Schneeregen, Ss = Schneeschauer, -- = keine Meldung. Für alle Tabellen: Werte von gestern sind Messwerte von mittags Ortszeit.

BERLIN, BRANDENBURG, SACHSEN-ANHALT, THÜRINGEN, SACHSEN:

Anfangs halten sich heute zum Teil dichte Hochnebelfelder. Diese lösen sich aber meist bis zum Mittag auf und dann setzt sich erneut strahlender Sonnenschein durch. Die Temperaturen erreichen mit der Sonne bis zum Nachmittag 17 bis 19 Grad.

BREMEN, NIEDERSACHSEN, HAMBURG, SCHLESWIG-HOLSTEIN, MECKLENBURG-VORPOMMERN:

Heute scheint die meiste Zeit des Tages die Sonne an einem mehr oder weniger blauen Himmel. Frühnebelfelder lösen sich schnell auf und die Temperaturen steigen abseits der Küsten, wo nur 12 Grad gemessen werden, auf frühlingshaft 16 bis 18 Grad.

NORDRHEIN-WESTFALEN, HESSEN, RHEINLAND-PFALZ, SAARLAND:

Nach örtlichen Nebelfeldern am Morgen scheint am Tage verbreitet die Sonne in der Region. Im Tagesverlauf gebietsweise durchziehende Schleierwolken stören den frühlingshaften Gesamtindruck nicht. Die Höchstwerte liegen am Nachmittag zwischen 19 und 22 Grad.

BADEN-WÜRTTEMBERG UND BAYERN:

Neben nur harmlosen Schleierwolken, die im Tagesverlauf mal durchziehen können, scheint heute meist den ganzen Tag über die Sonne. Dazu liegen die Höchstwerte bei frühlingshaften 20 bis 22 Grad, die sich in der Sonne noch wärmer anfühlen.

Sonne & Mond

☀ 07:10/19:51 Uhr ☾ 09:43/01:10 Uhr
Auf- und Untergang in Mitteleuropäischer Sommerzeit (MESZ) für Frankfurt/Main.

Aussichten

Am **Donnerstag** halten sich im Norden und Osten zum Teil dichte Wolken- und Hochnebelfelder, aus denen es auch gelegentlich leicht nieseln kann. Ansonsten wechseln sich Sonne und Wolken ab. Maximal 10 Grad im Nordosten und bis zu 21 Grad entlang des Rheins. Am **Freitag** breiten sich Hochnebel und leichter Nieselregen noch weiter nach Südwesten aus. Am Rhein und Richtung Alpen überwiegt aber das freundliche Wetter bei leicht zurückgehenden Temperaturen.

Biowetter und Pollenflug

Der hohe Luftdruck schwächelt nun so langsam etwas und so nehmen auch wieder körperliche Beschwerden zu. Dabei stehen besonders Kopfschmerzen und Migräne auf dem Programm. Auch der Nachtschlaf ist nicht mehr ganz so tief, sodass die Müdigkeit am Tage zunimmt. Die Belastung durch Hasel- und Erlenpollen ist meist nur noch schwach. Ulmen-, Pappel-, und Weidenpollen fliegen mäßig. Auch Birkenpollen sind häufiger in der Luft unterwegs.

Reisewetter in Europa – Vorhersage für Mittwoch bis Freitag

Österreich, Schweiz: Recht sonnig, 13 bis 24 Grad. Ab morgen in Österreich wolkgier, vereinzelt Regen und etwas kühler.
Frankreich, Benelux: Meist strahlender Sonnenschein, in Benelux lokal Wolkenfelder. Höchstwerte: 12 bis 24 Grad.
Griechenland, Türkei, Zypern: Sonne, Wolken und einzelne Schauer. Temperaturen maximal zwischen 4 und 21 Grad.
Spanien, Portugal: Viel Sonne. Zunächst auf den Kanaren, später auch im Süden wolkgier, örtlich Regen. 18 bis 25 Grad.
Balearen, Sardinien, Korsika: Sonnen-

ASIEN

NORDAMERIKA

EUROPA

Ausländische Städte

Stadt	Di.	Mi.	Do.	Fr.
Europa	27.3.	28.3.	29.3.	30.3.
Amsterdam	12°s	17°h	14°w	13°w
Athens	17°h	19°h	18°h	20°h
Barcelona	16°s	20°s	20°s	20°s
Belgrad	11°s	17°h	21°h	15°w
Bordeaux	16°s	24°s	24°s	22°s
Bozen	15°s	26°s	26°s	24°h
Brüssel	11°h	18°w	16°w	14°w
Budapest	10°h	19°h	17°h	13°w
Bukarest	9°h	15°w	19°h	13°w
Dublin	15°h	17°h	16°h	14°w
Dubrovnik	17°s	19°s	19°s	17°h
Edinburgh	16°h	19°h	15°h	13°w
Faro	20°s	20°h	18°R	20°w
Helsinki	4°w	6°w	5°R	3°b
Innsbruck	10°h	21°h	20°h	16°R
Istanbul	10°h	11°h	13°h	14°w
Kiew	2°s	7°b	10°b	7°b
Kopenhagen	13°h	16°s	12°w	11°w
Larnaka	20°h	19°h	18°h	19°h
Las Palmas	22°w	22°w	22°w	23°w
Lissabon	20°s	25°s	23°h	23°w
Ljubljana	12°s	22°s	21°s	18°w
Locarno	14°h	24°h	24°h	23°s
London	16°h	21°s	19°w	17°h
Madrid	12°s	21°s	22°s	22°h
Mailand	16°h	25°s	26°s	25°h
Mallaga	15°h	19°h	19°h	19°R
Mallorca	17°h	21°s	21°h	20°h
Moskau	-1°w	1°w	3°s	4°R
Neapel	18°h	22°s	20°h	19°h
Nizza	18°h	20°s	18°s	18°h
Norwich	11°h	13°w	11°h	9°h
Ostende	12°s	13°s	12°w	11°w
Palermo	16°h	17°s	19°s	18°s
Paris	14°s	21°s	20°s	18°h
Prag	11°h	20°h	13°w	11°R
Rijeka	6°R	7°R	8°R	6°w
Riga	6°w	11°w	5°w	5°R
Rom	18°s	21°s	20°s	19°h
Salzburg	11°h	20°h	17°h	14°R
Sofia	9°h	14°w	19°h	13°R
Stockholm	15°h	15°h	10°h	9°w
St.Petersburg	1°s	6°R	4°R	2°S
Venedig	14°s	21°s	21°h	21°h
Warschau	10°w	16°w	10°w	10°b
Wien	12°h	20°h	18°h	14°w
Zürich	11°h	20°h	20°h	16°w
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Accra	14°R	18°b	20°w	20°w
Algier	23°b	26°w	21°h	21°w
Casablanca	23°b	24°b	23°h	23°h
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannesburg	23°h	24°w	24°w	25°h
Kairo	19°h	22°h	22°h	22°h
Kapstadt	22°w	28°h	23°R	21°R
Kinshasa	28°w	34°w	34°R	33°R
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Alger	14°R	18°b	20°w	20°w
Casablanca	23°b	26°w	21°h	21°w
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannesburg	23°h	24°w	24°w	25°h
Kairo	19°h	22°h	22°h	22°h
Kapstadt	22°w	28°h	23°R	21°R
Kinshasa	28°w	34°w	34°R	33°R
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Accra	14°R	18°b	20°w	20°w
Algier	23°b	26°w	21°h	21°w
Casablanca	23°b	24°b	23°h	23°h
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannesburg	23°h	24°w	24°w	25°h
Kairo	19°h	22°h	22°h	22°h
Kapstadt	22°w	28°h	23°R	21°R
Kinshasa	28°w	34°w	34°R	33°R
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Alger	14°R	18°b	20°w	20°w
Casablanca	23°b	26°w	21°h	21°w
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannesburg	23°h	24°w	24°w	25°h
Kairo	19°h	22°h	22°h	22°h
Kapstadt	22°w	28°h	23°R	21°R
Kinshasa	28°w	34°w	34°R	33°R
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Alger	14°R	18°b	20°w	20°w
Casablanca	23°b	26°w	21°h	21°w
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannesburg	23°h	24°w	24°w	25°h
Kairo	19°h	22°h	22°h	22°h
Kapstadt	22°w	28°h	23°R	21°R
Kinshasa	28°w	34°w	34°R	33°R
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Alger	14°R	18°b	20°w	20°w
Casablanca	23°b	26°w	21°h	21°w
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannesburg	23°h	24°w	24°w	25°h
Kairo	19°h	22°h	22°h	22°h
Kapstadt	22°w	28°h	23°R	21°R
Kinshasa	28°w	34°w	34°R	33°R
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Alger	14°R	18°b	20°w	20°w
Casablanca	23°b	26°w	21°h	21°w
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannesburg	23°h	24°w	24°w	25°h
Kairo	19°h	22°h	22°h	22°h
Kapstadt	22°w	28°h	23°R	21°R
Kinshasa	28°w	34°w	34°R	33°R
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Alger	14°R	18°b	20°w	20°w
Casablanca	23°b	26°w	21°h	21°w
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannesburg	23°h	24°w	24°w	25°h
Kairo	19°h	22°h	22°h	22°h
Kapstadt	22°w	28°h	23°R	21°R
Kinshasa	28°w	34°w	34°R	33°R
Afrika	34°h	33°w	33°w	33°w
Alger	14°R	18°b	20°w	20°w
Casablanca	23°b	26°w	21°h	21°w
Dakar	23°h	24°b	23°h	23°h
Johannes				

Finanzmarkt

Britische Regierung hofft auf Staatsfonds

London lotet Interesse der Investoren an der Royal Bank of Scotland aus. Das Emirat Abu Dhabi gilt als Kandidat für eine Beteiligung.

bes. LONDON, 27. März. Die Londoner City schwelgt in der Erwartung, die Regierung könnte ein Drittel ihrer Staatsbeteiligung an der Royal Bank of Scotland (RBS) verkaufen und sich dabei mit dem Großinvestor Abu Dhabi einigen. Dies würde dann den Reigen von Beteiligungsverkäufen im Bankensektor einleiten. Die Realität ist, dass die britische Regierung mit Präsentationen bei Großinvestoren, darunter Investoren im Nahen Osten und in Abu Dhabi, offenbar um künftige Beteiligungen wirbt und das Investoreninteresse auslötet.

Die britische Regierung würde nichts lieber tun, als zumindest einen Teil ihrer Staatsbeteiligung von 83 Prozent an der RBS und 40 Prozent an der Lloyds Banking Group schrittweise abzustoßen. Doch noch sitzt der britische Staat mit seinem ehemaligen Investment von 45,5 Milliarden Pfund an der RBS auf einem Verlust von 20 Milliarden Pfund, denn der Aktienkurs der Bank notierte bisher mit 27 Pence je Aktie deutlich unter dem durchschnittlichen Kaufpreis der Regierung von 50,2 Pence je Aktie. Am Dienstag stieg der Kurs angesichts der Verkaufsgerüchte um bis zu 6 Prozent auf zeitweilig über 29 Pence je Aktie.

Für Großinvestoren wie die Herrscherfamilie von Abu Dhabi oder gar den von ihr gesteuerten Staatsfonds, die Abu Dhabi Investment Authority, sind günstig erworbene Beteiligungen an westlichen Banken ein Baustein in ihrem Portfolio. Die Abu Dhabi Investment Authority ist mit 627 Milliarden Dollar verwaltetem



Reiches Abu Dhabi: Das Emirat beteiligt sich auch an Banken.

Foto Bloomberg

Vermögen der größte Staatsfonds der Welt. Abu Dhabi hat Barclays auf dem Höhepunkt der Bankenkrise mit einer Blitzinvestition geholfen, der staatlichen Hilfe aus dem Wege zu gehen. Doch das Engagement von Abu Dhabi verärgerte Altaktionäre von Barclays, da dem Investor extrem günstige Sonderkonditionen eingeräumt worden waren und sich Abu Dhabi – entgegen anfänglichen Versprechen – schnell mit Gewinn wieder von dem Großteil seines Investments trennte.

Das Geschick und Ungeschick der Staatsfonds in der Bankenkrise hat gezeigt, wie wohlüberlegt der Einstieg in den Bankensektor sein muss. Der mit 157 Milliarden Dollar verwaltetem Vermögen

zweitgrößte Staatsfonds von Singapur, Temasek Holdings, war in der Bankenkrise zu früh in Barclays und Merrill Lynch eingestiegen und erlitt nach der sich 2008 und 2009 verschärfenden Krise 5 Milliarden Dollar Verlust auf die beiden Engagements. Seither hat Temasek den Anteil an Finanzinvestitionen am Gesamtportfolio auf 36 Prozent zurückgefahren. Der Staatsfonds sieht sich zudem Vorwürfen ausgesetzt, das Risikomanagement vernachlässigt zu haben. Die seit zehn Jahren von Ho Ching, der Ehefrau des Premierministers, geführte Anlagegesellschaft verfügt über keine unabhängige Risikokontrolle auf der Ebene des Verwaltungsrats.

Hohe Liquidität treibt die Kurse ungebrochen

Exzessiver Optimismus bereitet zunehmend Sorgen / Technische Kommentare aus Wall Street

hi. FRANKFURT, 27. März. Das zu Ende gehende erste Quartal dürfte an der Wall Street aus mehreren Gründen als eines der besten in der Geschichte des amerikanischen Aktienmarktes gefeiert werden. Als einer dieser Gründe gilt, dass die Kurse entgegen allen empirisch nachweisbaren widrigen saisonalen Einflüssen gestiegen sind. Zudem ist zur allgemeinen Überraschung jede nennenswerte Korrektur ausgeblieben. Die technisch orientierten Analysten, die noch zu Jahresbeginn überwiegend pessimistisch waren, haben sich den Fakten gebeugt und sind inzwischen fast nur noch damit beschäftigt, das noch verbleibende Anstiegspotential der Indizes auszuloten.

Wohl ist vielen von ihnen dabei offenkundig nicht, denn sie können nicht über den als messbar exzessiv bezeichneten Optimismus unter den Börsianern und den Beratungsdiensten hinwegsehen. Er spiegelt sich unter anderem im Stand des VIX-Index wider, der die Schwankunganfälligkeit (Volatilität) des Marktes anzeigt. Mit zuletzt 14,26 Punkten befindet er sich auf sehr niedrigem Niveau und drückt damit eine hochgradige Sorglosigkeit der Marktteilnehmer aus.

Heute

Durststrecke für Aktionäre

Die Aktionäre der Generali müssen eine Durststrecke ertragen. Der italienische Versicherer hat 2011 unter Wertberichtigungen gelitten. Für die Zukunft erhofft er ein steigen-des Betriebsergebnis. **Seite 18**

Schwellenländer im Aufwind

Anleger haben mit Engagements in Schwellenländern seit Jahresanfang ansehnliche Renditen erzielen können. Fachleute gehen davon aus, dass sich diese Anlagen weiterhin recht gut schlagen werden. **Seite 18**

Sport



Torjägerin vom Dienst

Grit Jurack macht nach 302 Länderspielen und 1578 Toren nicht mehr für Deutschland spielen, sondern nur noch für ihren dänischen Verein auf dem Parkett stehen. **Seite 23**

Marseiller Malaise

Selbst der Trainer sagt, seine Spieler hätten nicht mehr genügend Benzin im Motor. Wie sich Olympique Marseille in der Champions League gegen die Offensivkraft des FC Bayern wappnen will. **Seite 24**

Aber Temasek zeigt, wie wichtig es für Staatsfonds ist, über ein gutes Risikomanagement zu verfügen, den Einstieg in Investments zum richtigen Zeitpunkt vorzunehmen, sich mit den Investments nicht zu verzetteln und über hochkarätiges Fachwissen zu verfügen, gerade weil die Staatsfonds global investieren und ihren Blick auf Märkte wie Europa, Südamerika und Afrika richten, in denen ihr Management und ihre Mitarbeiter nicht zu Hause sind.

Die europäischen Banken sind theoretisch billig, befinden sich aber in einem tiefgreifenden Umstrukturierungsprozess, der im Moment kaum eine Bank so tiefgreifend erfasst wie die RBS. Der Vorstandsvorsitzende der Bank, Stephen Hester, sähe es gern, wenn er während der Umstrukturierung nicht ununterbrochen den Staat, die Öffentlichkeit und den Steuerzahler im Nacken sähe. Und die Regierung wäre erleichtert, wenn sie sich gegenüber der Öffentlichkeit und dem Steuerzahler nicht jedes Jahr für Bonuszahlungen und Gewinne verstaatlichter Banken rechtfertigen müsste.

Schatzkanzler George Osborne wurde schon dafür kritisiert, dass er Northern Rock mit einem Verlust an Virgin Money verkauft hat. Er hofft, dass der Erfolg der Umstrukturierung den Aktienkurs von RBS heben wird. Die Belastungen britischer Banken aus der schwachen Konjunktur und aus der Überregulierung versprechen allerdings keine zügige Erholung der Bankbewertungen. Die offizielle Sprachregelung der britischen Regierung lautet, verkauft werde dann, wenn es sich für den Steuerzahler rechnet. Das tut es jetzt auf jeden Fall nicht, und so wäre ein Verkauf an einen Staatsfonds nicht vor Ende des Jahres, möglicherweise nicht einmal vor Ende kommenden Jahres spruchreif, mahnen Kritiker in der Londoner City.

Energie inzwischen völlig verbraucht hat. Es brauche mindestens sechs bis sieben Börsensitzungen, um sie neu aufzubauen. Sollte sich der S&P 500 in dieser Zeitspanne über der Stützungszone von 1375 bis 1385 Punkten halten können, wäre dies nach dem Urteil des Strategen ein sehr gutes Zeichen. Es würde darauf hindeuten, dass sich der Mitte Dezember entstandene beschleunigte Aufwärtstrend fortsetzen könne. Andernfalls stünde ein Test des Stützungsbereichs zwischen 1320 und 1340 Zählern bevor.

Richard Bernstein, vormals Strategie bei Merrill Lynch und seit längerem unabhängiger Berater, verfolgt wie Saut stets auch die technische Lage. Er ist vor allem Verfechter der quantitativen Analyse, die als Bindeglied zwischen fundamentaler und technischer Analyse verstanden werden kann. Bernstein war mit Blick auf amerikanische Aktien lange Optimist, was er vor allem mit der Entwicklung der Unternehmensgewinne begründete. Er merkt an, jahrzehntelange Beobachtungen zeigten, dass die Gewinn- und nicht die Konjunkturzyklen die Tendenz am Aktienmarkt bestimmten. Jetzt sind nach seinen Erkenntnissen erste Anzeichen für einen sich abschwächenden Gewinnzyklus auszumachen, der im Extremfall zu einer Rezession bei den Unternehmensgewinnen führen könne. Er begründet dies mit der zuletzt deutlich gewachsenen Zahl enttäuschender Ergebnisse. Bernstein ist sicher, dass eine weitere Ausprägung dieser Tendenz unliebsame Überraschungen für den Aktienmarkt bergen würde.

(Leverage Ratio) von voraussichtlich 33 einhalten. Bankkaufsehern missfällt, dass Staaten derzeit gezwungen erscheinen, eine Bank im Falle einer Schieflage zu retten. Je größer eine Bank sei, desto größer seien die Gefahren, die von ihr für die Finanzmarktstabilität ausgingen, heißt es. Nach Daten des Sparkassenverbandes gibt es aber derzeit in Europa neun Banken und damit mehr als vor der Finanzkrise, deren Bilanzsumme größer ist als das Bruttoinlandsprodukt ihres Heimatstaates. (F.A.Z. vom 12. März). Auf die Deutsche Bank trifft das nicht zu. Ihre Bilanzsumme beträgt „nur“ 80 Prozent der deutschen Jahreswirtschaftsleistung.

Deutsche Banken: Große Bilanzsumme, kleiner Börsenwert

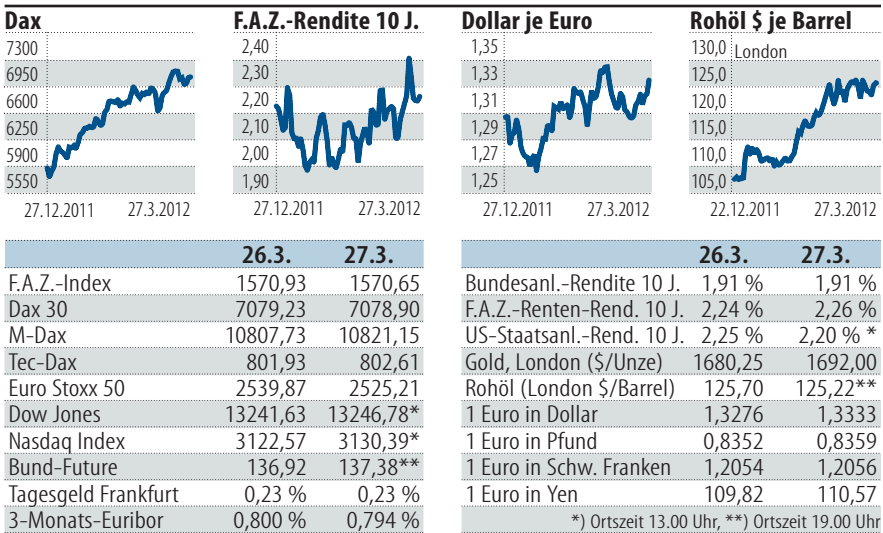
Rangplätze europäischer Banken nach Bilanzsumme und Marktkapitalisierung

Bilanzsumme in Milliarden Euro		
1. Deutsche Bank (D)	2164	
2. HSBC Holdings (GB)	1972	
3. BNP Paribas (F)	1965	
4. Barclays (GB)	1871	
5. R.B. of Scotland (GB)	1803	
6. Crédit Agricole (F)	1724	
7. Banco Santander (E)	1252	
8. Société Générale (F)	1181	
9. UBS (CH)	1167	
10. Lloyds Banking (GB)	1161	
...		
14. Commerzbank (D)	662	
Quelle: Bloomberg / F.A.Z.-Grafik Heumann		

Marktkapitalisierung in Milliarden Euro		
1. HSBC Holdings (GB)	120,8	
2. Sberbank (RUS)	55,9	
3. Banco Santander (E)	54,3	
4. Allied Irish B. (IRL)	48,8	
5. Standard Charter (GB)	45,5	
6. BNP Paribas (F)	45,4	
7. UBS (CH)	41,3	
8. R.B. of Scotland (GB)	36,6	
9. Barclays (GB)	36,1	
10. Deutsche Bank (D)	36,1	
...		
30. Commerzbank (D)	10,9	
Quelle: Bloomberg / F.A.Z.-Grafik Heumann		

Die Börse heute

Konjunkturzahlen aus Amerika



Der Sturz der Auftragseingänge in der amerikanischen Wirtschaft im Januar kam wie ein Schock. Um 3,7 Prozent brachen diese gegenüber dem Vormonat ein. Nun warten die Marktteilnehmer am Nachmittag auf den jüngsten Wert für Februar. Ein Plus von 2,9 Prozent dürfte es laut Konsensschätzung

werden. Am Vormittag könnten die deutschen Verbraucherpreise im März in den Blickpunkt rücken. Die Analysten rechnen auf Jahresbasis überwiegend mit einem Rückgang von 2,3 Prozent auf 2,1 Prozent. Ansonsten stehen Maschinenbau im Fokus mit Zahlen von Norma, Kuka und Manz Automation. hr.

Der Devisenmarkt

Bernanke stützt den Euro

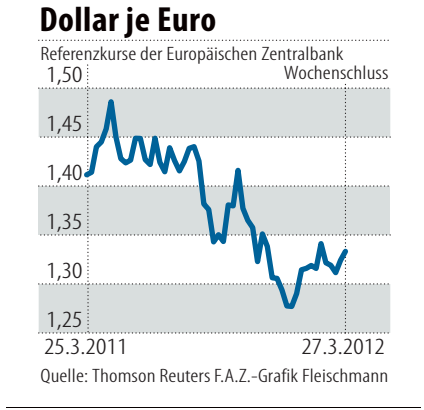
Der Euro hat zum Wochenbeginn gegenüber dem Dollar Boden gutgemacht. Dazu trug zum einen das überraschend gute Ifo-Geschäftsklima bei, das Bedenken über die deutsche Konjunktur weiter verblasen ließ. Zum anderen aber half der Vorsitzende der amerikanischen Notenbank, Ben Bernanke. In einer Rede über den amerikanischen Arbeitsmarkt ließ Bernanke keine Anzeichen erkennen, dass er die Besserung der vergangenen Monate schon als Vorbote eines Konjunkturfrühlings interpretiert. Im Gegenteil betonte der Fed-Vorsitzende, dass mehr Wachstum notwendig sei, um den Arbeitsmarkt näher an einen Normalzustand zu führen. Den jüngsten Fall der Arbeitslosenquote auf 8,3 Prozent und den seit Monaten soliden Zuwachs der neuen Stellen wertete Bernanke als Gegenbewegung zum drastischen Fall der Beschäftigung während der Wirtschaftskrise, nicht aber als Signal eines Aufwärtstrends.

Bedenken, dass die expansive Geldpolitik an Kraft verloren habe, den Arbeitsmarkt zu stützen, wischte er vom Tisch. Manche Mitglieder im Offenmarktausschuss der Federal Reserve meinen zwar, die Arbeitslosigkeit sei zunehmend struktureller Natur, weil gerade die Langzeitarbeitslosen nicht mehr das Anforderungsprofil der offenen Stellen erfüllten. Bernanke aber sieht als Hauptgrund der Arbeitslosigkeit immer noch eine gesamtwirtschaftliche Nachfrageschwäche. Damit hätte die Geldpolitik als Mittel der Konjunkturpolitik noch lange nicht ausgedient.

An den Finanzmärkten stärkte die Rede die Erwartungen auf eine lange andauernde lockere Geldpolitik der Fed. Auch Spekulationen, sie werde eine neue Runde des Ankaufs von Wertpapieren einläuten, erhielten neuen Auftrieb. Für den Dollar ist das negativ.

Die Mehrheit des Offenmarktausschusses sieht derzeit ihre Aufgabe eher darin, die Konjunktur zu stützen, als in der sorgenvollen Beobachtung der steigenden Kerninflation oder des steigenden Ölpreises, der die Inflationsrate in die Höhe zu treiben droht. Dabei sind im Vergleich der Industriestaates die Inflationserwartungen seit 2011 in den Vereinigten Staaten am stärksten gestiegen. Die Europäische Zentralbank (EZB) ist auf diesem Auge wachsam. Auch das sollte in den kommenden Monaten für sich genommen eigentlich positiv für den Euro wirken.

Historisch betrachtet ist dieser Unterschied nicht neu. Eine steigende globale oder nationale Inflation lässt den Wert des amerikanischen Dollars und auch



Wechselkurse. Der häufig enge Zusammenhang zwischen Inflationserwartungen und dem Außenwert der Währungen hat sich seit der Finanzkrise indes spürbar gelockert. Trotz höherer Inflationserwartungen glaubten die Händler nicht daran, dass die Notenbanker reagieren würden – zumindest zum jetzigen Zeitpunkt.

Gemessen an der nominalen Renditedifferenz zwischen Staatsanleihen in Amerika und im Euroraum ist der Wechselkurs des Euro zum Dollar von ein wenig mehr als 1,30 Dollar je Euro in etwa gerechtfertigt, zeigt die Analyse. Berücksichtigt man ferner anhand der Kreditausfallderivate (Credit Default Swaps; CDS) die Risiken der Anlage in Staatsanleihen im Euroraum, sei die Diskrepanz zwischen dem Wechselkurs und der Zinsdifferenz indes so groß wie noch nie seit Beginn der Schuldenkrise, heißt es. Dies eröffne die Möglichkeit, dass der Eurokurs auf bis zu 1,20 Dollar je Euro fallen werde. Hans Redeker, der Chef des Währungsteams von Morgan Stanley, erwartet dabei, dass mehr Inflation im Euroraum den Euro derzeit stärkte und nicht schwächte. Ließe die EZB eine höhere Inflation zu, werde das die Kreditrisiken im Euroraum verringern und über höhere Nominalzinsen den Zinsabstand erhöhen.

PATRICK WELTER

Londoner Aufsicht rüffelt Coutts

Systematisch gegen Geldwäsche-Vorschriften verstoßen

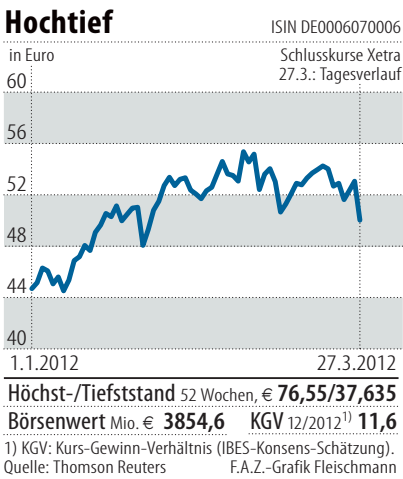
bes. LONDON, 27. März. Die Schweiz musste ihrem schlechten Ruf als Steuerhaffland der Geldwäsche und Steuerhinterziehung entgegentreten. Jetzt ist die Londoner City an der Reihe. Der demonstrativ zur Schau gestellte Reichtum russischer Oligarchen in London, die Immobilienkäufe von Investoren aus Griechenland und den nordafrikanischen Umsturzregionen und ostentativer Luxus afrikanischer Diktatorenfamilien haben der City den Ruf eingebracht, Europas größtes Zentrum für Geldwäsche zu sein.

So unberechtigt ist der schlechte Ruf offenbar nicht, und es scheinen selbst edelste Bankinstitute zu sein, die gegenüber ihren hofierten Edelleuten alle Augen zudrücken. Die Londoner Finanzaufsicht (FSA) hat deshalb demonstrativ Großbritannien's edelste Bank Coutts mit einer Strafe von 8,75 Millionen Pfund (10 Millionen Euro) belegt. Zu deren Kunden zählt auch Königin Elisabeth II. Laut FSA hat es Coutts verümt, bei fast zwei Dritteln der Kunden aus politischen Kreisen darauf zu ach-

ten, dass deren Geldgeschäfte nicht gegen das Geldwäschegesetz verstießen. Das Versagen von Coutts sei „gravierend, systematisch und über drei Jahre erfolgt“, so die FSA. Oft wurde nicht wirklich nachgeprüft, woher der Reichtum überhaupt stammte, ob er rechtmäßig erlangt wurde, ob Vorwürfe wegen Geldwäsche oder anderer Finanzkriminalität gegen die Kunden vorlagen. Selbst wenn entsprechende Vorwürfe bekannt waren, sei diesen nicht nachgegangen worden. Die Finanzaufsicht betont, dass Coutts versucht habe, seine Kundenbasis in einer Gesellschaftsschicht mit hohem Risiko auszuweiten. Gerade deshalb sei es enttäuschend, dass Coutts die heutigen Geldwäsche-Vorschriften nicht umgesetzt habe.

Der Fall zeigt, in welcher Zwickmühle einige Edelleuten heute stehen, die früher – unter anderem – von guter Vermögensanlage für wohlhabende Kunden gelebt haben, denen heute aber Gesetze gegen Geldwäsche, Steuerhinterziehung und Insiderhandel einen Strich durch viele Geschäftspraktiken machen.

CHART DES TAGES



Ein Jahrzehnt lang waren Nachrichten von der australischen Tochtergesellschaft Leighton stets gute Nachrichten auch für den Baudienstleister Hochtief. Aber seit knapp zwei Jahren ist der Wurm im Informationsfluss. Die in Australien verkündete zweitägige Aussetzung des Handels mit der Leighton-Aktie führte dazu, dass der Hochtief-Kurs über Nacht 3 Euro oder 5,65 Prozent verlor und im frühen Handel dann sogar mehr als 8 Prozent einbüßte. Dabei ist noch gar nicht bekannt, wie schlecht die Botschaften sind, die Australiens größter Baukonzern bis Donnerstag verkünden will. Aber die Erinnerung an den dramatischen 12. April 2011 können so schnell nicht verblassen. Damals hatte Leighton überraschend auf drei Großprojekte einen riesigen Abschreibungsbedarf angekündigt, der dazu führte, dass der Wochen zuvor auf umgerechnet 350 Millionen Euro prognostizierte Gewinn in erwartete 311 Millionen Euro Verlust umdrehte. Auch Hochtief musste seinerzeit eine Gewinnwarnung ausgeben. Der Hochtief-Kurs stürzte um mehr als 10 Prozent ab. Das war der Punkt, an dem Hochtief-Chef Herbert Lütkestratkötter seinen Widerstand gegen die Übernahmepläne der spanischen ACS aufgab und den Rücktritt ankündigte. So dramatisch kann es nicht noch einmal werden. Dennoch wartet der Markt gespannt, ob das schon damals für hohe Verluste verantwortliche Straßenprojekt Airport Link Brisbane vor der im Juni geplanten Eröffnung noch einmal Anlass für eine Gewinnwarnung geben könnte. St.

Durststrecke für die Aktionäre der Generali

Der italienische Versicherer hat 2011 unter Wertberichtigungen gelitten. Für die Zukunft erhofft er ein steigendes Betriebsergebnis.

gb. FRANKFURT, 27. März. Viel Freude hatten die Eigentümer der führenden italienischen Versicherung Generali zuletzt nicht an ihren Aktien. Nach schweren Verlusten im Jahr 2011 erholte sich der Kurs seit dem Jahreswechsel im Einklang mit dem gesamten italienischen Aktienmarkt spürbar. Die Veröffentlichung des Jahresabschlusses 2011 sorgte in der vergangenen Woche dann wieder für einen Dämpfer. Immerhin: Im Vergleich zum Jahresauftakt liegt der Kurs, der sich in der Nähe seiner 200-Tage-Linie bewegt, noch rund 10 Prozent im Plus.

Das in Triest ansässige Unternehmen zählt mit einem Börsenwert von 19 Milliarden Euro (Allianz: 42 Milliarden Euro) und Prämieinnahmen von knapp 70 Milliarden Euro mit der Allianz und der französischen Axa zu den größten Versi-

cherungsunternehmen Europas, wobei etwa zwei Drittel der Prämieinnahmen auf Lebensversicherungen und ein Drittel auf Sachversicherungen entfallen. Größter Aktionär ist die italienische Großbank Mediobanca mit einem Anteil von 13 Prozent.

Auf dem deutschen Markt bezeichnet sich die Generali hinter dem Branchenfürer Allianz als der zweitgrößte Erstversicherer. Die Prämieinnahmen in Deutschland, wo die Generali vor Jahren die AMB-Gruppe erwarb, beliefen sich im vergangenen Jahr auf knapp 17 Milliarden Euro, von denen annähernd 14 Milliarden Euro auf Lebensversicherungen entfielen. In den vergangenen Jahren hat die Generali in Deutschland auch durch Veränderungen in der Betriebsorganisation versucht, die Effizienz des Geschäfts zu steigern.

Auf dem Aktienkurs der Generali lastet unter anderem der wenig eindrucksvolle Abschluss für das vergangene Jahr, in dem sich der Reingewinn gegenüber dem Geschäftsjahr 2010 auf 856 Millionen Euro halbierte. Hierfür waren in erster Linie Wertberichtigungen auf griechische Staatsanleihen und auf eine indirekt gehaltene Beteiligung an dem Unternehmen Telecom Italia verantwortlich. Die Dividende wurde von 45 auf 20 Euro cents je Aktie gekürzt.

Das Geschäft der Generali habe seinen Boden erreicht. Von nun an gehe es aufwärts, versicherte der Vorstandsvorsitzende Giovanni Perissinotto auf der Bilanzpressekonferenz. Die sogenannte Solvency-Ratio, die – vereinfacht – angibt, wie gut ein Versicherer Verluste ertragen kann, ist seit dem Jahresbeginn von 117 auf 132 Prozent gestiegen. Hierzu haben unter anderem Kursgewinne italienischer Staatsanleihen beigetragen.

Die Generali setzt auf mittlere Sicht auf eine spürbare Verbesserung im operativen Geschäft. Das Betriebsergebnis belief sich im Geschäftsjahr 2011 auf 3,9 Milliarden Euro und blieb unter der Planung, die einen Betrag zwischen 4 und 4,7 Milliarden Euro vorgesehen hatte. Für das laufende Geschäftsjahr peilt das Unternehmen ein Betriebsergebnis zwischen 3,9 und 4,5 Milliarden Euro an; auf mittlere Sicht soll das Betriebsergebnis 5 Milliarden Euro überschreiten.

An der Börse machten diese Prognosen bislang keinen besonderen Eindruck. Von 39 Analysten, die das Papier beobachten, stellen nach Angaben der Nachrichtenagentur Bloomberg nur 5 die Aktie zum



Repräsentativ: Sitz des italienischen Versicherers Generali in Triest

Foto Caro

Kauf. 20 Analysten empfehlen, das Papier zu halten, weitere 14 Analysten raten sogar zum Verkauf.

Das Problem der Generali sind zum einen die hochkompetitiven Märkte in Europa und die wirtschaftliche Schwäche, die das Heimatland Italien noch in ihrem Griff hält. Wachstumschancen sieht das Unternehmen unter anderem in Asien, wo neben China Schwellenländer wie Indonesien und Vietnam als sehr aussichtsreich betrachtet werden. Die Generali zeichnet auf diesen Märkten auch ansehnliche Wachstumsraten; allerdings ist die Basis nicht sehr bedeutend, da der Konzern aus Triest sein Geschäft in diesen Schwellenländern nicht durch Akquisi-

tionen ausbaut, sondern auf die eigenen Kräfte vertraut. Für eine größere Akquisition bedürfte es ohnehin einer Kapitalerhöhung, die im aktuellen Umfeld aber für das Unternehmen und seine Aktionäre kaum attraktiv wäre. Die Generali hat schon seit mehr als 10 Jahren keine Kapitalerhöhung mehr durchgeführt.

Das verwaltete Vermögen des Konzerns betrug zum Jahreswechsel 424 Milliarden Euro und wurde zu gut drei Vierteln in Zinspapieren gehalten. Als italienische Versicherung hält die Generali bedeutende Bestände an italienischen Staatsanleihen, aber sie zeigt auch an Unternehmensanleihen ein wachsendes Interesse ebenso wie an Immobilien.

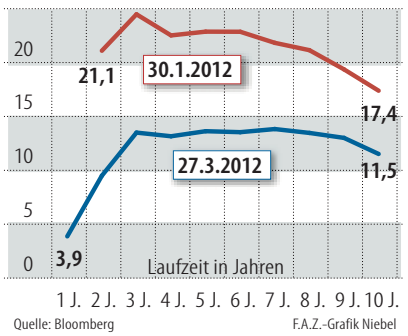
Portugiesische Renditen fallen kräftig

gb. FRANKFURT, 27. März. Die Renditen der portugiesischen Staatsanleihen sind am Dienstag kräftig gefallen. Die Zweijährige rentierte am Abend mit rund 8,3 Prozent, so niedrig wie seit April 2011 nicht mehr. Ende Januar hatte die Rendite noch bei gut 19 Prozent gelegen. Auch die Papiere mit längeren Restlaufzeiten verzeichneten sehr starke Renditerückgänge von zum Teil mehr als 100 Basispunkten gegenüber dem Frühjahr. Eine Entspannung war auch auf dem Markt für Kreditausfallderivate (CDS) auf fünfjährige portugiesische Staatsanleihen zu registrieren. Hier wurde ein Preis von 1139 Basispunkten im Vergleich zu 1582 Basispunkten Ende Januar 2012 festgestellt. Zuvor hatte die Lissabonner Zeitung „Jornal de Negócios“ berichtet, die Regierung wolle in den Jahren 2013 bis 2015 die Staatsausgaben um weitere 10 Prozent kürzen.

Vor allem in der angelsächsischen Welt wird Portugal immer wieder als Kandidat für eine Umschuldung genannt. Zuletzt bezeichnete Mohamed El-Erian, Manager beim größten Rentenfondsmanager der Welt, Pimco, Portugal als ein zweites Griechenland. Ende Januar war es gelungen, durch ähnliche Spekulationen die portugiesischen Renditen auf historische Höchststände zu treiben. Dieses Mal haben sich die Marktteilnehmer nicht von pessimistischen Einschätzungen beeinflussen lassen. Keine Besserung ist derweil am portugiesischen Aktienmarkt zu sehen, wo der PSI-Index für 20 führende Werte seit Jahresanfang innerhalb einer engen Spanne schwankt.

Zinsstruktur Portugals

Renditen nach Laufzeiten in Prozent



Quelle: Bloomberg

FA.Z.-Grafik Niebel

Bessere Aussichten für Schwellenländer

JP Morgan Asset Management befürwortet chinesische Aktien und lokale Währungen

ala. FRANKFURT, 27. März. Anleger haben mit Engagements in Schwellenländern im bisherigen Jahresverlauf einen ordentlichen Ertrag erzielen können. Der aufstrebende Volkswirtschaften auf der ganzen Welt abbildende MSCI Emerging Market-Aktienindex ist in den vergangenen drei Monaten um rund 15 Prozent gestiegen. Schwellenländeranleihen zumal in der jeweiligen Landeswährung brachten Anlegern im Durchschnitt ebenfalls einen positiven Ertrag. Auch mit Blick auf das gesamte Jahr 2012 gehen Marktbeobachter davon aus, dass sich Schwellenländeranlagen tendenziell besser schlagen werden als im Jahr 2011. Nach Angaben des Finanzdatenanbieters EPFR verzeichneten zum Beispiel Fonds, die in festverzinsliche Wertpapiere aus Schwellenländern anlegen, seit Jahresbeginn netto Zuflüsse in Höhe von 14 Milliarden Dollar.

Die Argumente für Schwellenländer insgesamt bleiben die in den vergangenen Jahren immer wieder vorgebrachten: wachsende Bevölkerungen, überdurchschnittlich hohe Wirtschaftswachstumsraten, geringe Marktdurchdringung in vielen Bereichen, steigende Lebensstandards und damit verbunden höhere Konsummöglichkeiten und schließlich niedrigere Schuldenquoten als in den entwickelten Ländern. Sie gelten aber nicht für alle aufstrebenden Volkswirtschaften gleichermaßen und für die Kapitalanlage bleibt daneben natürlich entscheidend, zu welchen Kursen ein Einstieg möglich ist. „Unter den Schwellenländern finden

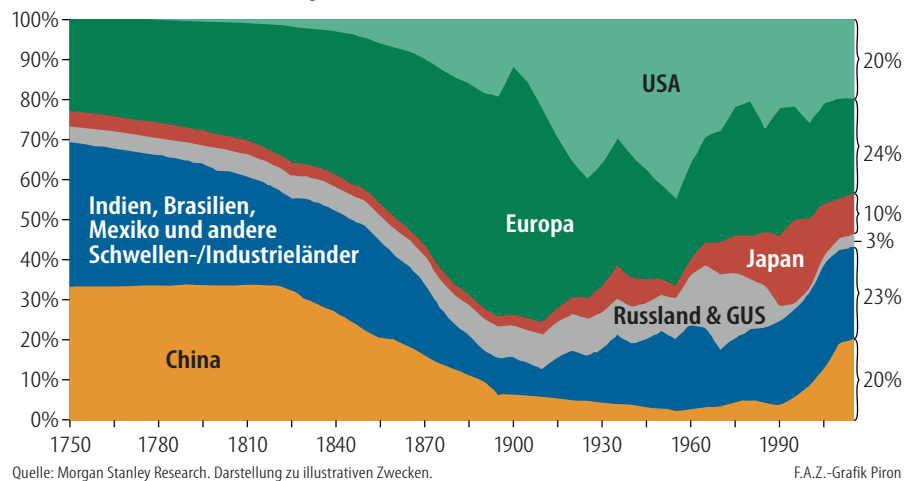
wir China, Indien und Brasilien wieder interessant“, sagt Tillmann Galler, Aktienfachmann des amerikanischen Vermögensverwalters JP Morgan Asset Management (JPMAM). Auf dem indischen Aktienmarkt zum Beispiel seien die sehr binnenorientierten Finanzwerte interessant. Wenn es um festverzinsliche Anlagen geht, seien Titel in der entsprechenden Landeswährung attraktiv.

„Im Durchschnitt erwarten wir für Schwellenländeranleihen in lokaler Währung in diesem Jahr einen Ertrag von rund 12 Prozent, sie sollten besser abschneiden als entsprechende in Dollar de-

nominierte Titel“, äußerte Michael Mewes, der für JPMAM Anleihen analysiert. Mewes weist allerdings darauf hin, dass von den avisierten 12 Prozent schon gut die Hälfte seit Jahresbeginn erzielt wurde. Außerdem müssen Anleger in Schwellenländer-Titeln weiter die Risiken und Themen berücksichtigen, die mit den Industrieländern zusammenhängen. „Was die gesamtwirtschaftliche Entwicklung angeht, haben sich die Schwellenländer mittlerweile entkoppelt, an den Finanzmärkten ist die Korrelation der entsprechenden Indizes allerdings weiterhin sehr groß“, sagt Galler.

Die Verschiebung der globalen Produktion ist in vollem Gange

Anteil an der Weltwirtschaftsleistung (1750–2010)



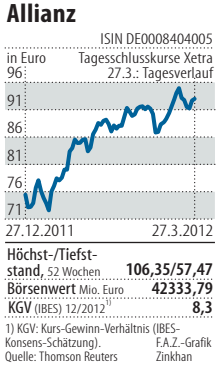
Quelle: Morgan Stanley Research. Darstellung zu illustrativen Zwecken.

FA.Z.-Grafik Pirion

Tendenzen und Tipps

Allianz kaufen

Die Allianz-Aktie wird von der Berenberg-Bank zum Kauf empfohlen. Das mittelfristige Kursziel liegt bei 123 Euro. Am Dienstag notierte das Dividendenpapier mit Kursen von rund 93 Euro. Der Versicherer habe den Bericht über seinen „embedded value“ (EV), den Wert des Personenversicherungsbestandes, für das Jahr 2011 vorgelegt, sagen die Analysten. Erstmals sei darin die Sensitivität der EV-Daten des deutschen Lebensversicherungsbereichs des Konzerns enthalten. Es habe den Anschein, als habe er in dem im Februar vorgelegten Geschäftsbericht sehr konservative Angaben zu diesem Thema gemacht, die großen Raum für positive Varianten offen ließen. Seit Jahresbeginn hat die Aktie rund 26 Prozent an Wert gewonnen. hi.



Roth & Rau verkaufen

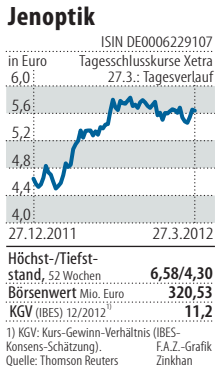
Die Aktie von Roth & Rau zu verkaufen, rät Close Brothers Seydler Research. Das Kursziel wurde von 22 auf 10 Euro gesenkt (Kurs: 16 Euro). Es bestehe Hoffnung, dass die Bilanz des Zulieferers der Photovoltaikindustrie mit den Zahlen für das Jahr 2011 von den meisten Risiken befreit sei. Zudem habe sich der Großaktionär Meyer-Burger verpflichtet, im Bedarfsfall bis zu 50 Millionen Euro zuzuschießen. Das reduzierte Kursziel ergebe sich aus der fundamentalen Situation. hi.

ING übergewichten

Die ING-Aktie überzugewichten, rät JP Morgan Cazenove. Das Kursziel liegt bei 8,30 Euro (Kurs: rund 6,90 Euro). Der niederländische Versicherer plane Berichten zufolge den asiatischen Geschäftssektor als Ganzes zu verkaufen. Auch ein gesonderter Verkauf des südkoreanischen Geschäfts sei möglich, zumal KB Financial Interesse gezeigt habe. Die Nachrichten hierzu seien positiver als zunächst angenommen. Sie stützten die Empfehlung für das Papier in vollem Umfang. gap.

Jenoptik halten

Die Aktie von Jenoptik zu halten, empfiehlt Viscardi Research und steckt ein mittelfristiges Kursziel von 6 Euro (aktueller Kurs: 5,60 Euro). Der Optoelektronik-Konzern habe im Jahr 2011 unerwartet gut abgeschnitten und einen Gewinn erzielt, der sogar schon die für das Jahr 2012 gestellte Prognose übertroffen habe, sagen die Analysten. Er plane die erste Dividendenzahlung seit dem Jahr 2002. Darin drücken sich die Umstrukturierungen der vergangenen zwanzig Jahre aus. Der Ausblick auf das Jahr 2012 sei vorsichtig optimistisch. Die künftige Kursentwicklung des Dividendenpapiers könne trotz starker operativer Fakten und einer niedrigen Bewertung weiterhin von Fragen der Aktionärsstruktur in Grenzen gehalten werden. hi.



ROMY SCHNEIDER

Oder Marlene Dietrich?
Wer spielte in Hitchcocks Klassiker
»Die rote Lol« die Hauptrolle?
Eine von 200 Fragen – im großen
Bildungstest der ZEIT.

Morgen in der ZEIT
Teil 2 am 4.4.

BILDUNGSTEST

DIE ZEIT

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

NACHGEFRAGT

Wind für die Energiewende

Was bringt das neue Zulassungsverfahren für Offshore-Windparks?

Offshore-Windparks sollen bei der Energiewende eine wesentliche Rolle spielen. Der Ausbau der deutschen Offshore-Windenergie verläuft jedoch schleppend. Mitte 2011 hat der Bundestag daher ein Maßnahmenpaket zur Verbesserung des gesetzlichen Rahmens für Offshore-Windparks beschlossen. Seither hat die höhere Einspeisevergütung nach dem „Erneuerbare-Energien-Gesetz 2012“ (EEG) die Planungs- und Investitionssicherheit deutlich verbessert; ebenso dass Verantwortung der Netzbetreiber für die Netzanbindung durch das „Energiewirtschaftsgesetz 2011“ (EnWG) nicht mehr befristet ist.

Mit der am 31. Januar in Kraft getretenen Seeanlagenverordnung (SeeAnlV 2012) wurde nun auch das Zulassungsverfahren für Offshore-Windparks novelliert. Sie gilt für die deutsche ausschließliche Wirtschaftszone, also das Gebiet von der Zwölf-Seemeilen-Zone bis zu 200 Seemeilen von der Küste. Zuständige Behörde ist das Bundesamt für Seeschifffahrt und Hydrographie. Nach der bisherigen Verordnung bedurften die Errichtung und der Betrieb eines Offshore-Windparks einer Genehmigung. Das Bundesamt musste diese erteilen, wenn die erforderlichen Voraussetzungen erfüllt waren – der Windpark also insbesondere weder die Meeresumwelt noch die Verkehrssicherheit gefährdete.



Yvonne Kerth ist Rechtsanwältin bei Gleiss Lutz in Stuttgart.

Der Gesetzgeber beurteilte dieses System als nicht effizient genug, um möglichst rasch viele Windparks zu realisieren. Daher wurde das bisherige Genehmigungsverfahren durch ein Planfeststellungsverfahren abgelöst. Diese Verfahrensform ist aus komplexen Infrastrukturvorhaben an Land bekannt. Wesentliche Neuerung ist, dass die Behörde nun ein Planungsermessen bei ihrer Entscheidung hat. Dieses muss sie zwar fehlerfrei ausüben. Der Ausgang eines Verfahrens ist aber ungewisser als bisher, als ein Genehmigungsanspruch bestand. Flankiert wird diese Umstellung durch weitere Neuerungen, etwa die geänderte Regelung über das Verhältnis konkurrierender Windparkvorhaben zueinander und die neu eingeführte Möglichkeit der Veränderungssperre.

Etwas Skepsis ist angebracht, ob die neue Verordnung tatsächlich die beabsichtigte Effizienzsteigerung bringen wird. Das Planfeststellungsverfahren ist nicht zwangsläufig schneller, und die besonders zeitintensiven Faktoren – Untersuchungen und Gutachten zu den umweltfachlichen, geologischen und technischen Aspekten eines Windparks – sind unverändert vorhanden. Immerhin hat die Genehmigungsbehörde nun einen größeren Gestaltungsspielraum. Insgesamt fällt somit das Fazit zu den neuen Rahmenbedingungen positiv aus. Die Verbesserungen im EEG 2012 und im EnWG 2011 sowie die finanzielle Unterstützung durch das Förderprogramm der Staatsbank KfW „Offshore-Windenergie“ gleichen die Vorbehalte gegenüber manchem verfahrenstechnischen Detail aus.

Deutsches Arbeitsrecht im Zangengriff europäischer Grundrechte

KÖLN, 27. März. Nach einem geflügelten Wort sind die Richter die wahren Herren des Arbeitsrechts. Waren mit diesem Anspruch ursprünglich allein die Richter des Bundesarbeitsgerichts (BAG) gemeint, schließt er mittlerweile die Richter des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) in Luxemburg ein, die dabei ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Das ist allgemein anerkannt, doch können arbeitsrechtliche Entscheidungen des EuGH zuweilen die Gemüter erhitzen. Das gilt vor allem für das heftig umstrittene „Mangold-Urteil“ aus dem Jahr 2005, in dem der EuGH eine deutsche Vorschrift für altersdiskriminierend erklärte, die die befristete Beschäftigung älterer Arbeitnehmer zuließ. Dabei verlangte der EuGH, dass die Regelung in einem Rechtsstreit außer Anwendung gelassen würde, an dem nicht der Staat, sondern ein Privater als Arbeitgeber beteiligt war, der sich auf jenes Gesetz verlassen hatte.

Diese einschneidende Rechtsfolge leiteten die Luxemburger Richter aus einem Verstoß gegen das europäische Grundrecht auf Nichtdiskriminierung wegen des Alters her. Insbesondere daran entzündete sich eine teilweise erbittert geführte Kontroverse. Zahlreiche namhafte Vertreter aus der Rechtswissenschaft warfen dem EuGH vor, dieses Grundrecht frei erfunden und seine Kompetenzen überschritten zu haben. Die Kritik kulminierte in der Forderung an das Bundesverfassungsgericht (BVerfG), den EuGH in die Schranken zu weisen und das Mangold-Urteil für unverbindlich zu erklären. Letztlich entschied das BVerfG im Jahr 2010 – ebenso wie zuvor das BAG – anders und bestätigte die Verbindlichkeit des „Mangold-Urteils“. Die Karlsruher Richter billigten dem EuGH einen „Anspruch auf Fehlertoleranz“ zu. Damit brachten sie zwar unvehementen Kritik an ihren Luxemburger Kollegen zum Ausdruck, aber der Streit um „Mangold“ war mit ihrem Diktum für die Praxis erledigt.

Der EuGH hat die Konfliktlage seinerseits entschärft, indem er zu verstehen gegeben hat, dass sich die Unanwendbarkeit von Gesetzen offenbar auf Verstöße gegen das EU-Grundrecht auf Nichtdiskriminierung beschränkt. In einem Urteil vom Januar stellte er nun fest, dass ein französisches Gesetz gegen eine europäische Bestimmung zum Anspruch der Arbeitnehmer auf Urlaub verstieß. Er hat aber darauf verzichtet, wegen einer

Das Bundesverfassungsgericht hat einen Konflikt mit dem Europäischen Gerichtshof über die Folgen der europäischen Grundrechte für das Arbeitsrecht vermieden. Ein anderer Akteur hat derweil an seinen Einfluss auf das Arbeitsrecht erinnert: der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte.

Von Adam Sagan

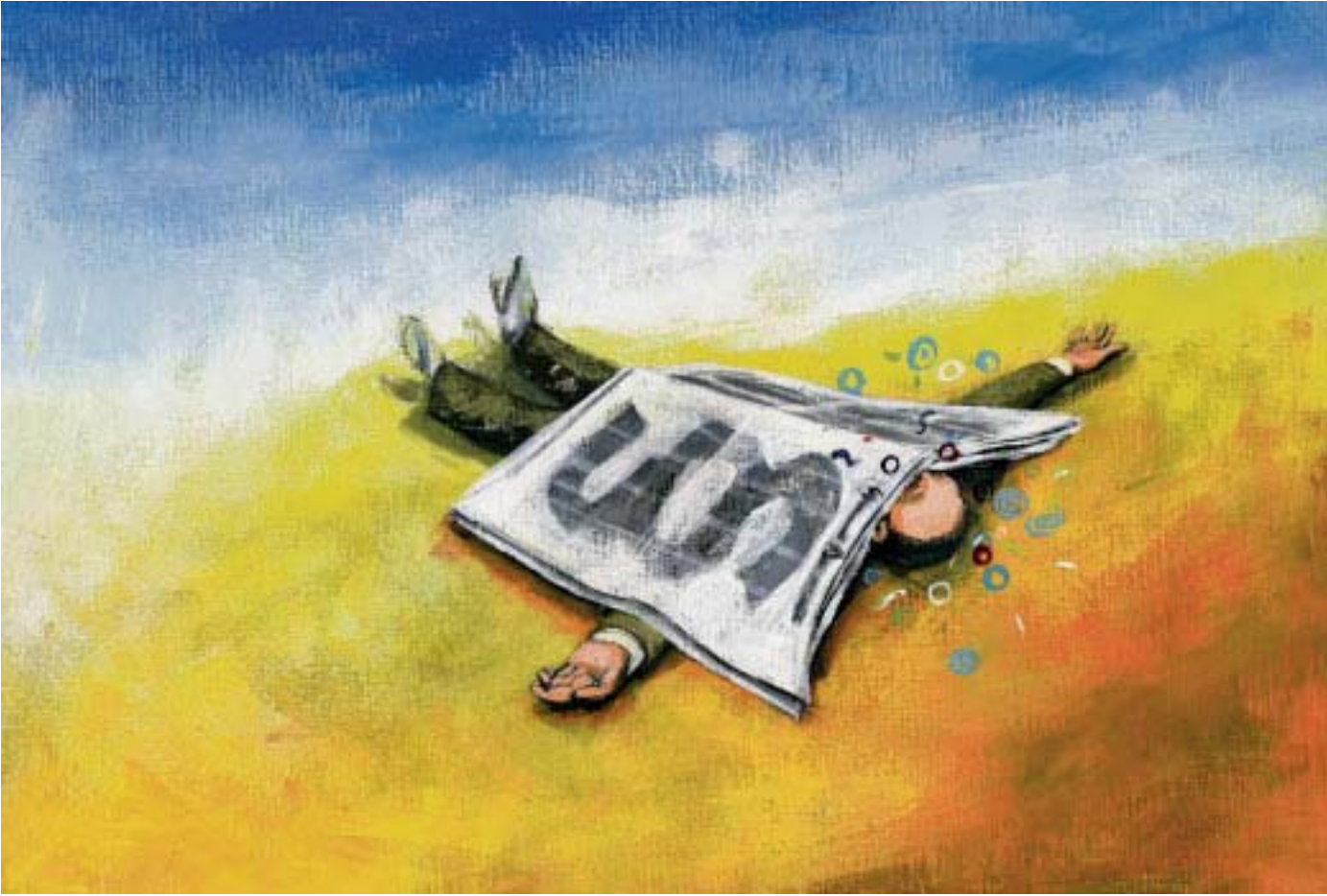


Illustration Andrea Koopmann

Grundrechtsverletzung die Nichtanwendung der Regelung zu verlangen. Das wäre durchaus denkbar gewesen, denn die mit dem Vertrag von Lissabon in Kraft getretene „Charta der Grundrechte der EU“ enthält ein Grundrecht der Arbeitnehmer auf bezahlten Jahresurlaub. Hätte der EuGH einen Verstoß gegen dieses Grundrecht bejaht, hätte er folgerichtig die Nichtanwendung der französischen Norm fordern können.

Neben dem Grundrecht auf Urlaub enthält die EU-Grundrechtecharta im Übri-

gen zahlreiche Grundrechte der Arbeitnehmer, die deutlich über die Grundrechte des Grundgesetzes hinausgehen, wie etwa das Grundrecht auf einen Arbeitsvermittlungsdienst. Deswegen ist verbreitet die Sorge geäußert worden, die EU-Grundrechtecharta könne zu einer grundlegenden Umgestaltung des deutschen Arbeitsrechts führen. Bleibt der EuGH bei seiner neuen Linie, dürfte sich diese Befürchtung nicht bewahrheiten.

Während sich der Pulverdampf im Streit um die Folgen der EU-Grundrech-

te für das deutsche Arbeitsrecht allmählich lichtet, hat unterdessen der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Straßburg mit zwei arbeitsrechtlichen Urteilen Aufsehen erregt. Er hat zugleich ins Bewusstsein gerufen, dass das deutsche Arbeitsrecht nicht nur den EU-Grundrechten, sondern auch der Europäischen Menschenrechtskonventi-

teil des Landesarbeitsgerichts Düsseldorf, das die Kündigung des Kantors einer katholischen Gemeinde wegen Ehebruchs für wirksam erklärte. Dabei vernachlässigten die Arbeitsrichter dem EGMR zufolge das Grundrecht des Arbeitnehmers auf Achtung seines Privat- und Familienlebens, weil sie dessen familiäre Situation nicht hinreichend berücksichtigten. Das legt den Finger in die Wunde der deutschen Rechtsprechung, die den Kirchen das Recht einräumt, die Loyalitätspflichten ihrer Arbeitnehmer einseitig festzulegen, und Kündigungen bei einem Verstoß gegen diese bislang großzügig billigt.

Ungemach droht dem deutschen Recht indes weniger wegen dieser beiden kündigungsrechtlichen Entscheidungen, sondern vielmehr wegen einer fundamentalen Rechtsprechungsänderung des EGMR im Arbeitskampfrecht. Entgegen ihrer vorherigen Rechtsprechung erkannten die Straßburger Richter im Jahr 2009 in einem gegen die Türkei ergangenen Grundsatzurteil das Streikrecht ausdrücklich als europäisches Grundrecht an. Erste Folgeentscheidungen lassen darauf schließen, dass dieses Recht erheblich über die arbeitskampfrechtliche Rechtsprechung des BVerfG und des BAG hinausgehen soll. Handfeste Konsequenzen hat die neue Rechtsprechung des EGMR etwa für das deutsche Verbot des Beamtenstreiks, dem nach bisherigem Verständnis Verfassungsrang zukommt. Unter den Verwaltungsgerichten ist umstritten, ob hiervon angesichts der neuen Rechtsprechung aus Straßburg Ausnahmen anzuerkennen sind.

Im Arbeitsrecht schaffen die europäischen Grundrechte Rechtsunsicherheit, weil sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer in erster Linie an staatlichen Gesetzen orientieren. Bleiben diese Gesetze wegen Unvereinbarkeit mit europäischen Grundrechten unangewendet, können rechtsstaatlich bedenkliche Zweifel an der Verlässlichkeit der Rechtsordnung entstehen. Gleichwohl sind insbesondere die EU-Grundrechte nicht hinwegzudenkender Teil des vereinten Europas, das vom Grundgesetz verlangt wird. Die europäischen Richter bleiben unser Schicksal.

Der Autor ist Akademischer Rat am Institut für Deutsches und Europäisches Arbeits- und Sozialrecht der Universität zu Köln.

Mehr zum Thema Recht & Steuern im Internet auf unseren Seiten www.faz.net/recht

Blog: www.faz.net/dasletztewort

Anklagen sind nicht immer das Ziel

Oft ermitteln Staatsanwälte, um ein Verfahren einzustellen

BERLIN, 27. März. Immer mehr Strafverfahren werden mit dem Ziel geführt, es gar nicht erst zu einer öffentlichen Hauptverhandlung kommen zu lassen. Das sagte Thomas Fischer, Strafrichter am Bundesgerichtshof (BGH), auf dem Deutschen Insolvenzrechtstag in Berlin. Viele Wirtschaftsstrafverteidiger wiesen mit Stolz darauf hin, dass der Schwerpunkt ihrer Arbeit darin liege, die Bedingungen für eine Einstellung der Ermittlungen auszuhandeln. Aber auch viele Staatsanwälte berichteten nach Fischers Angaben, dass Großverfahren von vornherein „eher um die Vermeidung von Anklagen herum geführt werden als mit dem Ziel ihrer Erhebung“.

Fischer ist Herausgeber des führenden Kommentars zum Strafgesetzbuch und gilt als einer der renommiertesten Strafrechtler Deutschlands. Die Entscheidung von BGH-Präsident Klaus Tolkdorf, ihn nicht zum Vorsitzenden Richter im Zweiten Senat zu befördern, hat einen Eklat ausgelöst (F.A.Z. vom 11. Februar).

Nach den Erfahrungen Fischers haben sich Wirtschaftsstrafprozesse drastisch verändert. „Es dürfte vor 30 Jahren nicht weniger Korruption, Untreue oder Bilanzfälschung als heute gegeben haben – verändert hat sich unser Blick darauf.“ Auch vor dem Hintergrund der Finanzkrise beobachtet Fischer eine Zunahme von „Strukturverfahren gegen Konzerne“ und deren Organe, die für Gremienentscheidungen in Gesamtverantwortung genommen würden. Zudem sieht er eine beachtliche Ausweitung von professioneller Kompetenz – bei spezialisierten Strafverteidigern ebenso wie bei Strafverfolgern.

Die Öffentlichkeitsarbeit sei gleichfalls fachkundiger geworden, und zwar „in jeder Art und auf allen Seiten“. Hinzu komme eine explosionsartige Ausweitung der Compliance-Kontrolle in Unternehmen.

Sein besorgtes Fazit: „Der außerordentlich hohe Druck, Strafverfahren durch informelle Absprachen zu beenden, entsteht aus dem materiellen Recht.“ Womit Fischer die Weite vieler Tatbestände ebenso meint wie die Ausdehnung des Strafrechts auf die bloße Gefährdung von Rechtsgütern und deren Vorfeld.

Der Düsseldorfer Strafverteidiger Sven Thomas warf dem BGH einen „nachhaltigen Paradigmenwechsel“ vor. Dessen Erster Strafsenat habe die Grenzen attackiert, die ihm gegenüber dem Gesetzgeber und den Amts- und Landgerichten in erster Instanz gezogen seien. Seit seiner Leitlinie: „Wer mehr als eine Million Euro an Steuern hinterzogen hat, muss ins Gefängnis“, gelte nicht mehr der Grundsatz, dass Revisionsgerichte das Strafmaß von Urteilen nur dann aufheben dürften, wenn der Tatrichter sich „in der Oktave vergriffen“ habe. Thomas warnte davor, dass die Deutschen sich bald als „Volk von Vorbestraften“ auf der Straße begegneten, wenn die Aussetzung von Strafen zur Bewährung nicht mehr flexibel gehandhabt werde. Der Anwalt kritisierte zudem das moderne „Compliance-Unwesen“ als eine Privatisierung der Strafverfolgung und deren Auslagerung auf die Unternehmen.

Der Chef der Münchner Staatsanwaltschaft, Manfred Nötzel, wandte sich gegen den Eindruck, Gerichte, Strafverfolger und Verteidiger würden reihenweise im Vorfeld Urteile aushandeln, um sich Arbeit zu ersparen. „Viele Richter lehnen das ausdrücklich ab; die Gerichte sehen sich nicht gern als bloßer Notar“, sagte der Leitende Oberstaatsanwalt. Der Schwerpunkt solcher Absprachen liege aber tatsächlich im Wirtschaftsstrafrecht. „Dort gibt es nun einmal Verfahren, die auch von einem gutwilligen Gericht sonst nicht in angemessener Zeit zu Ende gebracht werden könnten.“

JOACHIM JAHN

VERKÜNDET

Insolvenzrecht für Konzerne

Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) hat auf dem Deutschen Insolvenzrechtstag in Berlin eine Reform des Insolvenzrechts für Konzerne angekündigt (F.A.Z. vom 23. März). Erstmals gab sie dabei Details bekannt. Auf die davon betroffenen Unternehmen entfielen in Deutschland 70 Prozent des Umsatzes, sagte die Ressortchefin. Eine deutsch-französische Arbeitsgruppe befasse sich bereits mit Regelungsvorschlägen für die EU-Ebene. In Deutschland will Leutheusser-Schnarrenberger hingegen ein förmliches Koordinierungsverfahren einführen, um die Sanierung oder Abwicklung der jeweils zahlreichen Konzernunternehmen aufeinander abzustimmen. Ein spezieller „Koordinierungsverwalter“ soll zudem einen sogenannten Koordinierungsplan erstellen. Eine Zusammenle-



gung der Vermögensmassen der betroffenen Gesellschaften lehnt die Ministerin hingegen ab, weil dadurch einzelne Gläubiger übermäßig geschädigt würden. Dass der Bundestag die Änderungen noch in dieser Legislaturperiode verabschiedet, gilt als unwahrscheinlich. jja.

Rechtsschutz vor Pleite

Wenn ein Unternehmen unmittelbar von Zahlungsunfähigkeit bedroht ist, hat es Anspruch auf vorläufigen Rechtsschutz. Das hat das Finanzgericht Münster im Fall eines Betreibers von Imbissständen entschieden, der rund 100 000 Euro an Um-

satzsteuer zurückverlangte. Dabei berief er sich auf eine Grundsatzentscheidung des Europäischen Gerichtshofs zur Anwendbarkeit des niedrigeren Steuersatzes. Nach einer „summarischen Prüfung“ sahen die Richter den Kläger im Recht (Az.: 5 V 4511/11 U). jja.

Streit ums Kleingedruckte

Vor einer Anhörung im Bundesjustizministerium an diesem Donnerstag zeigt sich die Wirtschaft gespalten: Eine Verbändeinitiative aus Handwerk, Marktwirtschaft, Textil- und Modeindustrie, Stahl- und Metallverarbeitern sowie Bauwerke und Bauindustrie wandte sich gegen eine Reform des Rechts der Allgemeinen Geschäftsbedingungen „auf Kosten des Mittelstands“. Mit Maschinenbau und Elektroindustrie setzten sich dagegen die beiden größten Industriebranchen ebenfalls für eine Lockerung ein. jja.

30 Tage Lesefreude nur 30,– €!

Osteraktion: Jetzt 30 Tage F.A.Z. und Sonntagszeitung lesen oder verschenken!

Lesen oder verschenken Sie F.A.Z. und Sonntagszeitung: **30 Tage für nur 30,– €.**

Die Bellefierung endet automatisch. Sie erhalten ein Geschenk und können eine Wellness-Reise gewinnen.

1 Geschenk für Sie!

F.A.Z.-Uhrenpaar „Chrono Nr. 22“.

Damen- und Herrenmodell als Paar, jeweils mit Mineralglas, hochwertigem Metallgehäuse und Echtlederarmband in Krokoptik.

Xtra-Superlos der Aktion Mensch.

Gewinnen Sie mit diesem Monatslos ein Traumhaus oder bis zu 500.000,– €. Gleichzeitig helfen Sie mit diesem Los Menschen mit Behinderungen.

Gewinnen Sie eine 4-Sterne-Wellness-Reise für 2 Personen!

Genießen Sie 4 Übernachtungen inklusive Frühstück und Abendessen im Best Western Premier Castanea Resort Hotel in Lüneburg (Wert: über 1.000,– €). Mit 2 Sitzungen in der Salzgrotte und Besuch im Rasulbad. **Viel Glück!**

Gewinnspieltellnahme: Die Teilnahme an Gewinnspiel ist unabhängig von einer Bestellung. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Barabgütung nicht möglich, eigene Anreise. Einsendeschluss: 1. April 2012.

Ja, ich möchte das Oster-Aktionspaket!

Ich lese oder verschenke 30 Tage die F.A.Z. und die Sonntagszeitung* für nur 30,– € (Preis inklusive MwSt. und Zustellung, im Rhein-Main-Gebiet inklusive Rhein-Main-Zeitung). **Die Bellefierung endet automatisch.** Einsendeschluss: 1. April 2012. **Ich wähle dazu folgendes Geschenk:** ☐ F.A.Z.-Uhrenpaar ☐ Xtra-Superlos (Bitte nur 1 Kreuz. Lieferung solange der Vorrat reicht.) Außerdem nehme ich automatisch am Gewinnspiel um die Wellness-Reise teil.

Vorname/Name: _____

Straße/Nr.: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Telefon/E-Mail: _____

Vorteilsangebote will ich in Zukunft nicht verpassen. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass der F.A.Z.-Verlag mich künftig per Telefon oder E-Mail über eigene interessante Angebote aus dem Print- und Online-Bereich informiert.

Datum: _____ Unterschrift: _____

☐ Ich verzichte auf die F.A.Z., die Sonntagszeitung und das Geschenk und nehme nur am Gewinnspiel teil.

☐ Ja, ich zahle bequem per Bankeinzug. ☐ Ich zahle per Rechnung.

Kontonummer: _____ BLZ: _____

Geldinstitut: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Die Lieferung der F.A.Z. und Sonntagszeitung soll beginnen am: **2 0 1 2**

Der Beschenke: (Nur ausfüllen, wenn Sie die Zeitungen verschenken möchten.)

Vorname/Name: _____

Straße/Nr.: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Telefon/E-Mail: _____

PR12044 OST

* Falls der Empfänger außerhalb des Zustellgebiets der Sonntagszeitung wohnt, erhält er automatisch Gutscheine.

Ein Angebot der Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Hellerhofstraße 2–4, 60327 Frankfurt am Main (HRB 7344, Handelsregister Frankfurt am Main), Telefon-Nr. 0180 252 52**. Angebot nur gültig für die Auslieferung in Deutschland. Wir verwenden Ihre Post- und E-Mail-Adresse für die Zusendung eigener Werbung. Sie können jeglicher werblicher Nutzung Ihrer Daten jederzeit widersprechen.

Einfach Coupon einsenden an: Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Postfach 90 0130, 75090 Pforzheim. Noch schneller geht's per:

0180 2 52 52** **(069) 75 91-80 82 28**

** 6 Cent pro Anruf aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkhöchstpreis: 42 Cent pro Minute.

Deutsche und internationale Aktien

Dax 30, M-Dax und Tec-Dax

52 Wochen		Börsenwert		in Mrd. Landeswähr.	KGW	2012		2013	26.3.12	27.3.12	Xetra		Xetra		Ums.Ges.						
Tief	Vergleich	Hoch	Gesamt Streubes.			2012	2013				Tages	Veränd. in % seit	52 Wochen	Div.		Tsd.St.					
Dax 30																					
						10,8	9,6		7079,23	7078,90	7155,68	7087,16	+0,0	+20,0	7600,41	4985,80	255,50	3,61	125717		
						12,34	12,34	15,7	13,0	Adidas	59,98	58,98	59,65	58,97	+0,0	+17,3	60,80	42,42	0,80	1,36	835
						42,11	41,85	8,1	7,4	Allianz SE vink NA ▲▼	92,82	92,48	93,84	92,36	-0,2	+25,1	107,45	56,16	4,50	4,87	2404
						61,72	61,72	10,8	9,8	BASF NA ▲▼	67,07	67,20	68,24	67,90	+0,2	+24,7	70,22	42,19	2,20	3,27	2355
						44,45	44,45	10,7	9,8	Bayer NA ▲▼	53,83	53,75	54,50	53,71	-0,1	+8,8	59,44	35,36	1,50	2,79	2366
						12,22	12,78	23,4	20,6	Beiersdorf	49,02	48,51	49,16	48,41	-1,0	+10,7	49,58	38,26	0,70	1,44	435
						41,21	22,00	10,0	9,7	BMW SA ▲▼	68,67	68,45	69,34	68,40	+0,3	+32,2	73,95	43,49	1,30	1,90	2193
						10,95	8,21	7,2	5,9	Commerzbank	1,95	1,96	2,00	1,95	+0,3	+50,2	4,79	1,12	0,00	0,00	52957
						49,89	41,96	9,0	8,4	Daimler NA ▲▼	46,65	46,79	47,47	46,66	+0,3	+37,9	53,95	29,02	1,85	3,95	5247
						35,93	34,96	7,8	7,0	Deutsche Bank AG	39,37	38,65	39,51	38,62	-0,8	+31,3	44,56	20,79	0,75	1,94	6079
						9,80	9,31	10,8	10,0	Deutsche Börse ▲	50,83	50,77	51,25	50,71	+0,1	+17,7	57,68	35,65	1,10	1,41	747
						17,68	12,30	12,3	10,7	Deutsche Post	14,57	14,63	14,72	14,51	+0,4	+23,1	14,70	8,90	0,65	4,4	3279
						39,95	27,17	12,8	12,0	DT Telekom ▲▼	9,18	9,24	9,31	9,22	+0,7	+4,3	11,38	7,88	0,70	7,57	12849
						35,68	34,83	13,5	13,0	E.ON ▲▼	18,14	18,28	18,45	18,17	+0,8	+9,7	23,54	12,50	1,50	8,21	6163
						16,54	10,73	18,5	16,8	Fres. med. Care SA	52,64	52,10	52,70	51,93	-1,0	-8,0	57,03	42,56	0,65	1,25	476
						12,73	9,08	14,6	12,7	Fresenius SE&Co	78,62	79,14	78,47	77,84	-0,9	-9,0	79,91	58,80	0,86	1,10	299
						8,62	6,45	13,6	10,1	HeidelbergCement SA	46,35	45,95	46,68	45,71	-0,9	+40,1	52,81	23,92	0,25	0,54	1348
						9,70	9,50	14,8	13,8	Henkel VZ	54,31	54,77	55,34	54,42	+0,4	+22,2	55,39	36,52	0,72	1,32	841
						8,20	8,15	18,0	14,5	Infineon	7,58	7,55	7,62	7,42	-0,4	+29,8	8,31	4,89	0,12	1,59	4615
						7,61	6,86	13,3	11,4	K+S NA	40,04	39,78	40,43	39,69	-0,7	+13,9	46,34	33,25	1,00	2,51	1217
						22,60	22,90	15,3	13,6	Linde	134,30	133,85	135,90	133,30	-0,7	+16,4	135,90	94,63	2,20	1,64	503
						4,90	4,90	13,4	9,0	Lufthansa vink NA	10,47	10,70	10,92	10,70	+2,2	+16,5	11,81	8,25	0,60	5,61	3012
						14,03	5,67	18,5	13,0	MAN SE SA	99,19	99,55	100,50	99,31	+0,4	+44,9	100,80	50,78	2,00	2,01	473
						5,37	5,37	11,3	10,3	Merck	83,00	83,10	83,42	82,68	+0,1	+7,9	83,58	55,92	1,25	1,50	287
						9,73	3,89	9,5	8,8	Metro SA	29,51	30,02	30,32	29,60	+1,7	+6,5	30,50	26,78	1,35	4,50	1894
						20,67	18,62	7,5	7,0	Münchener R.v.NA ▲▼	11,25	11,06	11,63	11,60	+0,3	+23,4	11,85	77,25	0,80	1,08	163
						20,97	17,82	8,5	8,9	RWE SA ▲▼	36,41	36,43	36,90	36,20	+0,1	+34,2	47,29	21,15	3,49	9,98	2824
						65,21	47,63	16,1	13,5	SAP	53,11	53,11	53,52	53,03	+0,0	+30,0	54,85	32,88	0,60	1,13	157
						70,27	63,63	11,6	10,4	Siemens ▲▼	77,10	76,87	77,75	76,51	-0,3	+4,0	99,39	62,13	3,00	3,90	2903
						9,99	9,46	18,5	8,4	Thyssen Krupp	19,54	19,43	19,79	19,36	+0,6	+9,6	36,20	16,67	0,45	2,32	2546
						22,82	19,28	7,2	6,7	VW VZ ▲▼	132,75	134,15	135,95	133,50	+1,1	+15,9	152,20	86,40	2,26	1,68	955

	12.5.10.7	M-Dax		10807.73	10821.15	10903.36	10798.05	+0.1	+21.6	11258.91	7636.63	300.57	2.78	1554.7	
0.94	0.67	9.6	7.9	Aareal Bank	15.54	15.78	16.19	15.63	+1.5	+12.8	24.75	9.01	0.00	0.00	562
1.80	1.35	10.4	9.3	Auris	40.55	40.01	40.85	39.87	-1.4	-2.9	46.20	32.23	2.00	3.00	135
3.88	1.60	12.3	12.2	Axel Springer NA	39.52	39.26	39.79	38.93	-0.7	+18.2	39.87	24.44	1.60	4.08	163
0.96	0.37	12.2	11.8	BayWa vink. NA	29.07	29.12	29.49	28.96	+0.2	+6.7	33.50	23.51	0.50	1.72	42
3.28	2.73	14.0	13.2	Bilfinger Berger	71.61	71.19	72.29	71.00	+0.6	+8.1	77.40	50.47	2.50	3.51	193
3.04	1.68	13.8	13.6	Boss VZ	86.22	88.05	88.26	86.13	+2.1	+54.7	88.26	54.15	0.20	2.31	173
4.73	4.08	12.9	11.3	Brenntag	90.68	91.87	92.55	90.70	+1.3	+27.7	92.55	60.94	1.40	1.52	131
2.34	0.06	10.8	9.7	Chemie Linde	14.72	14.72	14.78	14.63	-0.7	+12.2	14.78	9.18	0.00	3.64	771
14.46	5.74	8.0	7.0	Continental	71.70	72.28	72.60	71.90	+0.8	+50.3	77.63	38.50	0.00	0.00	627
1.39	1.18	19.8	18.8	Deutsche Euroshop	26.65	26.91	27.11	26.69	+1.0	+8.5	29.18	22.05	1.10	4.09	157
0.62	0.42	9.3	7.2	Deutz	5.14	5.11	5.24	5.11	-0.7	+24.3	7.32	3.19	0.00	0.00	379
1.34	0.68	23.0	15.8	Douglas Hold.	34.37	34.07	34.38	33.88	-0.9	+22.6	40.12	25.26	1.10	3.23	322
1.15	0.08	31.1	26.1	D. Wohlen Inh.	10.90	11.21	11.41	10.91	+2.9	+9.2	11.80	8.44	0.19	1.73	176
0.82	0.57	9.5	9.7	E.ON Energy	47.00	47.31	47.77	46.70	+0.7	+39.1	48.77	22.04	0.30	0.63	114
25.21	12.51	19.0	11.9	EADS (NL)	30.86	30.85	31.00	30.62	+0.0	+27.7	31.10	19.05	0.22	0.71	90
1.41	0.68	15.2	13.2	ErlingKlinger NA	22.38	22.33	22.72	22.26	-0.2	+16.4	25.50	14.77	0.35	1.57	199
3.07	0.89	21.0	20.0	Fielmann	73.43	73.15	73.96	72.67	-0.4	-0.4	80.85	60.00	2.40	3.28	50
4.39	1.69	16.3	13.3	Frappart	48.09	47.73	48.71	47.92	-0.7	+25.6	58.63	37.06	1.25	2.62	131
1.50	1.50	14.0	13.0	Fuchs Petrolub VZ	14.72	14.72	14.78	14.63	-0.7	+16.1	23.40	12.77	0.00	0.00	649
1.35	0.51	14.1	13.6	Gaigah (L)	5.96	6.08	6.08	5.97	+2.1	+53.1	6.29	3.43	0.10	0.82	240
4.78	4.38	12.3	10.9	GEA Group	25.80	26.01	26.44	25.89	+0.8	+19.0	26.83	15.61	0.40	1.54	502
1.06	1.06	13.8	12.3	Gerresheimer	34.12	33.72	34.13	33.60	-1.2	+4.7	37.76	27.75	0.50	1.48	155
1.35	0.72	17.0	14.3	Gerry Weber	29.49	29.41	29.83	29.36	-0.3	+24.8	30.48	16.86	0.55	1.87	105
0.89	0.68	12.4	10.1	Gilmeister	14.87	14.78	15.00	14.66	-0.6	+51.5	17.63	8.44	0.00	0.00	644
1.06	0.99	12.2	10.8	GSW Immobilien	25.08	25.08	25.08	25.08	0.0	0.0	25.08	25.08	0.00	0.00	52
1.87	0.57	20.6	17.7	Hamburger Hafen	25.66	25.74	26.25	25.57	+0.3	+12.7	33.83	19.23	0.55	2.14	80
5.43	2.70	8.5	8.5	Hann. Rückv.	44.58	45.04	45.32	44.63	+0.1	+17.5	45.32	28.58	2.30	5.11	245
3.87	1.42	11.7	11.0	Hochtief	53.06	50.27	51.00	48.67	-5.3	+12.5	76.88	37.10	2.00	3.98	61
1.47	3.95	25.3	25.3	Kabel Deutschland	47.40	47.10	47.71	46.49	-0.6	+20.1	47.99	31.74	0.00	0.00	292
1.15	1.15	10.7	10.7	Klönkner & Co. SE NA	11.55	11.52	11.78	11.48	-0.3	+16.1	23.40	8.20	0.27	2.37	769
1.22	0.51	11.2	10.7	Krones	38.42	38.54	38.49	38.44	+0.3	+4.8	59.79	33.11	0.40	1.04	69
0.53	0.40	13.0	11.3	KUKA	15.67	15.65	16.31	15.65	-0.1	+10.7	22.35	12.10	0.00	0.00	97
5.04	4.79	8.8	7.3	Lanxess	61.26	60.61	61.90	60.45	-1.1	+51.5	64.08	31.34	0.70	1.10	930
1.29	1.29	8.4	8.3	Leoni NA	38.62	39.41	39.92	38.79	+2.1	+53.0	42.96	20.51	0.70	1.78	352
3.15	3.07	15.1	13.3	Leo Aero Engines	60.13	60.59	60.77	59.53	+0.8	+22.6	60.77	40.01	1.10	1.82	173
2.31	1.59	9.4	8.6	ProSas 1-Media VZ	19.36	19.44	19.73	19.34	+0.4	+27.7	21.65	10.00	0.00	0.00	461
4.07	0.97	16.5	14.9	Puma SE	270.85	269.90	275.90	269.60	+0.4	+20.0	275.90	189.00	1.80	0.67	8
2.04	0.58	21.6	19.2	Rational	177.30	179.30	183.40	177.75	+0.6	+6.6	193.90	135.00	9.00	5.02	8
1.83	1.77	6.0	5.3	Rheinmetall	45.27	45.12	46.68	45.77	+1.9	+34.7	64.74	30.00	1.50	3.25	335
2.06	1.80	14.6	11.9	Rhön Klinikum SIA	14.91	14.89	15.03	14.78	-0.1	+1.2	18.08	13.50	0.37	2.48	365
2.52	1.60	12.9	8.8	Salzgitter	42.07	41.87	42.82	41.78	-0.5	+8.4	58.60	32.43	0.32	0.76	127
2.92	1.00	27.9	19.0	SCA Carbon SE	35.90	35.73	36.25	35.40	-0.5	-0.2	48.28	29.25	0.00	0.00	189
7.00	3.80	0.7	0.7	Sealed Air	22.0	22.0	22.0	21.6	-0.7	+26.2	22.0	18.8	0.00	0.00	280
1.35	1.35	8.4	7.2	Stadl vink. NA	23.10	22.98	23.43	22.94	-0.5	+19.4	31.23	14.06	0.37	1.61	306
4.44	1.51	11.8	13.0	Stadlerker	23.65	23.44	23.79	23.43	-0.9	-4.9	26.18	19.16	0.55	2.35	348
2.54	2.39	13.7	12.1	Symrise	21.18	21.50	21.61	21.14	+1.5	+4.3	22.77	15.92	0.60	2.79	400
1.45	0.80	10.1	7.7	TUI	5.41	5.76	5.80	5.39	-0.20	+9.06	31.11	0.00	0.00	879	
1.00	0.38	15.0	13.0	Urschlick	75.06	75.76	75.76	75.01	-0.4	+3.3	75.76	52.72	2.32	3.33	33
3.62	1.04	12.1	10.2	Wacker Chemie	69.61	69.28	69.28	69.00	+0.2	+11.8	77.40	56.87	2.00	3.00	50
1.30	1.17	11.6	10.1	Wincor Nixdorf	38.85	39.44	39.83	39.20	+1.5	+14.2	59.12	30.76	1.70	4.31	196

Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes

Benchmark-Anleihen

Laufzeit	26.03. 2012 Rendite Rendite	27.03. 2012 Kurs Rendite	27.03. 2012 Kurs Rendite
----------	--------------------------------	-----------------------------	-----------------------------

Deutschland	0,25	0,25	99,996 0,16
2 Jahre	0,91	0,91	99,247 0,84
5 Jahre	1,91	1,91	100,775 1,76
10 Jahre	2,83	2,84	103,419 1,15
30 Jahre	2,53	2,55	114,892 2,37

Frankreich	0,45	0,44	102,314 0,77
2 Jahre	1,36	1,35	104,04 0,87
5 Jahre	2,35	2,36	107,715 1,88
10 Jahre	3,61	3,66	114,847 3,66

Großbritannien	0,45	0,45	103,47 0,33
2 Jahre	1,11	1,11	103,052 0,88
5 Jahre	2,20	2,18	113,291 1,97
10 Jahre	3,38	3,36	116,21 3,05

Japan	0,12	0,12	99,967 0,14
2 Jahre	0,34	0,34	99,823 0,35
5 Jahre	0,92	0,92	99,830 0,99
10 Jahre	1,05	1,05	100,855 1,91

USA	0,35	0,36	99,978 0,24
2 Jahre	1,08	1,07	99,908 0,84
5 Jahre	2,25	2,25	98,13 1,88
10 Jahre	3,38	3,36	116,21 3,05

Terminkontrakte	26.03.12	27.03.12	
Europ-Bund-Future	136,92	137,32	
Europ-Botl-Future	123,38	123,61	
DAX-Future	7123,50	7094,00	
SKP500-Future	1414,30	1412,30	

Umsätze der deutschen Börse

Kurswert in Mio. Euro	Anteil in Xetra	Anteil in Parkett
--------------------------	--------------------	----------------------

Aktien im Dax 30	2805	2832	0,84
Aktien im M-Dax	47	482	97,20 1,15
Aktien im Tec-Dax	85	91	93,28 3,82
Terminmarkt (Stand: 18.25 Uhr) Put-Call Ratio: 1,28			
Aktienoptionen Put: 139.046			
Aktienoptionen Call: 103.775			

Rex-Renten-Indizes

26.03.12	27.03.12	
Schluss	Schluss	Rendite

Gesamt	131.1367	130.8614	1.5027
Swaps	424.1362	423.7718	1.5027

Intern. Warenmärkte

Titel	Veränd. Proz.
-------	---------------

CRB Futures-UBS Spot	446,22	441,62	+0,28
CRB Futures-UBS Spot	576,73	574,94	+0,38
CRB Futures-UBS Spot	707,27	707,27	0,00
CRB Futures-UBS Spot	637,45	637,45	0,00
CRB Futures-UBS Spot	118,33	118,33	0,00
CRB Futures-UBS Spot	482,063	482,063	0,00
CRB Futures-UBS Spot	1680,3	1680,2	+0,01
CRB Futures-UBS Spot	1682,2	1684,2	-0,47

Münzen, Barren

Schalterpreise in Euro	26.03.2012	27.03.2012
------------------------	------------	------------

Eonia		
1 Woche	0,366	0,366
1 Monat	0,356	0,358
3 Monate	0,353	0,357

Per Königssprung zur Krönung

Der dreifache Wurfaxel soll dem Eislaufpaar Savchenko/Szolkowy 2014 zum Olympiasieg verhelfen. An diesem Mittwoch riskieren die beiden die kühne Übung in Nizza.

Von Roland Zorn

NIZZA. Das ist der Gipfel: Sotschi 2014. Das ist die Höhe, denkt Ingo Steuer beim Blick auf die Kritiker seiner vorolympischen Bergtour, die der Sachse mit seinem Paar Savchenko/Szolkowy auf sich nimmt. Mit Unverständnis begegnet er jenen, die der Meinung sind, dass der Weg der dreimaligen Paarlaufweltmeister zu steil und die Absturzgefahr zu hoch seien, um bei den Winterspielen an der Schwarzmeerküste endlich ans höchste Karriereziel zu kommen. „Wir haben uns entschlossen“, sagt der Paarlaufweltmeister von 1997, „weiter zu gehen als andere, weil wir in Sotschi Gold gewinnen wollen.“ Es wäre der traumhafte Abschluss einer goldverzierten Laufbahn, der die olympische Krönung noch fehlt.

Um endlich ganz oben zu sein, nehmen die Chemnitz'er Titelverteidiger bei der Weltmeisterschaft in Nizza vorsätzlich das Höchstisiko auf sich. Sie wollen beim Kurzprogramm an diesem Mittwochnachmittag als zweites Paar überhaupt nach den Amerikanern Inoue/Baldwin bei den Olympischen Winterspielen 2006 (die in Turin dennoch nur Siebte wurden) den Dreifachwurfaxel zeigen. So etwas wie den Königssprung, glaubt Steuer, der in Sotschi den Unterschied zur russischen und chinesischen Konkurrenz ausmachen soll. Indes hat der Moskauer Europameister Maxim Trankow Steuern Kurs beim Blick auf seine Eisgefährtin Tatjana Wolososchar während der EM in Sheffield entschieden in Frage gestellt. „Ich will doch nicht meine Partnerin töten“, widersprach der russische Modellathlet dem deutschen Modellversuch, „ich bin mitverantwortlich für ihre Gesundheit.“

Kein Wunder also, dass es mitten im sonnenüberfluteten mediterranen Frühling frostig wird, wenn Ingo Steuer dieser Tage über das neueste Kunststück seines Paares sprechen soll. Das Reizklima, das der Chemnitz'er verbreitet, hat mit Äußerungen wie denen von Trankow zu tun, gelten doch die Europameister dieses Jahres als die mutmaßlich härtesten Widersacher von Savchenko/Szolkowy, wenn es in Nizza um die Medaillen und in Sotschi um den Hauptgewinn geht. Steuer aber und sein Paar weichen keinen Millimeter von ihrer Gratwanderung ab. In Sheffield mussten die viermaligen Europameister schon vor Wettkampfbeginn aufgeben, weil Aljona Savchenko im Training beim Versuch, einen geworfenen Dreifachaxel



Gelingt der große Wurf? Savchenko/Szolkowy geben sich furchtlos.

Foto dpa

Deutsche Damen verpassen Sprung ins Viertelfinale

peh. DORTMUND. Die deutschen Tischtennisdamen haben bei den Mannschafts-Weltmeisterschaften in Dortmund den direkten Weg ins Viertelfinale verpasst. Im Duell der beiden zuvor ungeschlagenen Teams um den Gruppensieg unterlag die Mannschaft von Bundestrainerin Jie Schöpp am Dienstagnachmittag der Auswahl Japans 0:3. Nun muss das Team des Deutschen Tischtennis-Bundes (DTTB) den Zwischenschritt Achtelfinale einlegen, um wie bei der WM 2010 in Moskau eine Medaille zu gewinnen. Dank des 3:2-Erfolges von Spanien über Serbien haben sich die Deutschen jedoch schon vor dem letzten Gruppenspiel am Mittwoch gegen Serbien als Zweiter für die Runde der letzten 16 qualifiziert. Sie bekommen nun einen Gruppendritten zugelost.

Die Japanerinnen waren als Favoritinnen in die Begegnung gegangen, das Ergebnis fiel allerdings überraschend hoch aus. Keine der drei Spielerinnen des DTTB erarbeitete sich eine klare Siegchance, nur Kristin Silbereisen vermochte im Auftakt Einzel überhaupt einen Satz für sich zu entscheiden. Gegen die Welttranglistensechste Kasumi Ishikawa zeigte die deutsche Mannschaftssprecherin eine gute Leistung, konnte sich aber nicht entscheidend durchsetzen. Die frühere Europameisterin Wu Jiaduo wurde dem japanischen Tischtennis-Idol Ai Fukuhara niemals gefährlich, Irene Ivancan ging es mit Sayaka Hirano nicht anders. „Die Japanerinnen hatten leider ausgezeichnete Aufschläge“, erklärte Bundestrainerin Schöpp die deutliche Niederlage. „Bis unsere Spielerinnen sich an den Schnitt gewöhnt hatten, lagen sie schon weit zurück und die Gegnerinnen hatten viel Selbstvertrauen gewonnen.“ Jede Japanerin gewann ihren ersten Satz mit 11:3.

„Für uns ist es jetzt wichtig, dass wir uns nicht herunterziehen lassen, sondern daran denken, was wir an den ersten beiden Tagen geleistet haben“, sagte Kristin Silbereisen. Bundestrainerin Jie Schöpp hakte das hohe Ergebnis ebenso schnell ab: „Eine knappere Niederlage hätte auch nichts genutzt. Wir haben immerhin viel für das nächste Aufeinandertreffen mit Japan gelernt.“

Alter Schwede!

Der 45 Jahre alte Jörgen Persson schafft es, dem Chinesen Ma Lin Druck zu machen

DORTMUND. Diese Niederlage tat so gut. Sie hat Jörgen Persson die Frage beantwortet: „Was tue ich eigentlich hier?“ Der 45 Jahre alte Schwede bereitet sich bei den Tischtennis-Mannschaftsweltmeisterschaften in Dortmund auf seine siebten Olympischen Spiele vor. Aber die betrieblchen Ergebnisse der ersten beiden Tage legten ihm nahe: Spar dir die Mühe, spar dir die Reise nach London. Gegen den Hongkong-Chinesen Tang Peng verlor er nach vier vergebenen Matchbällen und wirkte danach buchstäblich am Boden zerstört, als er nach dem letzten Ballwechsel minutenlang auf dem Hallenbelag sitzend versuchte, das Geschehen zu verarbeiten. Und gegen den Nordkoreaner Jang Song Man war er zuvor sogar chancenlos geblieben. Wenn er schon diese Gegner der zweiten Kategorie nicht bezwingen konnte, wie will er dann in London seine erste Olympia-Medaille gewinnen?

Aber am Dienstagmittag wirkte Perssons Plan nicht mehr ganz so hoffnungslos. Gegen den chinesischen Olympiasieger Ma Lin erinnerte er in einigen Ballwechseln an seine großen Tage in den achtziger und neunziger Jahren, als er mit Schweden viermal Mannschafts-Weltmeister wurde und einmal, 1991, auch den Einzeltitel holte – gegen die Großmacht China. Nicht viele schaffen es, Ma Lin auf dem falschen Fuß zu erwischen oder mit einem Stoppball auszumanoüvrieren. Der Chinese gilt als der schnellste Spieler der Branche. Aber Persson glückte es einige Male, und es gelang ihm, einen Satz gegen den Welttranglisten-Siebten zu gewinnen.

„Ja, das war nicht zu schlecht heute“, sagt Persson. Aber seine Möglichkeiten, das letzte Ziel in seiner Karriere noch zu erreichen, beziffert er als gering. Dass die Wahrscheinlichkeit nicht bei null liegt, ist der Tatsache geschuldet, dass im Gegensatz zu Einzelweltmeisterschaften bei Olympia nur zwei Spieler eines Landes antreten dürfen. Also auch nur zwei der unbesiegbaren Chinesen. „Ich kann mich gar nicht daran erinnern, wann ich zuletzt einmal gegen einen von ihnen gewonnen habe“, sagt der Schwede. Somit bleibt nur eine Medaille für ihn in Reichweite. Aber mit Timo Boll, den Südkoreanern, dem Japaner Mizutani und Dimitrij Ovtcharov gibt es viele Kandidaten, die dank ihrer Jugend, ihrer Qualität und Frische in einer aussichtsreicheren Position sind.

Warum tut sich Persson das alles noch an, angesichts der minimalen Erfolgsaussichten – nach 28 Jahren in der Weltklasse und unzähligen Titeln? „Weil ich nichts besser kann, als Tischtennis zu spielen, und den Sport liebe.“ Aber auch, weil ihm das Leben als Profi gefällt, das Reisen, die Gesellschaft alter Bekannter, die sportliche Herausforderung und das Geldverdienen. Mit seinem großen Namen kann er auch als 57. der Weltrangliste gut von seinem Sport leben. Aber Persson ist auch deshalb dabei, weil er nichts anderes hat.

Die Jahre als Tischtennis-Zigeuner hatten ihre Schattenseiten. Seine Ehe ging zu Bruch, seine Frau lebt mit den beiden Kindern in Norwegen. Persson hat gerade in seiner schwedischen Heimat Halmstad ein Haus gebaut. Er kündigt sich mit seine Eltern und Geschwister. Aber nur zu Hause hocken – das kann er sich nicht vorstellen. Es wirkt, als laufe er vor dem Alter davon.

Das macht Jörgen Persson aber nicht zur traurigen Gestalt, wie sie sein kongenialer Partner von einst, Jan-Ove Waldner, geworden ist, der mit Mitte 40, überwiegend, noch in der Bundesliga für Fulda herumtappt. Perssons Körper ist immer noch athletisch, seine Reaktionsschnelligkeit ausreichend und seine Beinarbeit für einen Mann Mitte 40 erstaunlich. Für die

(mit dreieinhalbfacher Drehung) sicher zu überstehen, gestürzt war und sich dabei einen Muskelfaserriss im Oberschenkel zugezogen hatte.

In Nizza ist die gebürtige Ukrainerin mit all ihrer Energie, all ihrem Durchhaltevermögen und all ihrer Leidenschaft für die gefährlichste aller Kunstlauf-Disziplinen wieder auf der Höhe. Ihr Trainer Steuer sagt vor dem wichtigsten Wettkampf dieser Saison: „Wir sind so weit, nicht mehr zu überlegen, ob wir den Dreifachwurfaxel noch mal rausnehmen. Er ist fest drin im Programm, jetzt müssen wir sehen, ob das Paar ihn steht, denn 2014 kann ja nicht alles vom Himmel fallen.“

Dass es „ein langer Weg“ bis Sotschi ist, den Savchenko, 28 Jahre alt, und ihr vier Jahre älterer Partner, ältester Teilnehmer der WM von Nizza, auf sich nehmen, ist auch dem verblissen an der Vervollkommnung der Paarlaufkunst arbeitenden Steuer sonnenklar. In Südfrankreich wirkte das Paar an den Trainingstagen so stabil, dass der Sprung in eine andere Dimension fast schon serienreif anmutete.

Robin Szolkowy redet voller Respekt über das Wagnis, sich mit einem Satz, den die Konkurrenz noch nicht beherrscht, über die Rivalen hinwegsetzen zu können. „Sehr riskant, sehr schwer, technisch sehr hochwertig“ sei dieser Dreifachaxel, bei dem er seine rotierende Partnerin auf ihre Umlaufbahn schickt. Seit einem Jahr tüfelt das Chemnitzer Kombinat an diesem Sprung und wird dabei begleitet von den Röntgenblicken der Forscher des Leipziger Instituts für Angewandte Trainingswissenschaften. „Mein Fuß und meine Knie würden das ein-, zweimal mitmachen, dann wäre Schluss“, bezeugt Szolkowy seiner artistischen, zierlichen, nur 1,53 Meter großen und 46 Kilogramm schweren Partnerin höchste Achtung. „Die Mädels“, hebt Szolkowy salopp hervor, „sind das Aufkommen aus der Höhe schon gewöhnt.“

Der Ruhepol in der dynamischen Chemnitzer Dreiergemeinschaft ist sich darüber im Klaren, „dass wir uns in einem Grenzbereich bewegen, wo die Dinge nicht mehr so leicht funktionieren. Man sollte sich nicht hinstellen und sagen, es reicht jetzt, man sollte alles mal probieren.“ Aber nur, wenn es gesundheitlich zu verantworten sei und behutsam ins Werk gesetzt werde. Dass die ganz jungen Herausforderer wie die Chinesen Sui/Han in Nizza mit dem vierfachen Wurf- und dem vierfachen Wurfalschow punkten und Aufsehen erregen wollen, betrachtet Szolkowy, der die Juniorenweltmeister beim Training gelegentlich hart stürzen sah, mit Unbehagen. „Das hat Vatergefühle in mir geweckt“, kommentierte der kinderlose Paarläufer das von Sui/Han auf die Spitze getriebene Risiko. „In China wird auch anders trainiert“, bewertete Steuer die Sprünge der „unwahrscheinlich schnell drehenden“ Wenjing Sui viel-sagend. Dagegen werde „im Alter der Respekt vor den Elementen immer größer“. Nicht aber so groß, dass Savchenko/Szolkowy darauf verzichten wollten, auf ihrer Reise nach Sotschi noch ein letztes großes sportliches Abenteuer einzugehen.

ganz großen Siege reicht es seit einigen Jahren nicht mehr. Gemeinsam mit dem schwedischen Team gewann er aber bei der vergangenen Europameisterschaft Silber. Und es macht Persson immer noch Spaß, sich im Training zu quälen. „Ich kann immer noch kleine Dinge bei mir verbessern.“ Dass ihn seine Kollegen manchmal Großvater nennen, nimmt er mit einem Lächeln hin. „Nur dass die Eltern meines Mitspielers Kristian Karlsson jünger sind als ich, irritiert mich. Da denke ich schon, es wird langsam Zeit aufzuhören.“

Oft trainiert der Schwede mit der deutschen Nationalmannschaft. Bundestrainer Jörg Roßkopf lädt seinen alten Kumpel gerne zu Lehrgängen ein, weil er ein Muster an Arbeitswillen ist. 1989 gewann der Deutsche bei der Dortmunder WM Gold mit Steffen Fetzner im Doppel und Persson Gold mit der schwedischen Mannschaft, sie schätzten sich aber schon früher. Dortmund sei seine letzte WM, London seien seine letzten Olympischen Spiele, sagt Persson und bekräftigt: „Ganz sicher.“ Für einen Verein weiterzuspielen, kann er sich jedoch vorstellen. „Ich entscheide mich im Sommer.“ Was ihn ansonsten ausfüllen könnte? „Ich denke schon lange darüber nach.“ Gefunden hat er bis jetzt noch nichts. PETER HESS



Tischtennis-Zugvogel: Jörgen Persson ist beweglich geblieben.

Foto Getty Images

PERSÖNLICH

302 Länderspiele, 1578 Tore

Grit Jurack spielt nicht mehr für das Handball-Nationalteam

Eigentlich wollte Grit Jurack nach den Olympischen Spielen in London aufhören. Aber olympischen Frauenhandball wird es im Sommer ohne eine deutsche Nationalmannschaft geben, und so mag es ihr leichter gefallen sein, ihre Karriere als Nationalspielerin nach 302 Länderspielen und 1578 Toren am Dienstag zu beenden. Es ist ein Abschied auf Raten, denn die 34 Jahre alte Rückraumspielerin hatte schon vor der letzten Großveranstaltung mit Rücksicht auf ihren im Februar 2010 geborenen Sohn Lukas um eine Pause gebeten und auf die Weltmeisterschaft in Brasilien im vergangenen Dezember verzichtet. Auch bei den Qualifikationsspielen für die Europameisterschaft 2012 in den Niederlanden gegen Ungarn fehlte Jurack vor ein paar Tagen. Sie kommt mit ihrer Entscheidung Bundestrainer Heine Jensen entgegen. Der hält zwar grundsätzlich viel von ihr, setzt aber auf junge Spielerinnen. Überhaupt ist es für die Frau, die jahrelang die weltbeste Halbrechte war, immer eher unglücklich gelaufen im DHB-Dress. Als größter Erfolg steht Rang drei bei der Weltmeisterschaft in Frankreich 2007; schon im Jahr danach, als die deutschen Frauen bei den Olympischen Spielen in Peking in der Vorrunde scheiterten, blieb der erhoffte große Erfolg aus. Manchmal waren die Erwartungen an Grit Jurack einfach zu monumental: Die Kolleginnen neben ihr schrumpften eher, als zu wachsen. Besonders deutlich wurde das beim Desaster in Dänemark und Norwegen 2010: Bundestrainer Rainer Osmanns Team startete als Medaillenkandidat in die EM und endete als Vorrundenletzter. Jurack wurde damals als versagende Führungsspielerin heftig kritisiert und beklagte sich in dänischen Zeitungen, Osmann habe ihr nie vertraut. Das sorgte für einigen Wirbel.

Optimal ist die Stelle halbrechts ohne Jurack wahrlich nicht besetzt; Heine Jensen vertraut dort in den Buxtehuderinnen Stefanie Melbeck und Isabell Klein (die sich gerade schwer am Knie verletzt) auf Außenspielerinnen. Lediglich Su-

sann Müller von Randers HK hat eine ähnliche Wurfkraft wie Jurack.

Bei ihrem dänischen Klub Viborg HK gab es nie Zweifel an Juracks Leistungsfähigkeit. Seit 2004 spielt sie in der jütändischen Kleinstadt mit der ausgeprägten Handball-Begeisterung. Dreimal gewann Viborg mit ihr die Champions League, viermal die Meisterschaft. Der dänische Frauenhandball galt lange als Gelobtes Land; hier konnten die besten Frauen



Wurfgewaltig, aber zukünftig nur noch für ihren dänischen

Verein: **Grit Jurack**

Foto dpa

fünfstellige Eurobeträge im Monat verdienen. Die Hochlohn-Phase ist vorbei, die diversen Banken- und Finanzkrisen haben einige Klubs pleitegehen lassen. Die Liga erholt sich gerade davon. Wer Kasse machen will, geht nicht mehr nach Dänemark, sondern nach Osteuropa.

Grit Jurack hat diesen Schritt nie erwogen. Sie fühlt sich in Viborg heimisch. In Leipzig geboren und aufgewachsen, mag sie das beschauliche Leben, in dessen Mittelpunkt ihr Sohn und weiterhin der Handball stehen. Als Marketing-Assistentin arbeitet die perfekt Dänisch sprechende Grit Jurack auf der Geschäftsstelle von Viborg HK; ihr Lebenspartner ist im nahen Handball-Internat angestellt. Geschadet hat der Bürojob nicht: In dieser Saison ist Jurack wieder beste Torschützlin. Von ihrer Form können sich die Handballfans in der alten Heimat am Sonntag überzeugen: Dann spielt Viborg im Halbfinale des Europapokals der Pokalsieger beim HC Leipzig. fei.

Züiges Ende der Ermittlungen?

Erfurter Affäre: Bach hofft auf Abschluss vor den Spielen

FRANKFURT (dpa). In der Erfurter Blutmanipulations-Affäre hofft Thomas Bach auf eine Ende der Ermittlungen vor den Olympischen Spielen in London. „Natürlich kann niemand glücklich sein, wenn sich das über Wochen und Monate hinzieht. Wie hoffen, dass da ebenso zügig wie umfassend zu einem Abschluss gekommen wird“, sagte der Präsident des Deutschen Olympischen Sportbundes in Frankfurt. Es gelte, die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft und der Nationalen Anti-Doping-Agentur (Nada) abzuwarten. Es gebe aber schon Kontakte und Gespräche mit der Bundesärztekammer wegen möglicher Konsequenzen. Die Nada habe den richtigen Weg eingeschlagen, indem sie den Einzelfällen Rechnung trage. „Hier

kann es keine Pauschalurteile geben, man muss aufklären, welche Athleten unter welchen Umständen behandelt werden“, sagte Bach. Sportmediziner Andreas Franke soll am Olympia-Stützpunkt in Erfurt das Blut von rund 30 Sportlern unzulässig einer UV-Bestrahlung unterzogen und reinfundiert haben – angeblich, um Infekten vorzubeugen.

Auf dem Weg zu den Spielen werden die deutschen Athleten so streng auf Doping kontrolliert wie nie zuvor. „Die Mannschaft wird sehr rigiden Anti-Doping-Maßnahmen unterworfen sein“, kündigte Bach an. Er verwies unter anderem auf die verstärkten Zielkontrollen und Blutproben: In London selbst werde es mehr Kontrollen geben als je zuvor, annähernd 6000.

Sport in Kürze

Inter-Trainer Ranieri entlassen

Claudio Ranieri ist nicht mehr Trainer von Inter Mailand. Ab sofort übernimmt Andrea Stramaccioni als Interimsscoach das Training. Ranieri hatte den Meisterschaftszweiten der italienischen Fußball-Liga im Herbst vergangenen Jahres übernommen und aus der Abstiegszone in die Spitzengruppe der Serie A zurückgeführt. Seit Januar ging es aber wieder kontinuierlich bergab. In der Champions League war der Titelgewinner von 2010 im Viertelfinale gegen Olympique Marseille ausgeschieden. Zuvor hatte Inter als Titelverteidiger bereits das Aus im italienischen Pokal hinnehmen müssen. Als Tabellenachter der Serie A muss Inter sogar um den Einzug in die Europa League bangen. (dpa)

Lösbare Viertelfinal-Aufgaben

Die beiden deutschen Klubs in der Handball-Champions-League haben lösbare Viertelfinal-Aufgaben erhalten. Bei der Auslosung in Wien bekam der THW Kiel den kroatischen Vertreter RK Zagreb zugelost. Der Bundesliga-Tabellenführer tritt zunächst ebenso auswärts an wie die Füchse Berlin, die sich mit Ademar León aus Spanien auseinandersetzen müssen. (dpa)

Deutsches Duell im Halbfinale

Im Halbfinale des Handball-EHF-Pokals kommt es zum Duell der Rhein-Neckar Löwen gegen Frisch Auf Göppingen.

Sport in Ergebnissen

Tennis, ATP-World Tour Masters in Miami (3,97 Mio. Dollar/Hart), 3. Runde: Djokovic (Serbien) – Troicki (Serbien) 6:3, 6:4, Roddick (USA) – Federer (Schweiz) 7:6 (7:4), 1:6, 6:4, Ferrer (Spanien) – Ben-neteau (Frankreich) 7:6 (7:5), 6:4.

WTA-Turnier in Miami (4,83 Mio. Dollar/Hart), Achtelfinale: Li Na (China) – Lisicki (Berlin) 3:6, 6:4, 6:2, Asarenka (Weißrussland) – Cibulkova (Slowakei)

1:6, 7:6 (9:7), 7:5, Wozniacki (Dänemark) – Wickmayer (Belgien) 7:6 (8:6), 6:0, Venus Williams (USA) – Ivanovic (Serbien) 6:7 (4:7), 6:2, 6:2, Serena Williams (USA) – Stosur (Australien) 7:5, 6:3.

Tischtennis, Mannschafts-WM in Dortmund, Männer, Gruppe A: China – Schweden 3:0, Hongkong – Griechenland 3:0; Nordkorea – Slowenien 3:0. Gruppe D: Japan – Kroatien 3:0, Polen – Slowakei 3:0.

Götze bis 2016 ein Borusse

Vertrag vorzeitig verlängert

DORTMUND (dpa). Alle Abwerberversuche um Mario Götze gehen zunächst einmal ins Leere: Das größte Talent im deutschen Fußball hat sich eindeutig für seine große Fußballliebe entschieden und seinen Vertrag bei den Borussen bis 2016 verlängert. „Jeder weiß, wie wohl ich mich in Dortmund fühle“, erklärte Götze am Dienstag nach seinem neuen vertraglichen Bekenntnis zur Borussia und zum Team von Trainer Jürgen Klopp. Deshalb sei es ihm nicht schwergefallen, den Vertrag vorzeitig zu verlängern. Die Mannschaft sei mit ihrer Entwicklung noch lange nicht fertig, sagte der Mittelfeldspieler: „Und ich möchte Teil dieser Entwicklung sein.“

Götze spielt schon seit seinem neunten Lebensjahr für den BVB, absolvierte mit 17 Jahren sein erstes Bundesligaspiel und wurde als Achtzehnjähriger schon Nationalspieler. Jüngst schätzte ein internationales Finanzmagazin den Marktwert des Mittelfeldstars auf bis zu 45 Millionen Euro. Mit der Vertragsverlängerung schuf der deutsche Meister binnen kurzer Zeit ein überaus solides Fundament für die nahe Zukunft. Zunächst hatten Trainer Klopp, Sportdirektor Zorc und schließlich auch Geschäftsführer Watzke ihre Zusammenarbeit mit dem BVB ebenfalls bis 2016 verlängert.

Götzes Leidenszeit als Zuschauer soll dabei bald ein Ende haben. Am Sonntag saß er beim 6:1 seines Teams in Köln auf der Tribüne und genoss die Toreflut seiner Mitspieler. Schon einen Tag später begann die letzte Etappe auf seinem Weg zum Comeback. Laufeinheiten und Stabilisationsübungen sollen jetzt gesteigert werden, um Götze, der wegen einer Entzündung am Schambein seit Dezember fehlte, optimal auf die endgültige Rückkehr in das Mannschaftstraining vorzubereiten.

Ibrahimovic will mit Barcelona abrechnen

MAILAND (dpa). Knapp zwei Jahre nach seiner Ausmusterung beim FC Barcelona fiebert Zlatan Ibrahimovic vom AC Mailand dem Hinspiel im Champions-League-Viertelfinale an diesem Mittwoch gegen die Katalanen entgegen. Der exzentrische Schwede will seinen ehemaligen Arbeitgeber endlich besiegen und die offenen Rechnungen mit Barcelonas Trainer Josep Guardiola sowie Lionel Messi begleichen. Für den äußerst selbstbewussten Ibrahimovic waren die beiden Protagonisten des FC Barcelona nämlich schuld an seinem unrühmlichen Abschied aus Barcelona. Der Argentinier habe sich geweigert, auf dem Flügel zu spielen, und ihm seine Position als Sturmspitze weggenommen. Und Guardiola sei „ein schlechter Trainer“, der am Ende nicht mal mehr mit ihm geredet habe, erklärte er einst nach seinem Wechsel zum AC Mailand.

Barcelona kommt zur rechten Zeit – Ibrahimovic ist in bestechender Form. Mit 29 Saisontoren fühlt sich der 30-Jährige alte Angreifer bereit für das Duell mit seinem früheren Rivalen Messi. Dass Guardiola Barcelonas neuen Rekordtorjäger vor dem Spiel im Giuseppe-Meazza-Stadion nochmals überschwänglich lobte, motiviert den Schweden noch mehr. „Es tut mir leid für alle, die sich mit ihm messen wollen, denn Messi ist einfach der Beste“, sagte Guardiola über seinen 24-Jahre-alten Star, dem nach bislang 12 Toren in dieser Saison nur noch ein Treffer zum Torrekord in der Champions League fehlt.

In der Gruppenphase hatte Milan in Barcelona 2:2 gespielt und zu Hause 2:3 verloren, doch als Tabellenführer der Serie A geht der italienische Meister selbstbewusst in die Partie gegen den Titelverteidiger. „Aber aller guten Dinge sind drei“, sagen die Mailänder, die noch nie ein Viertelfinal-Heimspiel in der europäischen Königsklasse verloren haben. „Barcelona ist die beste Mannschaft der Welt. Sie haben viel mehr zu verlieren als wir“, sagte Ibrahimovic und reklamierte für Milan die bequeme Rolle des starken Außenseiters.

Champions League	Achtelfinale
Apoel Nikosia – Real Madrid	Di., 20.45 Uhr
Benfica Lissabon – FC Chelsea	Di., 20.45 Uhr
Oly. Marseille – Bayern München	Mi., 20.45 Uhr
AC Mailand – FC Barcelona	Mi., 20.45 Uhr
Rückspiele: 3. und 4. April	

Sport live im Fernsehen

SAT.1: 20.15 Uhr: Fußball, Champions League, Viertelfinale, Hinspiel: Olympique Marseille – FC Bayern München.

EUROSPORT: 8.35 Uhr und 13.30 Uhr: Snooker, China Open in Peking. 19 Uhr: Tennis, WTA-Turnier in Miami/USA, Viertelfinale. 20.45 Uhr: Eiskunstlauf, Weltmeisterschaften in Nizza.

SPORT1: 20.15 Uhr: Handball, Bundesliga: THW Kiel – Füchse Berlin.

(Durch kurzfristige Absagen oder Verschiebungen können sich Übertragungszeiten ändern.)

Sport



Große Ziele: „Ich möchte wieder einer der besten Spieler der Welt werden“, sagt Franck Ribéry.

Foto dpa

Einmal mit Messi messen

Franck Ribéry ist auf dem Weg zurück zu alter Größe. Die Partie gegen seinen ehemaligen Klub Olympique Marseille kommt zur rechten Zeit, um sein Image in Frankreich aufzupolieren.

Von Christian Eichler

MARSEILLE. Uli Hoeneß war vor der Abreise nach Marseille ungewöhnlich bescheiden in seinen Erwartungen: „Ein Unentschieden muss reichen“, erklärte der Präsident des FC Bayern. Franck Ribéry sah das völlig anders. Er sagte: „Ich muss gewinnen.“ Ribéry verleiht Flügel. Der Franzose knüpft in dieser Saison an die Leistungen an, mit denen er 2007 die Bundesliga begeisterte – als er als Frankreichs „Fußballer des Jahres“ aus Marseille kam und sich ein Jahr später diese Auszeichnung auch in Deutschland verdiente. Doch nun erwartet den Nordfranzosen in Südfrankreich eine ganz neue, eine schwierige Situation. Es ist sein erstes Spiel gegen seinen früheren

Marseiller Malaise

„Vorsicht, wir sinken!“ – wie sich Olympique gegen die bayrische Torflut wappnen will

FRANKFURT. Dass brüderliche Einigkeit in Frankreich keine überholte Revolutionsparole, sondern das sportliche Gebot der Stunde ist, hat die nationale Fußballliga vor den Viertelfinalspielen in der Champions League bewiesen. In solidarischer Verbundenheit willigte Tabellenführer Montpellier in die Verschiebung einer für Samstag terminierten Meisterschaftspartei ein, um Ligakonkurrent Olympique Marseille mehr Regenerationszeit zwischen den beiden Begegnungen mit dem FC Bayern München an diesem Mittwoch und kommenden Dienstag zu ermöglichen. Marseille vertrete als letzter Verein im Wettbewerb schließlich die Interessen des gesamten französischen Fußballs, unterstrich die Profiliga LFP die nationale Bedeutung des französisch-bayerischen Rendezvous und verschob die Partie gegen Montpellier bereitwillig auf April.

In München reagierte man – anders als vor zwei Jahren – ausgesprochen gelassen auf die Nachricht aus dem Nachbarland. 2010 hatte dieselbe Vorgehensweise von Olympique Lyon noch für bayerischen Protest gesorgt und zu einer Beschwerde bei der Europäischen Fußball-Union wegen unfairer Vorteilsnahme geführt. Dass sich an der Isar diesmal niemand echauffierte, dürfte entscheidend auf dem Vertrauen in die eigene Überlegenheit beruhen. Denn der Gegner dümpelt – weit entfernt von den eigenen Ansprüchen und den internationalen Rängen – im Mittelfeld der Tabelle und droht nach einer äußerst sinistren Serie von zuletzt sieben Spielen ohne Sieg sogar das Minimalziel Europa-League zu verfehlen. Der mokante Münchner Kommentar, dass dem Tabellenneunten „ein bisschen Ruhe“ daher „sicher gut“ tue, wurde in Marseille als Provokation verstanden.

Klub. Und die Rückkehr in ein fremd gewordenes Land.

Auch bei Olympique, dem Team, das er als Junge verehrte und in dem er als Mann ein Star wurde, war er mal der große Publikumsliebbling. Doch nun sind die Experten uneins, ob Ribéry an diesem Mittwoch im Viertelfinale der Champions League von seinen früheren Fans als Freund oder als Feind empfangen wird. „Er ist kein Freund mehr, er ist jetzt Gegner“, glaubt Franz Beckenbauer, der 1990 für eine Saison Trainer und Technischer Direktor in Marseille war. „Das Publikum dort ist fanatisch, der Gegner wird gnadenlos ausgepiffen.“

Mögliche Animositäten lägen aber nicht allein an Ribérys Weggang, der Olympique 25 Millionen Euro brachte, sondern auch an seiner Rolle beim skandalösen WM-Auftritt des Nationalteams 2010 in Südafrika, der in einem Spielerstreik gipfelte. Und an seiner Beteiligung an einem Rotlichtskandal um eine minderjährige Prostituierte. Seitdem ist das Image in der Heimat ruiniert. „Ich möchte wieder beliebt werden in Frankreich“, sagte Ribéry nun dem „Kicker“. „Das Spiel in Marseille kann mir vielleicht helfen dabei.“ Die Hilfe hätte er verdient, schließlich ist Franck Ribéry der hilfsbereiteste Fußballprofi der Bundesliga. „Ich ziehe es vor, der Vorbereiter zu sein“, sagt er über sein Rollenverständnis. „Vielleicht fehlt mir der Torinstinkt.“ Dabei hat er in dieser Saison auch elf Liga-Tore

selbst erzielt. Doch selbstlos brilliert er mehr, anders als der Flügel-Kollege Arjen Robben. Mit seinen 16 Torvorlagen ist Ribéry der mit Abstand netteste Kollege unter allen Bundesligaprofis.

Vor allem aber wird sein Wert vom Timing belegt, mit dem Ribéry Tore vorlegt oder selbst erzielt. Der FC Bayern hat in der Bundesliga alle 17 Spiele, in denen er in Führung ging, am Ende gewonnen (aber nur eins nach Rückstand). Und in mehr als der Hälfte aller Fälle war es Ribéry, der dieses erste Tor, das sein Team so dringlich braucht, erst möglich machte – so wie am Samstag beim 2:1 gegen Hannover, als er auf der linken Seite wegzog und die Vorlage gab, die über Robben zum Torchützen Toni Kroos gelangte. Ribéry wirkt nicht immer so spektakulär wie in seinem ersten Münchner Jahr, dafür effizienter. Und mehr denn je ist er vor allem eines: der Türöffner der Bayern.

Nun will er sich selbst eine Tür öffnen – die in den Kreis der besten Spieler Europas. Dort schien er nach ein, zwei Münchner Jahren schon angekommen. Real Madrid bot horrende Summen, die Bayern kämpften um ihn, er blieb, verlängerte bis 2015 – und litt dann unter einer bösen Knieverletzung, mehr noch unter dem neuen Trainer Louis van Gaal, der mit Lustfußballspielern nie viel anfangen konnte. Da war das Interesse von Klubs wie Real oder Chelsea dann weg, ein Karriereknick. Erst mit Jupp Heynckes kehrten beim Franzosen die alte Freude und Lockerheit zurück. „Der Spaß ist wieder

da“, fand Ribéry. „Ich spüre sein Vertrauen, seine menschliche Art“, so lobte er den Trainer im Uefa-Magazin „Champions“. „Außerdem bin ich unglaublich glücklich über die Geburt meines Sohnes. Und wenn ich glücklich bin, siehst du das auf dem Fußballplatz.“

Bisher sieht man das aber nur auf deutschen Fußballplätzen. Wirklich große Auftritte hatte Ribéry nur auf deutschem Boden – zuerst bei der WM 2006, als er zum Jungstar des WM-Zweiten Frankreich aufstieg, dann in fast allen Stadien der Bundesliga. Die Darbietungen auf europäischer Klubebene aber endeten für Ribéry mit den Bayern stets mit heftigen Frusterlebnissen: 2008 im Uefa-Cup das 0:4 in St. Petersburg, in der Champions League 2009 das 0:4 in Barcelona, 2010 das wegen einer Sperre verpasste (und verlorene) Endspiel gegen Inter Mailand, 2011 der Achtelfinal-Kollaps gegen Inter.

Bringt 2012 die Wende? Ewig Zeit bleibt nicht, Ribéry mag zwar rennen, als wäre er 19, wird aber nächste Woche schon 29. „Ich will wieder einer der Besten der Welt werden“, sagt er. Die Gelegenheit ist da: erst die alte Heimat Marseille, dann, bei einem Weiterkommen, wohl die alten Verehrer aus Madrid und am Ende womöglich das erhoffte Finale gegen das Traumteam Barcelona. Dort gibt es einen, der alles, was Ribéry kann, vielleicht noch ein wenig besser macht, und er ist fünf Jahre jünger. Aber das wäre es: sich einmal mit Messi messen.

CHRISTIAN EICHLER

Statt des gesperrten Stammtorhüters Steve Mandanda wird Gennaro Bracigliano, der in dieser Saison noch kein Ligaspiel bestritten hat, im Stade Vélodrome im Tor stehen. Seine Generalprobe hat der 32-Jährige bereits gründlich verpatzt; beim schwachvollen Pokal-Aus gegen einen Drittligisten in der vergangenen Woche zeigte der Ersatzmann große Unsicherheiten und kassierte drei Treffer. Auch sein einminütiger Champions-League-Einstand im Achtelfinal-Rückspiel gegen Inter Mailand war wenig glücklich. Nachdem Mandanda in der letzten Minute der Nachspielzeit mit Rot vom Platz gestellt worden war, hielt der eingewechselte Bracigliano den fälligen Strafstoß nicht. Gegen Bayern rechne er mit weiteren zwanzig Gegentreffern, scherzte Bracigliano vor seiner heiklen Aufgabe mit vorsorglichem Galgenhumor.

Doch die Defensive ist nicht die einzige Schwachstelle. Die gesamte Mannschaft präsentiert sich zuletzt als Schar ohne Einheit, der nicht nur spielerisches Vermögen, sondern vor allem Einsatz und Bereitschaft fehlten. Seine Spieler hätten nicht mehr genug Benzin im Motor, der Drei-Tages-Rhythmus, in dem sie seit Januar fast dauerhaft gefordert sind, hätte sie physisch und psychisch ausgelaugt, hatte Deschamps die matten Auftritte seines Teams zu erklären versucht und offengelassen, mit welcher Rettungsstrategie er sich der erwarteten bayerischen Torflut erwehren will. Für den potentiellen Untergang gewappnet scheinen allein die Anhänger Marseilles zu sein: Unter dem Motto „Vorsicht, wir sinken!“ riefen mehrere Fanklubs die Zuschauer Anfang der Woche dazu auf, gegen die Bayern mit Schwimmwesten ins Stadion am Hafen zu kommen.

CHARLOTTE SCHNEIDER

Stadionverbot – na und?

Von Michael Horeni

Am Ende war es dann wohl ein Phantomjubiläum, mit dem die Frankfurter Profis ihren großen Schritt in Richtung Bundesliga-Aufstieg feierten. Die Mannschaft ging geschlossen nach dem 4:0 bei Union Berlin zu einem vollbesetzten Eintracht-Fanblock, der eigentlich leer sein musste, und ließ sich von Anhängern hochleben, die gar nicht da sein durften. Damit war das Urteil des Tages über das Urteil des DFB gesprochen, das den Frankfurter Fans den Besuch des Auswärtsspiels in Berlin eigentlich höchstsportrichterlich untersagt hatte.

Der Deutsche Fußball-Bund hat nun auch in Berlin erlebt, wie seine Rechtsprechung vollkommen ins Leere läuft gegenüber einer Anhängerschaft, die sich aus einer Strafe einen Spaß macht und all die Lücken nutzt, die es dafür im Stadion und in der rechtsstaatlichen Wirklichkeit gibt – und damit nur zu gerne die begrenzte Autorität des Verbandes freudig und listig untergräbt.

Der DFB hat in diesen Tagen, wenn er Fans kollektiv vom Fußball ausschließen will, immer wieder erkennen müssen: Seine Urteile sind von gestern. Sie können mit der Ultra-Jugendbewegung nicht mehr Schritt halten. Der Verband hat sich das jetzt eingestanden. Zumindest der Ausschluss von Anhängern bei Auswärtsspielen werde künftig als Strafe nicht mehr gefordert, hat Vizepräsident Koch angekündigt. Aber das alleine wird kaum reichen, um den tiefen Graben zwischen Fans und Funktionären zu überwinden. Der Widerstand aus der Kurve ist weit machtvoller, als es dem DFB recht sein dürfte.

Vor einer Woche hatten sich rund fünfhundert Dresdner Fans ins Frankfurter Stadion geschmuggelt. Vor vierzehn Tagen verkaufte Dresden für sein Heimspiel gegen Ingolstadt, das nach dem Urteil des DFB-Sportgerichts ohne Zuschauer stattfand, trotzdem 40.000 „Geisterspiel“-Tickets – und Tausende unterstützten ihr Team vor dem Stadion. In Berlin haben sich nun die Ultras der beiden Klubs solidarisiert, in ihrem Protest gegen Kollektivstrafen sowie der Beschimpfung des DFB während des Spiels – unter Beifall auch von der Haupttribüne. Die Berliner waren zudem wohl auch bei der Beschaffung von Eintrittskarten für die Ausgesperrten behilflich, und als sich die Frankfurter Fans aus den verschiedenen Blöcken im Stadion aufmachten, „ihren“ Gästeblock zu entern, applaudierten die Union-Fans. Die Ordnungskräfte sahen ihre Aufgabe darin, den Zugang zum abgesperrten Block bald zu öffnen, um die Sicherheit im Stadion zu gewährleisten, und nicht darin, einem Urteil eines Sportgerichts nachträglich Geltung zu verschaffen.

Die Atmosphäre war dann so, wie sie sich der Fußball nur wünschen kann: friedlich und fröhlich, ein Hauch von Happening lag in der Berliner Luft, ein stimmungsvoller Abend, ganz ohne Pyrotechnik. Alltag ist das in deutschen Stadion längst nicht. Es war ein Abend den die Ultras und der DFB so schnell nicht vergessen werden – vielleicht war es auch ein Anfang.

DFB denkt um bei Fan-Strafen

FRANKFURT (dpa). Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) muss umdenken: Das Stadionverbot für Fußball-Fans bei Auswärtsspielen ihrer Mannschaft hat sich als untaugliche Strafe erwiesen. Beim Frankfurter 4:0-Sieg am Montagabend bei Union Berlin waren rund 1000 Eintracht-Anhänger trotzdem dabei. Der DFB zog daraus am Dienstag Konsequenzen. Künftig wird der Kontrollausschuss nach Ausschreitungen beim DFB-Sportgericht nicht mehr beantragen, dass Fans bei Auswärtsspielen ausgeschlossen werden. „Bei uns ist wahrgenommen worden, dass die ausgesprochene Sanktion ihren Zweck nicht erfüllt hat“, sagte Rainer Koch, Vizepräsident für Rechts- und Satzungsfragen beim DFB. Der Jurist geht davon aus, dass das DFB-Sportgericht als unabhängiges Gremium solche Strafen nicht mehr aussprechen wird. Koch will die Verantwortung für künftige Urteile aber nicht nur an die Sportgerichtsbarkeit abschieben. Er forderte den gesamten Fußball auf, über neue Wege nachzudenken. „Wir wollen die Liga und die Klubs mitnehmen und die Zeit bis zum Saisonende nutzen, damit wir uns für die neue Saison aufgestellt haben.“ Ziel bleibe, Ausschreitungen zu verhindern. Kein Thema seien Punktabzüge. Auch bei hohen Geldstrafen sei die Belastbarkeit mancher – vor allem unterklassiger – Vereine begrenzt.



Katzenjammer in Marseille: Brandao trauert für Olympique.

Foto Reuters

Feuilleton

Eine der besten Malerinnen unserer Zeit feiert im Oktober ihren siebzigsten Geburtstag. Wäre das nicht ein Anlass für eine Museumsretrospektive in München, der Stadt, in der Anita Albus geboren wurde und in der sie seit 1964 lebt? Oder wenigstens für ein Gesamtverzeichnis ihrer Werke? Würde man denken, ist aber nicht so. Stattdessen eröffnete jetzt ein kleines stadtgeschichtliches Museum im Norden der Republik die Ausstellung „Von seltenen Vögeln und Pflanzen“ und zeigt, was noch in keinem Museum zu sehen war: eine Gesamtschau des künstlerischen Werks. Knapp fünfzig Bilder sind in den Räumen des Detlefsen-Museums versammelt, eines Palais aus der Renaissancezeit, das in dem malerischen Städtchen Glückstadt liegt, eine halbe Stunde außerhalb von Hamburg. Glückstadt ist, so gesehen, ein Glücksfall: Es befindet sich in sicherer Entfernung zu den großen Kunstzentren und der vorherrschenden Meinung darüber, wie zeitgenössische Kunst auszusehen habe. Wer über Anita Albus schreibt, muss nämlich immer zwei Geschichten erzählen. Die eine, die davon handelt, was ihre Malerei auszeichnet. Die andere, die erklärt, warum kein großstädtisches Kunstmuseum ihre Werke zeigen will.

Die erste Geschichte beginnt 1942, als die Künstlerin in München geboren wird. Der Vater: ein Chemiker. Der Großvater: ein Chemiker. Der Urgroßvater: noch ein Chemiker. Der Urgroßvater war außerdem ein Schüler und Assistent von Justus Liebig, dem Begründer der modernen Lebensmittel- und Landwirtschaftschemie. Nach heutigem Verständnis wäre eine Tochter, die aus einem derart naturwissenschaftlich geprägten Elternhaus kommt und Künstlerin wird, eine, die der Familientradition den Rücken kehrt, um sich etwas anderem zuzuwenden. Die spröde Naturwissenschaft hier, die schönen Künste dort. Das ist aber zu modern gedacht. Wer die vormoderne Kunstgeschichte kennt, wird wissen, dass es geradezu folgerichtig ist, wenn die Tochter eines Chemikers zu malen beginnt. Denn bevor Farben in Tuben gekauft werden konnten, war jeder Maler auch Chemiker. Und die besten Maler waren die besten Chemiker, weil sie wussten, welches Pigment wie verarbeitet und aufgetragen werden musste, um das Gemalte weich, samtig, glühend oder durchscheinend wirken zu lassen.

Zu den Letzten, die noch ihre eigenen Farben erfanden, zählte der unübertroffene englische Vogelmaler John Gould. Mit Öl und Blattgold mischte Gould eine Lasur, die dem Gefieder der Kolibris in seinen Werken den metallischen Glanz ihrer lebenden Vorbilder verleihen sollte. 1851 ließ er seine Erfindung patentieren und stellte sie zwischen Dampfmaschinen und Schiffsschrauben auf der Londoner Weltausstellung aus. So viel zum Verhältnis von Kunst und Wissenschaft.

Die Pointe der ersten Geschichte lautet: Auch Anita Albus ist eine Erfinderin. Die Art, wie sie malt, konnte sie nicht auf der Folkwangschule in Essen-Werden lernen, wo sie von 1960 bis 1964 Grafik studierte; und die Farben, die sie verwendet, kann sie noch immer in keinem Geschäft kaufen. Die Pigmente Bleiweiß, Grünspan oder Pfirsichkernschwarz stellt Anita Albus selbst her. Sie mischt die Lösungen und Emulsionen, verleiht den Farben mit Honig oder Gummiarabicum Geschmeidigkeit, behandelt die Holz-, Kupfer- oder Leinwandoberflächen ihrer Gemälde oder färbt das Papier für ihre Aquarelle ein.

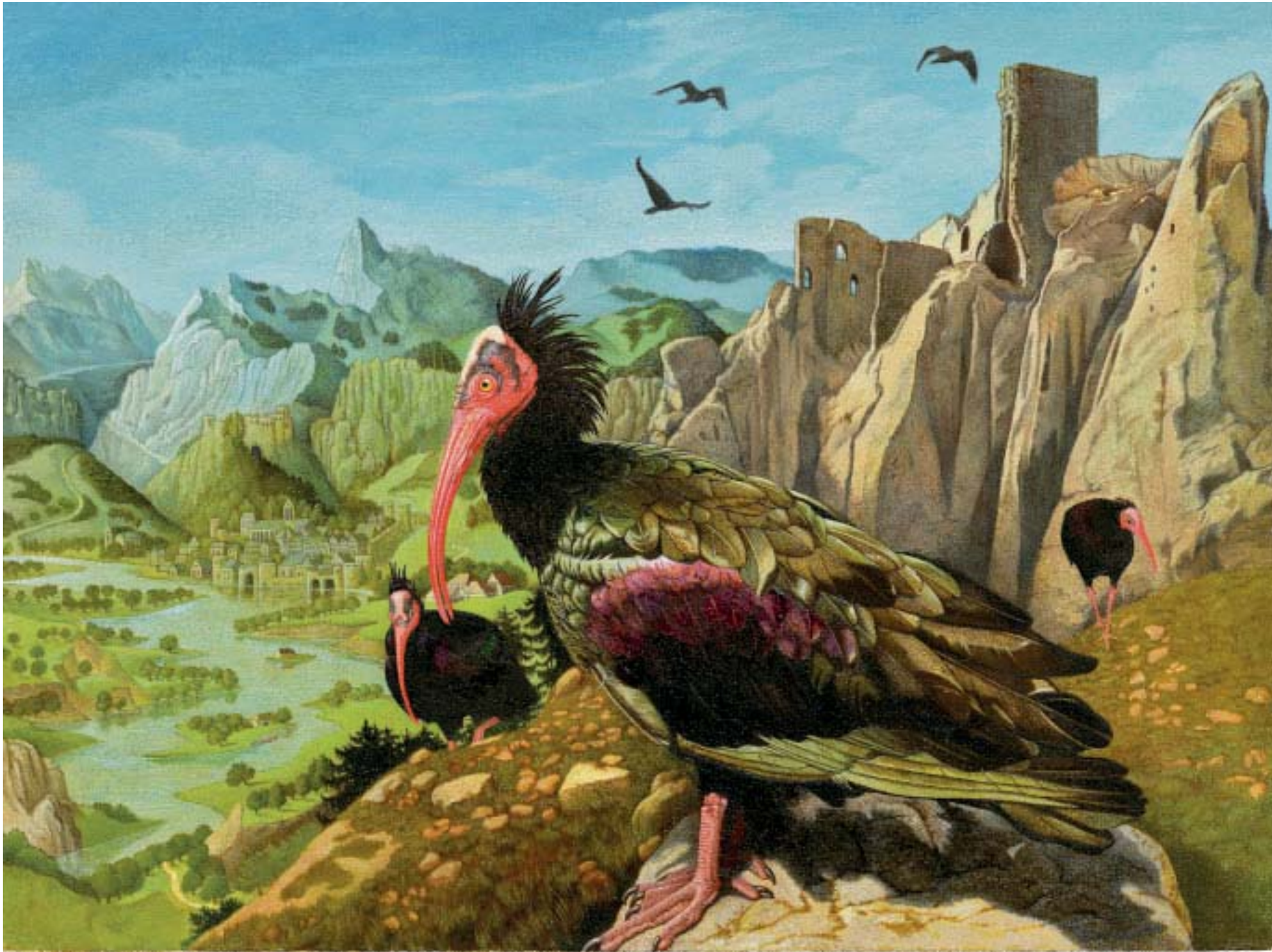
Wer im Detlefsen-Museum die Holzterrasse in den ersten Stock hinaufsteigt, kann sehen, warum sich diese Mühe lohnt. Gleich im ersten der beiden Ausstellungsräume hängt das Gemälde „Waldrappe in Weltlandschaft“, und deren Gefieder leuchtet so metallisch, dass John Gould, wäre er noch am Leben, die Künstlerin der Industriespionage beschuldigen müsste. Eine Wand weiter hängt die „Landschaft mit Eisvögeln“. Aus dem Wasser scheint ein geheimnisvolles Glühen aufzusteigen, das sich kurz vor der Oberfläche verliert.

Wer sich fragt, wie dieser Eindruck entsteht, kann es bei Anita Albus nachlesen. In ihrem Buch „Die Kunst der Künste“ von 1997 hat sie versucht, das Rätsel zu lösen, wie es dem flämischen Maler Jan van Eyck gelang, seinen Farben die vielgepriesene Tiefenwirkung zu verleihen. Und sie gab – wie kann es anders sein – die Antwort einer malenden Chemikerin: Es seien „die konsequente Nutzung der optischen Wirkungen unterschiedlicher Korngrößen“ bei den Pigmenten und die „Sandwich-Anordnung“ dreier Farbschichten, die das Licht in die Tiefe des Bildes lockten, um es dort mehrfach zu brechen. Die gleiche Technik findet man bei Anita Albus. Und was man nicht vergessen darf: Kein industrielles Pigment kann dabei mithalten. Die Körner sind zu fein und gleichmäßig gemahlen, die Farben wirken deshalb häufig flach und teigig.

Überzeugt? Noch nicht? Eine gute Technik macht noch keine große Kunst? Dann muss an dieser Stelle noch etwas erklärt werden: In der Malerei gibt es, grob gesprochen, zwei Arten, Lichteffekte zu produzieren. Die Unterscheidung ist einfach – auch für den Laien. Die eine besteht darin, mit Hell- und Dunkelkontrasten Glanzlichter und Schatten nachzuahmen, so dass das Auge getäuscht wird und die dreidimensionale Wirkung eintritt. Der Spuk hört auf, wenn man nahe an das Bild herantritt und es wie-

Echter als die Wirklichkeit

Zwei Geschichten kann man über Anita Albus erzählen: Eine handelt von angewandter Naturwissenschaft, die andere von angewandten Vorurteilen. Eine Ausstellung in Glückstadt bietet den willkommenen Anlass, über diese bedeutende Malerin nachzudenken.



Mit almeisterlicher Technik lockt Anita Albus das Licht in die Tiefe des Bildes: „Waldrappe in Weltlandschaft“, aus den neunziger Jahren

Abbildungen Detlefsen-Museum/Anita Albus



Malerei als Schule des Sehens: „Das Haus im Haus“ und „Der Waldboden“ aus dem Kinderbilderbuch „Der Himmel ist mein Hut, die Erde ist mein Schuh“ von 1973 sowie das Aquarell „Ananasblume“ von 1987



der in Farbfeldern auseinanderfällt. Etwas völlig anderes ist es, Pigmente wie geologische Schichten aufzutragen, so dass sich das Licht, wenn es die Ebenen durchwandert, mehrfach bricht und damit die Farben strahlen lässt. Schmetterlingsflügel, Vogelfedern bringt dieses Prinzip in der Natur zum Leuchten – in der Kunst die Gemälde von Anita Albus. Es geht also um mehr, als einen Effekt zu produzieren. Anita Albus' Malerei gleicht sich der Methode an, die in der Natur die Gegenstände hervorbringt, die sie festhält.

Und an dieser Stelle müssen wir die zweite Geschichte erzählen. Warum will kein Kunstmuseum diese Kunst ausstellen? Einfach formuliert: weil sie nicht passt. Weil sie an eine Tradition anknüpft, die man für abgeschlossen hält.



Anita Albus

Foto Isolde Ohlbaum

Naturalistische Naturdarstellung ist das, was die Avantgarden im neunzehnten Jahrhundert beendeten, als sie zuerst die Zentralperspektive, dann den Tiefenraum und schließlich die Gegenständlichkeit verabschiedeten. Was dann folgte, ist bekannt: Minimal Art, Pop-Art, Konzeptkunst. Kunstströmungen also, denen wir großartige Kunstwerke verdanken, ganz ohne Zweifel.

Aber bedeutet es, dass die Malerei von Anita Albus nur ein antimoderner Manierismus ist? Eine Pose? Auch auf diese Frage gibt die Glückstädter Schau eine Antwort. Anita Albus veröffentlichte ihre Werke zuerst in Büchern, etwa dem Kinderbilderbuch „Der Himmel ist mein Hut, die Erde ist mein Schuh“ von 1973. In diesen frühen Gemälden, die auch in Glückstadt gezeigt werden, trifft der Betrachter alte Bekannte der Kunstgeschichte. Die Schlange, zum Beispiel, die sich in „Der Waldboden“ zwischen zwei Pilzen hindurchschleicht, ist ein Wiederhänger der Schlange, die der holländische Stilllebenmaler Otto Marseus van Schrieck 1662 durch das Unterholz schickte.

Ja, hätte sich Anita Albus darauf beschränkt, mit immer vollkommeneren Techniken die Werke Alter Meister nachzuahmen, wäre sie in eine Sackgasse geraten. Es ist schließlich kein Wert an sich, aus der Zeit zu fallen. Niemand muss gepuderte Perücken tragen, nur weil diese mit Beginn des modernen Zeitalters aus der Mode gerieten. Und niemand – mit Ausnahme des Restaurators – muss eine

kunstvolle Technik am Leben halten, wenn diese uns heute nichts mehr sagt. Aber genau darum geht es bei Anita Albus: In ihren frühen Gemälden ahmte sie nicht nach, sondern schulte sich an den Alten Meistern. Sie lernte zu sehen, wie die Stilllebenmaler sehen konnten. Denn Stilllebenmalerei war kein Selbstzweck. Stilllebenmalerei war ein Entdeckungswettbewerb, ein Überbietungsgefecht. Die Künstler übertrafen sich in der Genauigkeit der Beobachtung, sie sahen Phänomene, Dinge, Details, die dem ungeschulten Auge entgehen. Die Borste eines Fliegenbeins oder die durchsichtigen Gefäße mancher Pflanzen; die Lichtspiegelung in einem Glas, die glitschige Fäulnis eines verwesenden Pilzes. Und um diese Entdeckungen mitzuteilen, erfanden die Maler ihre erstaunlichen Techniken.

Es ist eine Binsenweisheit, dass wir nur denken können, wofür wir Namen, Wörter, Begriffe haben. Wir können aber auch nur sehen, wofür wir Pigmente, Farben und Formen haben. Kurzum: Wir sehen die Welt, indem wir sie abbilden. Bis heute kann es keine Fotografie mit der Kunst der Stilllebenmalerei aufnehmen.

Was Anita Albus von den Alten Meistern lernte, zeigt in Glückstadt der Raum mit ihren Pflanzenaquarellen. Sie wurden 2007 in ihrem Buch „Das Botanische Schauspiel“ veröffentlicht, aber natürlich kann keine Reproduktion mit den Originalen mithalten.

Es sind seltene und zarte Organismen, deren Samen häufig aus entlegenen Regionen stammen und die Anita Albus in

ihrem Garten aufzog, um sie malen zu können. Mit den feinsten Pinseln registriert sie jedes Fältchen auf den Blättern oder die ersten braunen Adern im Blütenblatt, die davon zeugen, dass es bald welken wird. Von Naturalismus zu sprechen wäre falsch. Die Wirklichkeit ist nicht so eindeutig, wie der Begriff vorspiegelt. Kurzum: Nicht jeder, der eine Pflanze betrachtet, würde sehen, was Anita Albus sieht. Aber wer ihre Bilder sieht, erhält die Chance, eine Pflanze mit solchen Augen zu sehen.

Auf dem Buchmarkt feiert Anita Albus übrigens längst Erfolge, im Literaturbetrieb kennt und schätzt man ihr Werk. Bücher wie „Von seltenen Vögeln“ und „Das botanische Schauspiel“ wurden mit Preisen ausgezeichnet und in andere Sprachen übersetzt. Zu ihren größten Bewunderern zählte der Ethnologe Claude Lévi-Strauss. 1980 schrieb er den Katalogtext für Anita Albus' bisher erste und einzige Ausstellung in einem Kunstmuseum – der Münchner Villa Stuck.

Wer vor fünfzig Jahren Joseph Beuys nicht ausstellen wollte, den würde man heute als borniert betrachten – zu Recht. Nur haben sich die Zeiten geändert. Kein Museumsdirektor lacht heute über die Fettecke. Die neue Borniertheit besteht darin, ein Pflanzenstillleben zu verachten. Der Preis ist die selbstverschuldete Monotonie des zeitgenössischen Ausstellungsbetriebs.

JULIA VOSS

Von seltenen Vögeln und Pflanzen. Das künstlerische Werk von Anita Albus. Im Detlefsen-Museum in Glückstadt bis 21. Oktober. Kein Katalog.

Wangenwerbung

Hager, hungrig, hoffnungslos. So beschrieb der Reiseschriftsteller Rudolf Cronau die seltsamen Gestalten, denen er auf den Straßen amerikanischer Großstädte begegnet war: dünne, schattenhafte Männer, die zwischen zwei Pappscheiben steckten. Die meisten waren Greise oder Invaliden, die für ein lausiges Entgelt als Sandwichmänner durch die Straßen liefen, eingeklemmt zwischen ihren Werbebotschaften wie das Würstchen zwischen zwei Semmelhälften. Für alle, die ihre Brötchen mit ehrlicher Hände Arbeit verdienen wollten, war dieser Job damals, im späten neunzehnten Jahrhundert, die letzte Chance. Im digitalen Zeitalter sind die Nachfolger der Sandwichmänner das genaue Gegenteil ihrer Vorläufer, nämlich jung, smart und optimistisch. Geld haben sie zwar auch nicht, dafür aber Schulden in Höhe ihrer kreditfinanzierten Studiengebühren. In Cambridge etwa, wo Ed Moyse und Ross Harper studiert haben, kommen da schnell mal umgerechnet 30 000 Euro pro Nase zusammen. Deshalb sind die beiden Absolventen der englischen Elite-Hochschule auf die clevere Geschäftsidee verfallen, ihre faltenfreien jungen Gesichter als Werbefläche zu vermieten. Der Name ihres Unternehmens lautet „Buy my face“ und bringt die Sache auf den Punkt: Gegen Gebühr pinseln sich die beiden Jungunternehmer jede erdenkliche Vorlage ins Gesicht, vom Firmenlogo bis zum Namen der Liebsten, die erobert werden soll, und laufen dann als zweibeinige Werbefläche an jeden gewünschten Ort. Technologisch gesehen, steht das Unternehmen mit einer Backe im Internetzeitalter, denn die Kunden werden online gesucht und gefunden, mit der anderen Backe jedoch in jener grauen Vorzeit, als die Menschen anfangen, sich die Gesichter anzumalen, um böse Geister abzuwehren. Der Preis einer solchen Kleinanzeige berechnet sich nicht nach Quadratzentimetern, da wären Pfannkuchengesichter endlich einmal im Vorteil, sondern nach Zeit. Am Anfang lag der Tarif bei einem Pfund am Tag, mittlerweile ist er infolge großer Nachfrage kräftig gestiegen. Das Geschäftsmodell ruiniert auf Dauer zwar die Pfirsichhaut, soll aber in knapp sechs Monaten schon mehr als 38 000 Euro eingebracht haben. Davon abgesehen, dass der Begriff Generation Facebook hier um eine hübsche Nuance erweitert wird, könnte die Wangenwerbung den Ehrgeiz so manches Werbestrategen wecken. Die Kosmetikindustrie zum Beispiel dürfte nun keine Ruhe mehr geben, bevor nicht jeder Mensch den Markennamen seiner Pflegemittel gut sichtbar mitten in der Visage trägt. Dass man dann nicht einmal mehr in Gesichtern wird lesen wollen, steht auf einem anderen Blatt. **igl**

Am Schwarzen Berg

Die SWR-Bestenliste im April

Anna Katharina Hahn führt mit ihrem Roman „Am Schwarzen Berg“ die Bestenliste des SWR im April an, gleichauf mit den „Parallelgeschichten“ des Ungarn Péter Nádas. „Hoppe“ von Felicitas Hoppe steht an dritter Stelle. Die Plätze vier und fünf teilen sich mit gleicher Punktzahl „Blaue Stunden“ von Joan Didion und „Imperium“ von Christian Kracht. Patrick Modianos „Im Café der verlorenen Jugend“ belegt Rang sechs, Rang sieben Thomas von Steinaecker „Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen“. „Gutgeschriebene Verluste“, der Erinnerungsroman von Bernd Cailoux, steht an achter Stelle. Die Romane „Bugatti taucht auf“ von Dea Loher und „Das Wiesenhaus“ von Christoph Schmitz teilen sich bei gleicher Punktzahl die Plätze neun und zehn. **F.A.Z.**

Heute

Die Verführung spielt mit

Nicht immer droht Suchtgefahr, wenn Teenager in die Welt der Computerspiele abtauchen. Zwei Sachbücher versuchen, das Thema nüchtern anzugehen. **Seite 26**

Nie sollst du sie befragen

Eine Journalistin recherchiert über Prostitution und kommt sich dabei selbst auf die Spur: Der Film „Das bessere Leben“ bietet eine Glanzrolle für Juliette Binoche. **Seite 27**

Im Traumkorridor der Liebe

Bei Gregg Araki ist alles erlaubt, wenn auch am Ende der Lust und der Offenbarungen zwischen allen möglichen Geschlechtern die Welt hochgeht: „Kaboom“. **DVD 28**

Kaufe tausend Krankenakten

Seitenwechsel für Datenschleudern: Ein Onlinepiel macht unbedarfte Facebook-Nutzer zu staunenden Datenhändlern. Die Beta-Version gibt erste Einblicke. **Medien 29**

Literatur

Die Feldgarde rückt aus

Humofix und Pfefferminz:
Die Journalistin Mely Kiyak hat sich von den Benediktinerinnen der Abtei Fulda in die Geheimnisse der Gartenarbeit einführen lassen.

Sie hätten sie freundlich aufgenommen und ihr „Haus und ihre Herzen“ geöffnet, schreibt Mely Kiyak in ihrer Dankesadresse an die Benediktinerinnen der Abtei Fulda. Eine Deutsch-Orientalin – so hat sich die Journalistin, deren Eltern Kurden sind, einmal selbst bezeichnet – im Kloster? Was suchte sie dort? Sie hat es in dem schmalen Buch, das aussieht wie die frühen, mit Pflanzenornamenten geschmückten Bändchen aus dem Insel Verlag, nur im Nachwort lapidar erklärt: gärtnern lernen. In die innere Klosterwelt einzudringen, hat sie gar nicht erst versucht. Stattdessen hat die streitbare Teilnehmerin der Islamkonferenz die Klostergärten bewundert und den frommen Schwestern zugehört. Die haben ihr von grünen Anbaumethoden erzählt, aber auch, wie die Abtei bis heute überlebt hat.

Der Garten, vielmehr die biodynamische Landwirtschaft – eine Zeitlang besaßen sie auch Groß- und Kleinvieh –, spielt da nicht nur zur eigenen Versorgung eine große Rolle. Die Benediktinerinnen in Fulda gehören zu den ersten Biolandwirtinnen. Mit ihrem Gemüse, Pfefferminztee und Humofix, dem Pulver, das Kompost in wenigen Wochen zu Humus verwandelt, machen sie noch heute bescheidene Geschäfte. Nach wie vor sind sie weitgehend auf eigene Einkünfte angewiesen. Das Wundermittel Humofix hatte die kundige Schwester Laurentia durch englische Ordensschwestern kennengelernt. Es wirkt ähnlich, aber „ohne Vollmond und Hokuspokus“, wie Rudolf Steiners Schnellkomposter; getrocknete Brennnessel und andere Unkräuter sind Hauptbestandteile.

Im Sommer zog die „Feldgarde“, so haben sich die Nonnen und Novizinnen selbst genannt, hinaus, um Kamille, Schafgarbe und Löwenzahn zu sammeln. Beten kann man auch in Feld und Flur.



Mely Kiyak:
„Ein Garten liegt verschwiegen ...“. Von Nonnen und Beeten, Natur und Klausur.

Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2011. 118 S., geb., 12,- €.

Agathe kann auf sechzig Jahre Abtei Fulda zurückblicken. Nicht nur während des Nationalsozialismus ging es schlichtweg ums Überleben. Anfang der fünfziger Jahre beteten und arbeiteten noch hundert Nonnen in den Klostergärten, heute sind es nur noch acht- und zwanzig, und die meisten von ihnen sind alt. Lazarett, Uniformschneiderei, Flüchtlings- und Altenheim – alles ist die Abtei schon einmal gewesen. Ob sie weiterhin bestehen bleiben wird? Von Humofix und anderen zeitgemäßen verkäuflichen Erzeugnissen hängt es nicht ab, auch nicht von so wohlwollenden Berichten wie dem von Mely Kiyak, die, wie nicht anders zu erwarten, nur von weit außen und manchmal auch reichlich dürr die fremde Klosterwelt beschreiben konnte. MARIA FRISÉ



Es grünt: Garten der Benediktinerinnenabtei zur Heiligen Maria in Fulda

Foto Imago

Der Geruch des Fastens

Stephan Mendel-Enks Romandebüt „Drei Affen“

Von Familie erzählen: Da kommt man schon mal vom Hundertsten ins Tausendste, wobei sich all der Kleinkram vor dem Hintergrund von großer Geschichte abspielt. Gut und schön. Wieso aber muss man eine übersichtliche Geschichte unnötig komplizieren machen, als sie ist? „Drei Affen“, der Debütroman des schwedischen Journalisten Stephan Mendel-Enk, schildert das Leben einer jüdischen Familie in Göteborg. Jacob heißt der Erzähler. Seine Reminiscenz beginnt mit einem Slapstick-Effekt. Während seine tote Oma in der Kapelle aufgebahrt ist und sich die Verwandten um sie versammeln, stürzt eine der Töchter beim

doch in der Achtsamkeit der Schilderungen des Vaters wider. Er zeigt sich an den Versuchen Jacobs, von Mutter oder Großeltern etwas über den Empfindsamen zu erfahren. Ebenso indirekt bleibt auch der Ausdruck des Vorwurfs gegen die Mutter. Er offenbart sich darin, dass sie wie eine Unperson behandelt, fast ausgeblendet wird.

Das dezente Spiel über die Bande, in dem das Unsägliche lediglich anklingt, ist ein überzeugender Kunstgriff. Gleichzeitig verwandelt er sich aber in ein Problem dieses Romans. Der Autor treibt dieses Spiel nämlich zuweilen reichlich weit, lässt Dinge absichtsvoll offen, um eine Spannung zu erzeugen, die sich dann im Erwartbaren oder gar nicht löst. Jacob bleibt ein Berichterstatte, dem sich vieles nicht erschließt.

Allerdings hört, sieht und sagt er, zuweilen ironisch gebrochen, Kluges über die Schwierigkeiten des Lebens in der Diaspora. Da wird weder geschont noch geschönt, wenn es um die schmatzen, zitternden und schwadronierenden, gleichwohl liebenswerten Großeltern oder den Rabbi geht, der vor Altersschwäche regelmäßig die Torarollen fallen lässt. Erzählt wird von der Sehnsucht nach dem Gelobten Land und von den Gerüchen, die Fastende verbreiten. Der Raum, der einzelnen Ereignissen gegeben wird, lässt sich dabei durchaus als pointierte Kommentierung verstehen: Die Gründung Israels, der Sechstagekrieg und das Schicksal der Urgroßeltern im Holocaust werden weit schneller abgehandelt als eine Reflexion über Butterstullen, Zuckerzeug und Schlagerwettbewerbe. Allerhand kullert dem Leser so murrelnd entgegen. Darin stecken viel Witz, Wahres und Gekanntes. Aber während sich die Details schön ineinanderfügen, bleibt das Bild vom Vater diffus. KIRSTEN VOIGT



Stephan Mendel-Enk:
„Drei Affen“. Roman.

Aus dem Schwedischen von Sigrid C. Engeler. Ullstein Verlag, Berlin 2011. 191 S., geb., 18,- €.

Versuch, die Szene von einem Stuhl aus zu fotografieren, in den offenen Sarg. Berdigungen stimulieren das Erinnern, und so lässt Jacob Erlebnisse mit seinen Großeltern und vor allem mit seinem Vater Revue passieren. Der hat sich einst das Leben genommen, wohl weil er nicht verwinden konnte, dass seine Frau ihn mit ihrem Chef betrog und damit die Familie zerstörte. Eigentlich ist das schon die ganze traurige Geschichte. Aber sie wird nicht chronologisch entfaltet, sondern aus Skurrilitäten, Charakterstudien und Nebensächlichkeiten sprunghaft zusammengeschnitten.

Der Schmerz, der Jacobs Erinnern begleitet, wird verschwiegen. Er hallt je-

Neue Sachbücher



Hineingezogen in eine Welt hinter dem Schirm: Ein kleiner Besucher macht sich auf der Berliner Jugendmesse mit neuen Computerspielen vertraut.

Foto Caro/Teich

Mit dem unbedingten Willen zur Verführung

Wenn Kinder in Computerspielen versinken und endlos im Netz surfen, sind Eltern schnell alarmiert. Aber was weiß man eigentlich über Spielsucht im Internet? Zwei Bücher sondieren das Terrain.

Amerikanische Teenager simsen am Tag durchschnittlich sechzig Botschaften, manche schaffen locker hundert. Im Videospiel „Medal of Honor“ kann man in einem virtuellen Afghani- stan wahlweise Taliban oder amerikanische Soldaten töten. Cybermobbing ist zum heißen Thema für Thrillerautoren avanciert. Soziale Netzwerke wie Facebook stehen zunehmend in der Kritik, die Preisgabe intimer persönlicher Daten zu fördern, gar zu fordern. Ein Schüler erledigt Quest für Quest in einem Dungeon, während er die Schule schwänzt. Denn er „ist“ jetzt der Magier Osiris. Dieser Avatar, eine Art Alter Ego, hat ihm innerhalb weniger Wochen einen phänomenalen Aufstieg in World of Warcraft ermöglicht und ihm die Anerkennung zahlreicher Mitspieler eingebracht. WoW ist eines der meistgespielten Multiplayer-Online-Spiele, an dem sich weltweit zu seinen besten Zeiten zwölf Millionen Spieler beteiligten und das am häufigsten mit Computerspielsucht in Zusammenhang gebracht wird.

Dass Eltern, die mit diesen Phänomenen oder Begriffen nichts anzufangen wissen, verunsichert sind, ist so offensichtlich wie verständlich. Die Angst vor einem gefährlichen Abdriften der Kinder in Online- oder Computerspielwelten oder vor einem riskanten Umgang mit ihrer Privatsphäre ist zur Genüge geschürt worden, der Boden für Ratgeberbücher mit hin bereitet. Aber nicht alle erfüllen die Erwartungen.

Jene Eltern, an die sich das Praxishandbuch „Internet- und Computersucht“ ex-

pliziert richtet, werden vermutlich enttäuscht sein. Die vielen Autoren verderben den Brei schon formal, der eine hat es nicht nötig, Literaturbelege beizubringen, ein anderer entstellt damit seine Sätze bis zur Unkenntlichkeit. Sie widersprechen sich auch inhaltlich. So verweist ein Kapitel darauf, dass der Anteil der Bücherleser unter den Kindern und Jugendlichen trotz exzessiv gestiegener Nutzung von elektronischen Medien im letzten Jahrzehnt gleich geblieben sei. An anderer Stelle heißt es indes, der Anteil der Nichtleser sei weiter gestiegen. Das sind exakt jene Widersprüche, für deren Auflösung Eltern eigentlich zu solchen Büchern greifen.

Ebenso ärgerlich ist die willkürliche Wiederholung mancher Informationen in verschiedenen Kapiteln, etwa zur Häufig-

potential bestimmter Computerspiele werden darin das inhärente Risiko und der Verführungswille der Hersteller nicht zuletzt dank gründlicher Recherche plastisch und nachvollziehbar auch unbedarften Eltern vor Augen geführt.

Dass man es bessermachen kann und gleichzeitig Therapeuten, Pädagogen und Eltern anzusprechen vermag, zeigt das ebenfalls neu erschienene Buch „Computer und Internet erobern die Kindheit“. Mehr noch als die durchaus hilfreichen Graphiken und Tabellen erleichtert es die gedankliche Strukturierung dem Leser, sich beispielsweise ein Bild über die Verbreitung und Nutzung neuer Medien, Spiele und Kommunikationsformen zu verschaffen. Es fällt insbesondere auf, dass statt des überwiegend kulturpessimistischen Tons, der bei Schlagworten wie



Christoph Möller (Hrsg.): „Internet- und Computersucht“. Ein Praxishandbuch für Therapeuten, Pädagogen und Eltern.

Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2011. 282 S., Abb., br., 32,- €.



Jan Frölich, Gerd Lehmkuhl: „Computer und Internet erobern die Kindheit: Vom normalen Spielverhalten bis zur Sucht und deren Behandlung“.

Schattauer Verlag, Stuttgart 2012. 206 S., Abb., br., 29,95 €.

Computerspielsucht fast unweigerlich mit-schwingt, eine betont wertfreie Darstellung gewählt wurde. Weder sind die Skills, die Fähigkeiten, die Kinder bei einer Webrecherche, beim Online-Spiel, beim Chat oder im Rahmen ihrer Facebook-Kommunikation erwerben, per se gut und wichtig, noch führt es automatisch in eine Suchtexistenz, wenn Teenager sich phasenweise sogar extrem auf diese Mittel einlassen.

Dazu gibt die letztlich dürre und teilweise wenig verlässliche Datenlage auch zu wenig her. Sie ist vielmehr verwirrend,

keit der Mediennutzung oder dem Vorkommen von einschlägigen Störungen und Erkrankungen. Es nützt auch wenig, dass man sich bekannter Bedenkenträger als Mitautoren versichert hat, wenn diese sich erkennbar wenig Mühe geben und nur räsonierende Allgemeinplätze beibringen à la: „Für nichts lassen sich Menschen, auch schon als kleine Kinder, mehr begeistern als für das, was wir Glück nennen.“ Einer der gelungensten Beiträge stammt von einer freien Mitarbeiterin des Kriminologischen Forschungsinstitutes Niedersachsen in Hannover. Im Kapitel über das Abhängigkeits-

Durchsicht ist nicht mit Einsicht zu verwechseln

Piraten mag er gar nicht: Byung-Chul Han findet Transparenz pornographisch und überhaupt alles schrecklich

Die in Politik wie Gesellschaft vielbeschworene Transparenz zum Gegenstand einer Streitschrift zu machen war überfällig. Die Wulff-Affäre hatte zuletzt wieder gezeigt, dass sich mit dem Versprechen der Durchsichtigkeit auch der gesunde Menschenverstand verspotten und wertvolle Zeit im politischen Überlebenskampf gewinnen lässt. Dabei kehrt sich die Transparenz ohnehin meist gegen den, der sie als Devise ausgibt. Ist das Vertrauen in einen Politiker erst einmal erschüttert, findet sich für die Öffentlichkeit immer neuer Klärungsbedarf. Streng betrieben ist die Herstellung von Transparenz in politischen Belangen ein geradezu unendlicher Prozess, den es zur rechten Zeit abzubrechen gilt. Dass dieser Prozess auch echte Euphoriker der Transparenz verschleißt, bewies in den letzten Wochen die Piratenpartei, in der immer wieder exponierte Vertreter wegen Überlastung ihr Amt aufgaben.

Der Transparenz abträgliche Befunde wie diese – und weitere werden hinzukommen – kann der Karlsruher Philosoph Byung-Chul Han nach Vorlage seiner Streitschrift „Transparenzgesellschaft“ künftig auf der Habenseite verbuchen. Eine „totale Ausleuchtung“ führe zu einer „besonderen Art seelischen Burnouts“, schreibt er gleich auf den ersten Seiten seiner schmalen Schrift und setzt wenig später hinzu, eine radikal vertretene Transparenz lähme das politische Leben einer Gesellschaft nachhaltig.

Die Piraten bezeichnet Han als „farblo- se Meinungspartei“, die lediglich das vor-

handene System stabilisiere und der es ohne die „durchschlagende Negativität“ einer Ideologie nicht gelingen werde, „neue gesellschaftliche Koordinaten herzustellen“. Man merkt es schon: An der sogenannten Transparenzgesellschaft lässt Han kein gutes Haar. Ein halbes Dutzend Mal bezeichnet er sie als pornographisch und (mindestens zweimal) als totalitär. Wobei seine letztlich kapitalismuskritische Grundannahme lautet: „Das gesellschaftliche System setzt heute all seine Prozesse einem Transparenzzwang aus,



Byung-Chul Han: „Transparenzgesellschaft“.

Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2012. 96 S., br., 10,- €.

um sie zu operationalisieren und zu beschleunigen.“

Als Beispiele führt Han die Hyperkommunikation in den sozialen Netzwerken an, in der alles Widerständige nur störe und sich das Individuum als Ware ausstelle, ohne zu merken, wie es dadurch ökonomisch ausgebeutet und letztlich seiner Freiheit beraubt werde. „Ausleuchtung ist Ausbeutung“, so Hans Credo, welchem jüngst von dem Musiker Sven Regener in

einer vielzitierten Brandrede für das Urheberrecht sekundiert wurde.

Doch liegen die Vorzüge von Hans Schrift nicht in seinen wirtschaftlichen oder politischen Analysen. Man fragt sich sogar wiederholt, welchem Politikverständnis der Karlsruher Philosoph wohl anhängen mag, wenn er das „Arcane“ bei Carl Schmitt hofiert oder die Hinterzimmer-List ungerührt und dürrigt begründet dem kategorischen Imperativ vorzieht. Nur um gegen Ende seiner Schrift ganz unvermittelt eine Kehrtwende zu vollziehen und das Verschwinden einer kritischen Öffentlichkeit zu bedauern, die als „Gemeinschaft im emphatischen Sinne“ auftrete – wobei er Arabellion und Occupy-Bewegung übersieht, in denen sich die Forderung nach Transparenz ganz vorzüglich mit der Facebook-Verabredung und einem vielleicht sogar übersteigerten Wir-Gefühl verbunden hat.

In seinen politischen Überlegungen tritt Byung-Chul Han an die Seite Heinrich Heines, der in seiner Börne-Schrift dem Frankfurter Radikaldemokraten mit Aussagen wie „Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter“ trotz eines ästhetisch motivierten Monarchismus entgegenhielt. Überflüssig zu betonen, dass Poesie und Politik die Demokratisierung der Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert überlebt haben, wenn beiden seither auch eine spezifische „Größe“ fehlen mag, zu der man unterschiedlich stehen kann. Die Frage ist nur, ob angesichts der zunehmenden Komplexität politischer und wirtschaftli-

und das Buch traut sich, die ganze Ambivalenz der vergleichsweise neuen Situation einzuräumen, in der auch die Therapeuten stecken. So gibt es zum Beispiel Beobachtungen, wonach mit Hilfe von Computerspielen wie „Tetris“ problematische Erinnerungen an traumatische, psychisch verletzende Erlebnisse wegtrainiert werden können. Es ist nicht einmal ausgemacht, inwieweit sogar erkennbar negative Folgen mancher Verhaltensweisen echte Wegbereiter für eine Suchtkarriere sind oder nicht. So lässt sich zwar klar ein ungünstiger Einfluss des Medienkonsums auf schulische Leistungen nachweisen: Kinder schneiden umso schlechter ab, je mehr Zeit sie beispielsweise vor dem Fernseher verbringen. Und ebenso lassen sich Schutzfaktoren benennen: Die Spiel- und Fernsehzeiten sind umso geringer, je anspruchsvoller der besuchte Schultyp und je höher der soziale Status und das Bildungsniveau des Elternhauses sind.

Als behandlungsbedürftig und krankhaft computerspielsüchtig zu bezeichnen die Kinder kommen indes aus allen sozialen Schichten, weder die Schulform noch der Bildungshintergrund des Elternhauses sind hierfür ausschlaggebend. Man darf vermuten, dass die Kinder Eigenschaften mitbringen, die jenseits dessen, was sie tun – eben Computerspiele spielen oder fernsehen –, bestimmen, ob sie in eine Sucht schlittern oder nicht. Insgesamt ist trotz der explosionsartigen Verbreitung unterschiedlichster Medien zur Panikmache kein Anlass. Selbst eine jüngste Erhebung an einem Risikokollektiv von Kindern und Jugendlichen an der Universitätsklinik in Köln zeigte, dass der Anteil der tatsächlich Computersüchtigen unter fünf Prozent und damit längst nicht so hoch lag, wie eigentlich erwartet worden war.

Solange es nicht belastbare Untersuchungen gibt, die eindeutigere Antworten zu geben vermögen, können Eltern sich noch am ehesten an den konkreten Handlungsanweisungen orientieren, die das Buch ebenfalls gut strukturiert bereitstellt. MARTINA LENZEN-SCHULTE

cher Zusammenhänge Undurchsichtigkeit die geeignete Alternative zur Transparenzforderung darstellt. Verhält sich nicht derjenige, der das annimmt, ebenso affirmativ gegenüber den Verhältnissen wie die zuvor kritisierte Piratenpartei?

Hans eigentliches Motiv scheint die Verteidigung des Ästhetischen und des Nachdenkens im Wortsinn zu sein. „Die Transparenz ist nicht das Medium des Schönen“, bedauert er und setzt der oberflächlichen Transparenzgesellschaft eine seit jeher mit dem Bereich des Ästhetischen verbundene Inkommensurabilität entgegen. Er plädiert für ein Aushalten der „Andersheit“, für eine „Negativität der Unterscheidung“, die ein Nachdenken überhaupt erst ermögliche – und wer wollte ihm da widersprechen?

Problematisch wird Hans Argumentation jedoch immer dann, wenn er der „pornographischen“ Transparenz ohne jeglichen Versuch einer Vermittlung oder Dialektik eine Erotik der Intransparenz und der „semantischen Unschärfe“ entgegenstellt. Womit er auch den angestrebten Stil seiner eigenen Schrift beschreibt, die nicht argumentiert, sondern behauptet und alles Mögliche – Suchmaschinen, Überwachungstechnik, Pornos, Facebook, Märkte – zu einer Zeitdiagnose zusammenführt. „Heute entwickelt sich der ganze Globus zu einem Panoptikum“ – von wo aus sieht der Philosoph so etwas? „Im Gegensatz zum Rechnen ist das Denken sich nicht transparent“ – aber ein bisschen mehr Klarheit wäre nicht nur möglich, sondern höflich. UWE EBBINGHAUS

Nach Jerusalem

Eine islamische Aktion in säkularer Tarnfarbe

Am kommenden Freitag jährt sich der palästinensische „Tag des Bodens“. Man erinnert an den ersten Protest gegen Bodenkonfiszierungen durch den israelischen Staat, der 1976 in Galiläa stattfand. Obgleich der Gedenktag wegen seines nichtreligiösen Charakters von Islamisten als fragwürdig angesehen wird, hat jetzt eine internationale Initiative, deren panislamischer Charakter nicht zu verkennen ist, ausgerechnet dieses Datum für einen „Globalen Marsch nach Jerusalem“ (GMJ) gewählt.

Unter den Organisatoren sind zwar auch nationalistische Palästinenser aus der Westbank und der Diaspora. Das Zentralkomitee dominieren jedoch solche, die islamistischen Kreisen nahestehen. Auf der englischsprachigen Internetseite von GMJ ist man indes bemüht, einen säkularen Eindruck zu erwecken. Mit dem angekündigten Marsch, den Palästinenser und Sympathisanten am Stichtag in den arabischen Nachbarländern in Richtung der israelischen Grenze antreten wollen, soll für die „Freiheit von Jerusalem“ – gemeint ist das arabische – ebenso demonstriert werden wie gegen „Apartheid“, „ethnische Säuberung“ und die „Judaisierungspolitik“. Einem internationalen Unterstützerkreis gehören vierundsechzig Intellektuelle und Aktivisten an – auch Christen und Juden aus westlichen Ländern und sogar einige Israelis. Aus Deutschland dabei ist einzig die für ihre Israel-Kritik bekannte Evelyn Hecht-Galinski. Man stößt auch auf illustre Namen wie Judith Butler und Cornel West, den schwarzen Princeton-Professor.

Ob sich alle Teilnehmer der Doppelzüngigkeit der Organisatoren bewusst sind, darf bezweifelt werden. Der Protestaufruf erhält nämlich auf der arabischen Website von GMJ eine religiöse Färbung. So findet der Marsch, an dem die arabische wie die islamische Umma gemeinsam teilnehmen sollen, mit „Gottes Hilfe“ statt. Zwar beruft man sich auch hier auf den Geist der arabischen Revolutionen, aber nur Gott allein sei die Vertreibung der arabischen Diktatoren zu verdanken. Insgesamt wird suggeriert, dass das Ziel des Marsches nicht nur die Befreiung des arabischen Jerusalem ist, sondern des gesamten „Palästina mit seiner Hauptstadt Al-Quds“. Einer der jüngsten Beiträge auf der GMJ-Startseite macht es deutlich: „Die arabischen Völker wollen die Befreiung Jerusalems“ aus den Händen des „zionistischen Staatswesens“ – so nennt die Hamas den Staat Israel. Auch rufen hier die „Rechtsgelehrten Palästinas“ zum Marsch auf. Allerdings handelt es sich dabei um eine Gruppe Religionsgelehrter aus Gaza, die der dortigen Hamas-Regierung zuarbeiten. Dieser Beitrag ist wohlgemerkt eine gekürzte Fassung ihrer ursprünglichen Erklärung, die die Rechtsgelehrten vor einigen Tagen auf einer eigenen Internetseite veröffentlichten. Die volle Version enthält eine eindeutige Aufforderung zum Dschihad, gestützt auf die üblichen Koranverse (etwa 9:41).

Angesichts solch militanter Aufrufe wundert es nicht, dass bei einer Unterstützer-Demonstration am vergangenen Sonntag vor der israelischen Botschaft im marokkanischen Rabat die Stimmung schnell kippte. Israelische Fahnen wurden verbrannt, und weil die zahlreichen Demonstranten das Gebäude belagerten, musste ein israelischer Diplomat durch den Hinterausgang hinausgeleitet werden. Es bleibt zu hoffen, dass die Aktion, wie die Organisatoren betuern, auch tatsächlich friedlich verlaufen wird. JOSEPH CROITORU

Drei Fixsterne

Zum Tod von Wolfgang Rennert

Der Dirigent Wolfgang Rennert ist am Samstag im Alter von 89 Jahren in Berlin gestorben. Rennert arbeitete regelmäßig an der Staatsoper unter den Linden und an der Semperoper in Dresden und traf dort mit vielen führenden Regisseuren der noch jungen Musiktheaterregie zusammen. So leitete er wichtige Neuproduktionen etwa von Ruth Berghaus, Harry Kupfer, Erhard Fischer und Luca Ronconi. Fixsterne in Rennerts Repertoire blieben die Opern von Richard Strauss, Mozart und Wagner. Das Dirigierhandwerk erlernte der in Köln geborene jüngere Bruder des namhaften Regisseurs Günther Rennert am Salzburger Mozarteum. Prägend wurde für ihn dort namentlich die Begegnung mit dem großen Wagner-Interpreten Clemens Krauss. Nach Stationen in Düsseldorf, Kiel und Frankfurt sowie am Gärtnerplatztheater München wurde Rennert als Gastdirigent an die Lindenoper nach Ost-Berlin verpflichtet. Hier avancierte er 1972 zum musikalischen Oberspielleiter. Von 1980 bis 1985 wirkte Rennert dann als Generalmusikdirektor und Operndirektor am Nationaltheater Mannheim. Als Gastdirigent war er unter anderem den Bühnen in Wien, Paris und Kopenhagen, Covent Garden in London sowie den Salzburger Festspielen verbunden. Noch im Alter von 85 Jahren dirigierte er zwei seiner geliebten Mozart-Opern in Dresden. wild

Feuilleton



Für das, was ihr fehlt, ist eine Zigarette kaum der richtige Ersatz: Juliette Binoche als Reporterin Anne in Malgoska Szumowskas Film.

Foto Zorro Film

Wünsche einer Frau in den besten Jahren

Wenn eine Schauspielerin altert, legt sie nicht, wie andere Menschen, die Bilder ihrer Jugend in Fotoalben und Computerdateien ab. Sie bleibt von ihnen umstellt. Die Filme, in denen sie gespielt hat, mit zwanzig, mit dreißig, sind immer da, auf DVD, im Internet, im Fernsehen, die alten, ewig jungen Gesichter tauchen stets wieder auf. Für manche Schauspielerinnen ist das eine schreckliche Heimsuchung, eine Art Wettlauf mit sich selbst, den sie nicht gewinnen können. Mit Botox-Spritzen und Make-up versuchen sie, wenigstens den Abstand zu verkürzen; stattdessen wird er noch größer. Am Ende hilft nur Vergessen. Die greise Marlene Dietrich, heißt es, wollte von ihrer großen Zeit nichts mehr hören; es gebe keinen größeren Schmerz, pflegte sie mit einem Dante-Zitat zu sagen, als sich im Elend ans eigene Glück zu erinnern.

Das alles, scheint es, wird Juliette Binoche nicht passieren. Noch immer nämlich sieht sie, wenn sie will, genauso mädchenhaft rein und unschuldig aus wie vor zwanzig und mehr Jahren, als sie als Teresa in der „Unerträglichen Leichtigkeit des Seins“, als Michèle in „Die Liebenden von Pont-Neuf“ und als Anna in Louis Malles „Verhängnis“ ins Licht des Kinos trat. Andererseits kann sie ebenso überzeugend Mutterrollen wie in Michael Hanekes „Caché“ oder Cédric Klapischs „So ist Paris“ verkörpern, Figuren, in denen sie sich mit einem Ruck eine Generation älter macht, als sie es gerade noch war. In Abbas Kiarostamis „Die Liebesfälscher“, ihrem letzten großen Film, war sie beides, Mutter und Liebende, und vielleicht hatte

In „Das bessere Leben“ spielt Juliette Binoche eine Journalistin, die Pariser Prostituierte interviewt – eine große Studie über Sehnsucht und Einsamkeit.

das Flirren und Zittern der Geschichte auch damit zu tun, dass sie selbst zwischen den Rollentypen schwankte, zwischen backfischhafter Koketterie und überlegener Reife. Von Unsicherheit oder Misstrauen gegenüber der eigenen Wirkung aber war in diesem Auftritt nichts zu spüren; Juliette Binoche spielte ihren Filmpartner, ihr Kostüm, ihren iranischen Regisseur und sogar die Toskana-Kulisse mühelos an die Wand.

Das Filmplakat zu Malgoska Szumowskas „Das bessere Leben“ („Elles“) zeigt die französische Schauspielerin jetzt in ungewohnter Pose. Den Kopf zurückgeworfen, die Schultern entblößt, die geschminkten Lippen vorgewölbt, scheint sie das Cocktailkleid, das sie trägt, abwerfen zu wollen, um den Betrachter nackt zum Duell zu fordern. Es ist, wie viele Plakatsmotive, ein falsches Versprechen, denn Anne, die Pariser Hausfrau und Journalistin, der Juliette Binoche in Szumowskas Film ihre Erscheinung leiht, ist alles andere als eine erotische Abenteurerin; und doch enthält

das Bild einen Schimmer von Wahrheit. Es zeigt jene Person, die Anne gern sein würde, eine starke, unabhängige Frau, die das bessere Leben hätte, das die Journalistin in ihrer Pariser Luxuswohnung mit Ehemann und Kindern nicht hat.

Der Film erzählt die Geschichte einer Recherche. Anne hat für ein Frauenmagazin zwei Studentinnen interviewt, die sich für ihren Lebensunterhalt prostituieren; während sie die Aufnahmen abtippt, zeigt die Kamera zum einen die Gespräche, die teils im Park, teils im Hotel stattfinden, zum anderen das, wovon Charlotte und Alicia berichten: Sex mit Freiern jeglichen Alters und Charakters, Sex vor dem Spiegel, im Bad, im Büro, Sex als Hingabe und Vergewaltigung. Und dann wieder Annes Gesicht vor dem Computer, ihre Wege durch die leere Wohnung, ihre Einkäufe für den Abend, an dem sie den Chef ihres Mannes bewirten soll, ihre Telefonate mit der Magazinredaktion. Und zwischendrin, erst verstohlen, dann immer offener, Andeutungen eines Kampfes, den Anne mit ihren eigenen Wünschen austrägt, der Sehnsucht, Teil dessen zu sein, was die beiden Frauen erleben, und dem Abscheu vor der Vorstellung, sich selbst als Ware anzubieten auf dem Markt der Körper.

„Das bessere Leben“ funktioniert wie ein Mobile: Szenen, Zeiten, Schauplätze wirbeln durcheinander, mal ist die Kamera Voyer, mal Chronist, mal vergießen die Frauen Tränen der Demütigung, mal halten sie einander lachend im Arm. Diese Sprunghaftigkeit ist auch die Schwäche des Films: Er hat keine Haltung zu dem, was er zeigt. Alicia (Joanna Kulig) ist ei-

nerseits das luxuriöse Luder, andererseits die brave Tochter, die ihrer polnischen Mutter (Krystyna Janda) gern den Traum vom bürgerlichen Leben in Frankreich erfüllen würde. Charlotte (Anaïs Demoustier) schämt sich ihrer proletarischen Herkunft, scheut aber auch den sozialen Aufstieg, den Anne ihr zaghaft anbietet. Es ist, als hätten die Polin Szumowska und ihre dänische Drehbuchautorin Tine Byrckel einen Frauenfilm für jene Klientel drehen wollen, für die ihre Heldin das Abendessen kocht, Pseudoliberalen, die die Emanzipation auf den Lippen und die Pornobildchen im Laptop haben.

Man könnte „Das bessere Leben“ also zu den vielen anderen gescheiterten Versuchen legen, Buñuels „Belle de jour“ und Godards „Vivre sa vie“ filmisch zu aktualisieren – wäre da nicht Juliette Binoche. Aus der mageren Skizze, die der Film ihr hinwirft, macht sie eine große Studie über bürgerliche Sehnsucht und Einsamkeit. Wenn sie in ihrer Küche Austern knackt oder neben der Waschmaschine masturbiert, denkt man nicht an die bourgeoisen Karikaturen der französischen Kinokomödien, sondern an die Frauenfiguren eines Max Ophüls, die im Schmerz jene Erfüllung suchten, welche ihnen in der Liebe nicht vergönnt war. Am Ende sieht Anne statt ihrer Gäste die Freier ihrer Interviewpartnerinnen vor sich am Tisch sitzen. Da läuft sie aus ihrer Wohnung auf die nächtliche Straße. „Die Nacht ist jung“ hieß ein Film mit Juliette Binoche aus den achtziger Jahren. Ihr Zauber, das ist sicher, wirkt immer noch. ANDREAS KILB

Fuchs, du wirst noch ganz bestohlen

Schurkenkunststückchen: Sebastian Nübling inszeniert „Volpone“ von Ben Jonson am Schauspielhaus Bochum

Schräge Vögel, freakige Clowns sind's, die sich da, das Saallicht brennt noch, durch die Türen des Parketts drücken und – „hopp, hopp“ – in Richtung Bühne stolpern. Eine Theatertruppe, die es mit den Handwerkern aus Shakespeares „Sommernachtstraum“ aufnehmen kann, macht sich daran, den eisernen Vorhang hochzustemmen. Ganz schön beschwerlich, aber der Mühe wert, denn dahinter liegen unbegrenzte Möglichkeiten. Endlich klappt es, uff, geschafft: Eine Revue-treppe, die schon bessere Tage gesehen hat, steigt die von Dominic Huber entworfene Bühne hinauf, jede Stufe erlaubt den Auftritt aus der Gasse. Die Show kann beginnen.

„Worum geht's?“, fragt ein Conférencier, der sich im weißen, pelzbesetzten Anzug plustert. Um die Komödie „Volpone“ oder Der Fuchs“ des Elisabethaners Ben Jonson, die Sebastian Nübling am Schauspielhaus Bochum frank und frei in die Burleske dreht, und um, so beantwortet die Titelfigur die Frage selbst, nein, nicht Liebe, Sex oder Haustiere, sondern: Geld! Aber auch – sagt er nicht, ist aber sofort klar – um Theater. Denn Volpone, ein reicher, kinderloser Kaufmann in Venedig, ist auch ein durchtriebener Schauspieler: stellt sich todkrank und mimt den Sterbenden, um die Erbschleicher aus der Deckung zu locken, die bereitwillig Geld, Geschenke und Gunstbeweise bei ihm abliefern, weil sie sich ganz sicher wähnen, dass ihnen bald alles vermacht wird. Einer, der betrügt, um größere Betrüger zu entlarven. Denn Volpone ist kerngesund, und er hat einen Diener, Mosca, die Fliege, der erst loyal und gekonnt die Fäden für ihn zieht und zum bösen Schluss, noch gewitzter als sein ihm blind vertrauender Herr, ihn mit einem Theatercoup, in dem er den vermeintlich Todkranken mit einem Double besetzt, austrickst, um sich

dessen Besitz unter den Nagel zu reißen. Fuchs, du wirst noch ganz bestohlen.

In der Bochumer Inszenierung, in der Volpone sich die bizarre Jahrmarktstruppe als Entourage leistet, gehört von Anfang an beides zusammen: die Überlistung der falschen, habgierigen Freunde und das Theater. Ja, die Schauspielkunst glänzt hier als der höhere Betrug, und die Freude darüber, dass sie diese ungeheure Wirkung erzielen kann, ist noch größer als die Genugtuung über den ergauerten Reichtum. Aufgehen kann die Rechnung für Volpone und Mosca nur, weil sie bessere Schauspieler sind als ihre Widersacher, und so gerät jedes ihrer Täuschungsmanöver zu einem Auftritt, über dessen Verlauf sie sich, selbstkritisch und einander anspornend, austauschen: Was sie zunächst für ausbaufähig erachten, wird zune-

hend perfektioniert, sie spielen sich gegenseitig warm und laufen zu Hochform auf. Während Matthias Redlhammer als Volpone gerissen und geschäftstüchtig kalkuliert, wie weit er gehen kann, wirft sich Tim Porath mit Haut und Haaren in die Rolle des Mosca und schnappt schier über vor Spielfreude: „Ich bin Kunst“, erklärt er, sich hellauf begeistert im Spiegel betrachtend.

Revue der Verstellungen. Einer nach dem anderen treten sie aus dem Publikum auf: Voltore, der Geier, ein Anwalt, der, Martin Horn gibt ihn etwas steif-sorgniert, dem Braten zwar nicht traut, aber unwiderruflich auf den Geschmack gekommen ist; Corbaccio, die Krähe, ein alter Edelmann, der bei Jürgen Hartmann nur noch keuchend auf Krücken vorankommt und für die Aussicht auf den gro-



Den will sie nicht: Franziska Melzer als Celia, Wolfgang Vogler als Volpone. Foto HL Böhme

ßen Schnitt bereit ist, Sohnnemann Bonario zu enterben; und Corvino, ein Kaufmann, der, bei Michael Schütz ein Schmierbeutel mit Tolle, den letzten Heller drangegeben hat für die Perle, die er Volpone in den Hintern drückt, und danach nichts dabei findet, dass er seine Frau Celia dem Alten unterschieben soll. In der rosafarbenen Originalverpackung einer Barbiepuppe wird sie hereingetragen, doch Celia denkt nicht dran, so ohne weiteres ihre Ehre zu verkaufen. Wie die hinreißend handfeste Maja Beckmann über die Parkettreihen flieht und schiefmäulig auf Selbstbestimmung pocht, lässt die Inszenierung feministische Schlagseite gewinnen: Das widerspenstige Temperamentsbündel ist die Einzige, die dem menschenverachtenden Geschäftssinn des Männerpacks die Stirn bietet und sich nicht korrumpieren lässt.

„Singt Ihr Mann auch manchmal?“, wendet sich Celia, als Corvino sie mit einer Schulze weichzukochen versucht, vertrauensvoll an ihre Nachbarin im Parkett, und schon ist das Drama von 1605, direkt und schelmisch, im Ruhrpott geerdet. Wie Volpone das Publikum mit moralischen Entscheidungsfragen konfrontiert, wie Lady Would-Be, die Marco Massafra als literarisch gebildete italienische Edelhure spielt, die über die sexuellen Vorlieben hoher Politiker auspackt, wie auf Strauss-Kahn, Madoff und Wulff angespielt wird, all dies bringt die Aufführung in mehr komödiantische als kritische Reibung mit der Gegenwart. Die letzte Frage, ob das Theater den größten Betrug darstellt, lässt Nübling nicht mehr zu. Volpone und Mosca, die sich eben noch – glaubwürdig gespielt – an die Gurgel gingen, sind's – hat doch prima geklappt! – ganz zufrieden. Und die Zuschauer können es, denn einen feinsinnigeren Zugriff hält das Stück nicht aus, auch sein. ANDREAS ROSSMANN

Bäuerchen vom Kaktus

Die Berliner „Maerzmusik“ huldigt Cage und Rihm

Nein, die Mammillaria compressa ist nicht das, was der Säugling mit seinen Lippen beim Stillen umfasst. Die Mammillaria compressa ist der Gedrückte Warzenkaktus und bildete zusammen mit der Wolligen Espostoa und der Dornigen Koeberlinie im Kakteenhaus des Botanischen Gartens zu Berlin das Arbeitsumfeld von Muschelschüttlerinnen und Tontechnikern im wohl drolligsten Konzert des diesjährigen „Maerzmusik“-Festivals. Zur Aufführung kamen hier nämlich zwei niedliche Scherze von John Cage: „Branches“ für verstärkte Pflanzenklänge und vier Spieler sowie „Inlets“ für wassergefüllte Muscheln und drei Spieler. Das Schütteln und Zupfen der Menschen an den außermenschlichen Wesen wurde über Kontaktmikrofone aufgezeichnet und über Boxen ins Treibhaus abgestrahlt. Es glucksten die Muscheln, es knisterten die Kaktusborsten wie Scheite im Kamin, und manchmal erinnerten zarte Detonationen eben doch an jenes Geräusch, das man bei einem Säugling liebevoll „Bäuerchen“ nennt.

Nach dem Willen von Cage, der in diesem Jahr seinen hundertsten Geburtstag gefeiert hätte, sollen uns solche leisen Spektakel in eine Musik einüben, die nicht mehr mit der Selbstdarstellung des Menschen befasst ist. Um sich nicht mehr als das Maß aller Dinge zu begreifen, braucht man diese Scherze allerdings nicht. Als ästhetische Gestalt sind sie zu flüchtig, um einen länger zu beschäftigen. Und um eine neue Haltung zur Welt einzunehmen, kann die Lektüre weiser Schriften ebenso dienlich sein wie das Hören der „Szene mit Kranichen“ von Jean Sibelius.

Cage hat diese Ausgabe der „Maerzmusik“ dominiert. Ein internationales Symposium war „Cage und den Folgen“ gewidmet. Zu den namhaftesten Vertretern jener „Folgen“ gehören La Monte Young, Marian Zazeela und Joan La Barbara, die ein Gutteil der insgesamt zehntausend Besucher mit ihren Installationen und Inszenierungen angezogen haben. Doch weitaus lohnender als dieser Treibsand ästhetischer Zufallsspielerien ist für ein wiederholtes Hören das Frühwerk Cages. So gab der Pianist Alexej Lubimov gemeinsam mit der Stimmkünstlerin Natalia Pschennikova im Radialsystem eine schier besingende Matinee mit Stücken für präpariertes und unpräpariertes Klavier sowie einer Liedauswahl. Und man erlebte eine entwicklungslose, gleichwohl fassbare Musik, die manche Impulse von Claude Debussy und Erik Satie weiterverfolgte und im Fall von „Dream“ für Klavier mit seinem leittonfreien Mollgewölk schon 1948 auf die postavantgardistische Welt eines Arvo Pärt vorauswies.

Darin liegt das Sympathische an Cages Werk der dreißiger und vierziger Jahre: Es bricht mit dem intellektuellen Militarismus, der im Avantgarde-Begriff der klassischen Moderne geronnen ist, und damit auch mit einem Verständnis von avancierter Kunst als permanentem ästhetischem Weltbürgerkrieg. In befragbarer, definierter Gestalt treten diese Werke in ein sanftes, gewaltfreies Verhältnis zum Hörer wie zur Kunsttradition Europas, bevor sich Cage ab den fünfziger Jahren wieder radikalisiert hat und mit seinen Happenings, seinen Abschaffungscoups von Werk und Autor in die polemischen Muster der Avantgarde-Doktrin zurückfiel: als Avantgarde-Überbietung. Herausgekommen ist dabei letztlich eine Ästhetik des Dilettantismus und des neuen Dünkels sozialer Kunstrituale, die an die Stelle der alten getreten sind.

Indes hat die „Maerzmusik“ einen wirkungsvollen Gegenpol dazu formiert – und den Komponisten Wolfgang Rihm gefeiert. Dessen außerordentliche Metierkenntnis in Form, Klang und geschichtlich geformter Sprachlichkeit von Musik hat sich unter anderem in den Konzerten mit dem gerade fusionsbedrohten SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg unter Lothar Zagrosek oder mit dem Rias-Kammerchor unter Hans-Christoph Rademann auf tief ergreifende Weise mitgeteilt. Während „Magma“ für großes Orchester die eruptiven, fast widervernünftigen Energien des Klanges feiert, sie aber in eine wohlkalkulierte, mitreißende Dramaturgie fügt, tritt der „3. Doppelgesang“ für Klarinette, Viola und Orchester in einen empathischen Dialog mit der Musikgeschichte, ohne die eigene Gegenwart auszulöschen. So wie Jörg Widmann an der Klarinette und Antoine Tamestit an der Viola sich einander anverwandelten und doch als Instrumentalcharaktere sie selbst blieben, so kehrten auch Tonfälle von Bach oder Brahms in Rihms Musik wieder, ohne dass man ihrer wirklich habhaft werden konnte.

In den Chorstücken der „Sieben Passions-Texte“ von 2006 und der „Fragmenta passionis“ von 1968 erweist sich Rihm als ein Künstler, dem das Zuhause-Sein in einer biblischen und musikalischen Überlieferung eine große Freiheit und Kühnheit schenkt. Vom mehrstimmigen, geräuschartigen Sprechen bis zu bruckneresken Durdreiklangsepihanien steht ihm hier alles souverän zu Gebote. Der Zulauf zu diesem gelungenen Konzert des Rias-Kammerchores in der Sophienkirche war immens – sowohl dem Werk wie auch der Aufführung angemessen. JAN BRACHMANN



Wissen Sie, ich schaue Sie nur so entgeistert an, weil Sie in einem Spiegel leben, der mitten in meinem Traum hängt: Smith (Thomas Dekker) in Gregg Arakis „Kaboom“.

Foto Universal Film

Biberbraune Kissen, lavendelzarte Lippen, tintenschwarze Witze

Gregg Araki dreht Filme über Lust und Angst, so ernst wie realistisch – „Kaboom“ aber, sein Meisterwerk, feiert übermütig das Phantastische

Ein Mädchen dankt einer geheimnisvollen Schönen für eine verzauberte Nacht, fein erschöpft – „I love sex as much as anyone else“, sagt sie, aber wenn das mit ihnen beiden so weitergehe, dann fürchtet sie: „my kooch is gonna break“ (das Wuschelwort für die gemeinte empfindliche Zone ist selten netter gehaucht worden). Anderswo entschuldigt sich ein gutaussehender, aber mieser Liebhaber bei seiner Süßen fürs mangelnde Durchhaltevermögen: „The second time“, kündigt er an, werde alles viel länger gehen. Sie seufzt sarkastisch: „Oh joy!“, denn es war ebenso übel wie kurz. Dann gibt sie ihm Hinweise, die er gut gebrauchen kann. Man muss halt miteinander reden.

Kommunikationswilligen, sozial relevanten und politischen (besser: politisierenden) Sex sieht man im Kino seit 1970 häufiger; das können die Profis inzwischen. Poetischer Sex dagegen ist viel schwieriger und kommt entsprechend seltener vor – ein Riesenglück also, dass der Regisseur Gregg Araki, den man seit Filmen mit wenig anschniegsmen Titeln wie „Nowhere – Eine Reise an den Abgrund der Seele“ und „Totally Fucked Up“ als geschickten Abtaster existenzieller Grenznöte des Fleisches kennt, 2010 „Kaboom“ gedreht hat.

Hier nämlich wird die körperliche Lust statt als soziales Problemfeld zur Abwechslung mal als gigantisches Korallenriff im Meer der Phantastik aufgefasst – und kriegt zur Belohnung ordentlich Kunst ab, vom zarten Lyrismus (Gesichter, kussnah, in Aquamarin schwimmend wie Sterne am Himmel) bis zur arkadischen Faun- und-Nymphe-Balgerei, übrigens ohne Rücksicht auf sexuelle Postleitzahlen – einmal will einer vom Helden des Ganzen

wissen, ob der schwul sei; er antwortet, auch keine schlechte Metapher: „I’m, like, undeclared“, also noch ohne Stempel, nicht verzollt, zu deutsch: lebendig.

„Kaboom“ flattert, tanzt, blüht (und hat nicht ganz auf die DVD gepasst, die man in Deutschland kaufen kann – eine britische Edition von „Artificial Eye“ bietet entfallene Szenen). Vor allem BUNT ist das Ding: Selbst der Uni-Speisesaal sieht aus, als hätten ihn drei Papageien nach einem Innenarchitekturstudium und



dem Auswendiglernen des Playmobil-Katalogs mit Farbe vollgeknallt, bevor sie an einer satten Überdosis Kokain mit Smarties eingegangen sind.

Smith (Thomas Dekker braucht keinen Vornamen, wir befinden uns ja in einem Märchen, er könnte ebenso gut „ein Königssohn“ heißen und ist hier übrigens wirklich so was Ähnliches) wird gleich neunzehn; er ist süß wie ein Häselein und smart für drei. Einigermäßen beherrscht sehnt er sich nach seinem heterosexuellen Mitbewohner Thor (sprichwörtlich „dumm wie eine Kiste voller Steine“: Chris Zylka), wird seinerseits angemessen heftig begehrt vom hübschen Oliver (Brennan Mejia) und der im erotischen Multitas-

king unübertrefflichen London (Juno Temple, für die Andy Warhol seine Perücke hergeschenkt hätte; was für eine schamlos coole Erscheinung).

Über Nacht, er weiß nicht, wie, findet der Arme sich in einem quecksilbrig amorphen Storyversum samt Mord, Verschwörung, Hinweiskarten aus der fünften Dimension („You are the chosen son“), Sektenqualm und Überfallkommandos mit Tiermasken wieder (besonders putzig: der Plastiktiger mit Maulsperre). Zum Glück hat der Arme Mut, Herzensgüte, Dauerheilheit und eine allerbeste Freundin auf seiner Seite, die lesbische Kunststudentin und Hobby-Gesellschaftskritikerin Stella (Hayley Benett).

Thomas Dekker weiß, wie man ungewöhnliche Liebeslagen spielt: In der Fernsehserie „Terminator: The Sarah Connor Chronicles“ gab er den Teenagermessias John Connor, dessen Herz seiner Adoptivschwester gehört, die nebenbei eine Maschine ist, der er in einer Szene, die Science-Fiction-Geschichte zu schreiben verdient hätte, das synthetische Bäuchlein liebkosen darf.

Ungewöhnliche Liebeslagen: Ist „Kaboom“ ein schwuler Film? Für die erste „Queer Palm“ in Cannes vor zwei Jahren hat es gereicht, Araki selbst aber nimmt die Reflexion über solcherlei Zurechnungen lässig ins Werk auf, indem er eine Szene einflieht, in der Smith Hinweise nach erhofften entsprechenden Neigungen bei Thor sucht: Klar, jener trägt Surfer-Sandalen wie jeder Bay-Area-Hetero, aber sortiert er sie nicht in der Kommode nach Farben, und gibt’s was Schwuleres als diesen herzigen Ordnungssinn?

Liebe ist alles, was zwischen erhabenen Übernatürlichem und fiesem Klatsch statt-

findet – so kommt in „Kaboom“ sowohl die Hexenliebe zu ihrem Recht, von Baude-laire bis „Buffy, the Vampire Slayer“ eine pflegeleichte Chiffre für lesbisches Glück, wie das verfallsbürgerliche Klischee vom mit einer Frau verheirateten Mann, der nachmittags am Nacktbadestrand Jungs anspricht (er ist übrigens Whirlpool-Klein-unternehmer).

Arakis Handschrift, etabliert in eher naturalistisch-existenzialistischen Texturen, ist für „Kaboom“ sozusagen kursiv gestellt; sich anverwandelt hat er, scheinbar ohne alle Mühe, so divergierende Erzählformen wie die John-Hughes-Jugendkomödie, das Urban-Fantasy-Genre zwischen „Charmed“ und „Sabrina, the Teen-age Witch“, den Duktus des *queeren* magischen Realismus zwischen Christopher Fowler und Kathe Koja sowie das Indie-Musikvideo (seiner in früheren Filmen etablierten Vorliebe für Bands, deren Mitglieder gern umkipppgefährdet über ihren Gitarren hängen, gibt er in einer kleinen Konzertszene nach, die Thomas Dekker dann mit dem überzogenen Adjektiv „epic!“ resümieren darf).

Die Filmgeschichte lugt Araki ohnehin andauernd aus dem Ärmel – dazu gehören ein paar Sekunden Buñuel nicht minder als ein in sandigen Farben grobkörnig vom Computerschirm abgefilmter Schwulpenporno; Kanon und Hierarchie interessieren nicht, die Archive stehen sperrangelweit offen und der Königssohn Smith studiert natürlich Film – eine Wahl, die er gelassen mit der Neugier auf eine vom Aussterben bedrohte Tierart vergleicht.

Film- und Erzähltechnik hat sich im Werkzusammenhang zu legitimieren oder gar nicht: Split-Screen-Fernsehserienoptik steht in „Kaboom“ neben wie Spiegelscherben zerbrechenden Bildkomposi-

tionen; ein grün qualmender Monsterleib und billige Grusel-Kontaktlinsen neben einem keimfreien Traumkorridor.

Im phantastischen Kino, von Kubricks „2001“ bis zu Peter Jacksons Mittelelerde, muss, weiß Araki, klare Konturen pulsierende Lichter oder intensive Farbfelder sowohl entgrenzend aus sich entlassen wie rationalisierend einfangen können. Bei David Lynch hat er gelernt, dass man ähnlich auch mit der Tonspur umgehen sollte: Wenn die Empfindungen, für die ein Geräusch oder eine Musik stehen, nicht mehr gebraucht werden, sollte man jene sofort kappen.

Die Parallelisierung der „Kaboom“-Ästhetik mit Lynchs Schaffen, die hin und wieder riskiert wurde, kann sich freilich nur auf Oberflächenreize stützen: Tiermasken, Schrägheiten, vorübergehende Handlungsenthaltsamkeit. Insgesamt geht sie fehl. Denn bei Lynch wird noch der hanebüchenste Schraubendreh des jeweiligen Anti-Plots am Ende in die ohne Unterlass behauptete Lynchigkeit der Welt als solcher zurückgebogen, während bei Arakis Meisterstück die allgemeine Orientierungsarmut nur Kontrastmittel ist, vor der die Tatsache umso heller erstrahlen darf, dass die Richtigen einander schon finden und dann etwas Berauschendes, Transzendentes anstellen werden.

Motive und Personen landen in gewaltfreier Folgerichtigkeit im gemeinsamen Bettchen oder kommen zumindest aufeinander zurück; niemand bleibt allein. Am Ende geht alles auf und die Welt kaputt – macht nichts, backen wir uns eben eine neue, sagt die Haltung, die der Film uns bis dahin beigebracht hat. Der rote Knopf, nun ja: Wer ihn drückt, löst zwar eine Atomkatastrophe aus. Aber ist er nicht prima bonbonrot? DIETMAR DATH

Prügelnde Trauer

„The Girl from the Naked Eye“: Eine Action-Elegie

Die Nacht will kein Ende nehmen in diesem Film. Düster beginnt es, mit der toten Sandy in den Armen des weinenden Jake. Düsterer noch endet es, mit Jake in der Gosse, dort, wo der Gehsteig aufhört. Dazwischen liegt eine Geschichte, die von Außenseitern auf dem Boulevard der gebrochenen Herzen und der geplatzten Träume erzählt.

Jake ist Bodyguard und Chauffeur von Sandy gewesen, des jugendlichen Edel-Callgirls aus dem „Naked Eye“-Club, das eigentlich einmal Dichterin werden wollte. Jake hat sich in Sandy verliebt und seinen Job gehasst, aber die Spielschulden ließen ihm keine Wahl. Dann war es plötzlich zu spät, die Geliebte tot, und von ihrem Mörder fehlte jede Spur. In zahlreichen Rückblenden erzählt der Regisseur und Autor David Ren von der sachten Annäherung zwischen den beiden Außenseitern, die es wagen, gegen jede Chance zu lieben.

Für einen Augenblick glaubt man Licht am Ende des Tunnels zu erkennen, aber das bleibt nur eine Schimäre. Wir erinnern uns: Die ersten Einstellungen schon zeigen Jake, wie er den Tod von Sandy beweint, den Verlust des einzigen Menschen mit Bedeutung in seinem Leben. Die Zukunft liegt begraben in der Vergangenheit. „The Girl from the Naked Eye“ ist aus dem Geiste des Film Noir geboren, den ganzen Film durchzieht eine Aura der Verdammnis und Vergewicklichkeit, der Verwirrung und Verzweiflung.

Jedes Bild scheint Atmosphäre zu sein, Stimmung und Klang: „The Girl from the Naked Eye“ entfaltet ein schmerzhaft schönes Pulp-Gedicht um Heimatlose, Verlorene in einer feindseligen Welt. Nach dem Tod Sandys zieht



Jake wie ein Phantom durch finstere Hinterhöfe und neondurchflutete Stripclubs, getrieben von den Geistern der Vergangenheit, die alles Gegenwärtige determinieren. Den Mörder der Geliebten will er finden, und dafür ist er bereit, jeden Preis zu zahlen. Zur Kasse wird er rasch gebeten.

Von der Hard-Boiled-Fiction und derben Comic-Strips ist „The Girl from the Naked Eye“ inspiriert, von Mickey Spillane und Frank Miller, aber auch von japanischen Animes und dem Martial-Arts-Kino aus Hongkong, von Satoshi Kon und Bruce Lee. Jake wird vom Nachwuchstalent Jason Yee gespielt, der dem jungen Bruce Lee zum Verwechseln ähnlich sieht.

Es gibt zahlreiche Kung-Fu-Duelle, teilweise in minutenlangen Plansequenzen. Wie ein Berserker setzt Jake dem Irrsinn der Welt seine Kampfkunst entgegen. Doch nicht einmal der Körper taugt noch zur Restitution von Recht und Moral. Trotz größter Anstrengung resultiert alles Tun nur in Scheitern.

„The Girl from the Naked Eye“ spielt irgendwo in einer namenlosen Stadt, wo niemand den Regen aufhalten kann. Ebenso künstlich wie kitschig, ist der Film ein blutiges Male-Melodrama in den Farben der Nacht. Von einer Liebe ohne Zukunft erzählt David Ren, auch von einer Rache, die eiskalt serviert wird. Im Rotlichtmilieu stößt sein Jake auf Verfilzungen zwischen Gangstern und Polizisten, die hinter dem Tod von Sandy zu stecken scheinen. Wer das Mädchen aus dem „Naked Eye“ ermordet hat, wird Jake schließlich erfahren. Erlösung aber bringt die Erklärung nicht. „We knew it wouldn’t last“, heißt es in einem von Sandys Gedichten: „We couldn’t save ourselves from our own past.“ IVO RITZER



Stählern: Gary Stretch in „The Girl From The Naked Eye“ Foto Koch Media

Von der Verfertigung einer Denkfeder

Erinnerungen an Louise Bourgeois: Im Film gibt die verstorbene Bildhauerin Stichworte zum Verständnis ihres Œuvres

Künstler haben meist einen starken Charakter, so zerbrechlich ihr Werk auch sein mag. Sie stellen sich den Abgründen des Lebens; sie schauen hinein und zeigen uns, was sie sehen. Wenn die Künstlerin Louise Bourgeois sagte, ihre Kunst werde angetrieben von der „Angst vor der Angst“, wenn sie erzählte, dass sie an Schlaflosigkeit leide, aber niemals Tabletten nehme, weil sie die Nächte brauche, um ihre Denkfedern zu schaffen (das sind ihre Zeichnungen), dann sind wir viele Tausende Kilometer entfernt von einer dramatischen Leidenschaft für das Leiden: Es ist die schlichte Freude an der Arbeit, die die Unermüdliche antrieb. Diese Kraft, Intensität und Unnachgiebigkeit durchkroch jede Ritze des Werks der gebürtigen Französin und überzeugten New Yorkerin. Doch erst in den achtziger Jahren erkannte auch die Kunstwelt, welche Bedeutung diese zierliche Frau hat. Da war Louise Bourgeois schon 71 Jahre alt. Als sie am 30. Mai 2010 im Alter von 98 Jahren starb, gehörte sie zu den bedeutendsten und berühmtesten Künstlerinnen des zwanzigsten Jahrhunderts.

Louise Bourgeois lebt nicht mehr, und so müssen wir uns mit dem Blick auf ihr Werk über den Verlust dieser Ausnahme-frau hinweghelfen. Die Lücke ist nicht zu schließen. Im vergangenen Jahr wurde sie in der Fondation Riehen in Basel geehrt, jetzt ist in der Hamburger Kunsthalle eine große Retrospektive zu sehen. Zur Einstimmung auf die wunderbare Ausstel-



Ihre „Augen“ schauen immer noch gen Europa, das Herz von Louise Bourgeois aber gehörte New York. Foto Bourgeois Trust, VG Bild-Kunst, Bonn 2012

lung – und auch gerne einfach so, um sie mal wiederzusehen oder auch erst zu entdecken – lohnt der Film „Louise Bourgeois“ von Nina und Klaus Sohl. Die Kamera lässt sich Zeit, die Grande Dame zu beobachten, deren kleinstgefaltetes Gesicht Würde und Ruhe ausstrahlt; wir dürfen sie anschauen und ihr zuhören – ohne jedoch den Blick auf ihr Werk zu vernachlässigen.

Sie selbst gibt die Stichworte, die ihre Skulpturen und Zeichnungen mit deutlichen Gesten aufzunehmen scheinen: Sie erzählen die Lebensgeschichte von Louise Bourgeois, die sich mit den Erfahrungen des Betrachters mischt. Kein Überblick wird gegeben, keine Biographie sauber nacherzählt, sondern Arbeiten werden exemplarisch herausgestellt und abgetas-

tet. Louise Bourgeois’ schöpferischer Impuls entspringt ihrer Kindheit. Im Film erzählt sie: „Mein Vater redete pausenlos. Also begann ich mit Brot kleine Formen zu schaffen. „Wenn eine Person etwas sagt, das sehr schmerzhaft ist, kann man sich wegbringen, indem man mit den Fingern sehr konzentriert etwas schafft.“ Sie



vergebe nicht und sie vergesse nicht, das sei ihr Motto, das ihre Arbeit nähere.

Louise Bourgeois’ Mutter war ihre „beste Freundin“. Später verewigte sie die Weberin vielfach in ihren Spinnen-Skulpturen. Eine neun Meter hohe „Mutter“ steht noch bis Juni vor der Hamburger Kunsthalle. Bei ihrer Mutter fühlte sie sich geborgen. Bei ihrer Mutter bekam sie Unterstützung. Frühere Spinnen-Skulpturen bargen unter sich noch Netze in architektonischer Form, als schützender Raum (für das Kind Louise). Im Film ruht die Kamera auf einer solchen Skulptur, zeigt viele Details, geht nah ran. Wir entdecken ein Flakon,

Grenzenlos

Handyjournalismus in Toulouse

Das Stadtviertel in Toulouse, in dem sich der Attentäter der Jüdischen Schule verschanzt hatte, war abgeriegelt. Die Journalisten und Fotografen mussten sich an die Vorgaben der Polizei halten – den Nachbarn aber konnte in der vergangenen Woche niemand den Einsatz ihrer Kameras verbieten. Deshalb gingen die Journalisten, denen jeder Blick verwehrt blieb, auch bei den Anwohnern auf die Suche nach exklusivem Bildmaterial. Und sogar die öffentlich-rechtlichen Medien beteiligten sich an dieser fragwürdigen Pirsch und dem Handel um die Bilder. Fast 10 000 Euro hat zum Beispiel „France 2“ für ein Video bezahlt, das den „Roller-Mörder“ noch vor seinen grausamen Taten bei einem rasanten Rodeoritt auf einem Motorrad zeigt. Bezahlt hat der Sender auch für die Aufnahmen von der zerstörten Wohnung.

„Tf1“ kaufte die Aufzeichnungen einer Nachbarin des Mannes – beruft sich jedoch bezüglich der entstandenen Kosten auf das Geschäftsgeheimnis. Ein Anwohner mit dem Namen „Pierre“ hat der Nachrichtenagentur AFP erzählt, wie seine Frau die Fotos schoss und ein Freund die Vermarktung übernahm. Stundenlang wurde gekoptert, bis schließlich das Lifestyle-Magazin „Paris-Match“ bereit für den höchsten Preis war: Es sollen 20 000 Euro gewesen sein. „Wir hatten uns mehr erhofft“, war die erstaunliche Ansage des Anwohners: Immerhin seien auf den Bildern der Sturm auf die Wohnung und der Sprung des Terroristen aus dem Fenster zu sehen. „Paris-Match“ hat den Deal bestätigt. Die Illustrierte kommt am heutigen Mittwoch in den Handel.

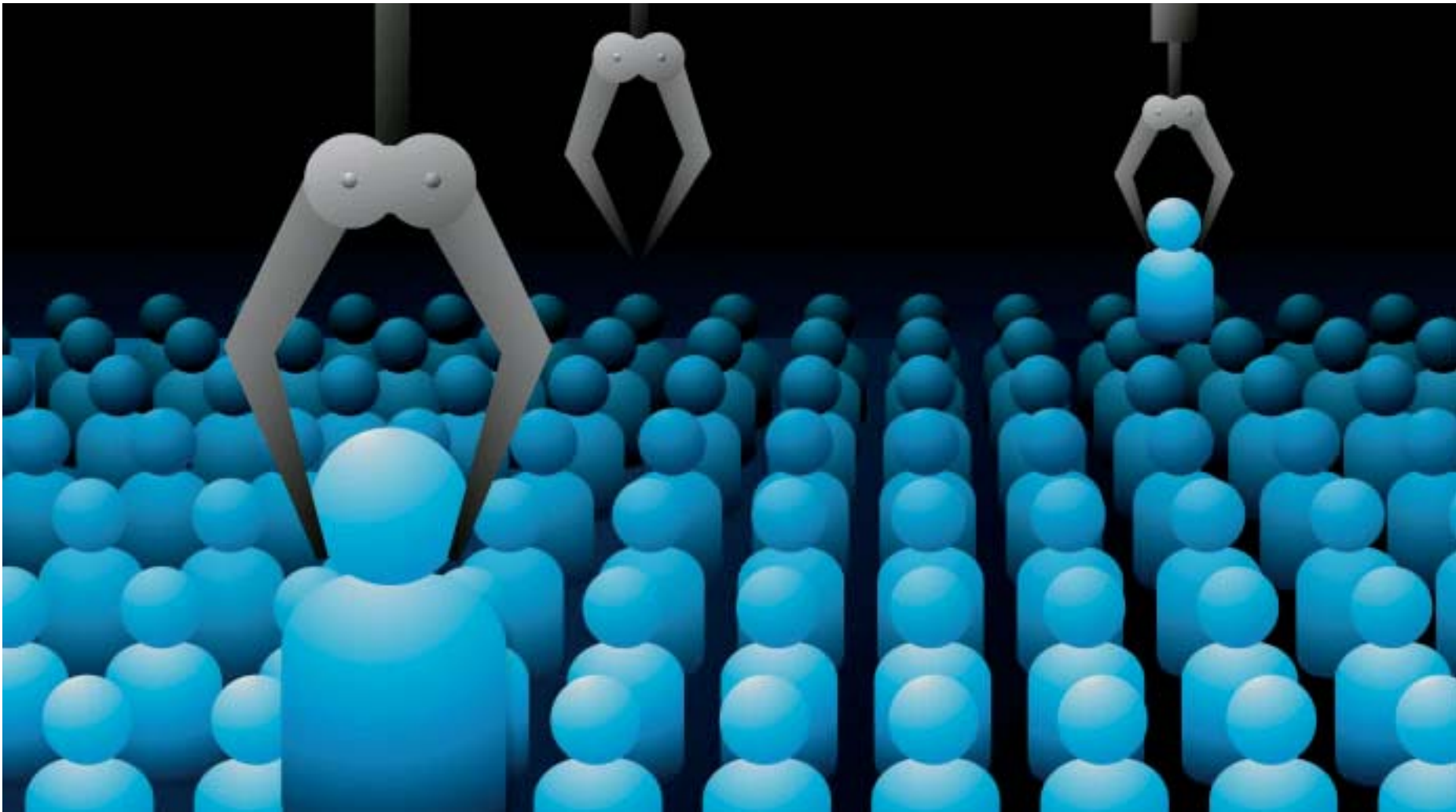
Inzwischen weiß man auch, wo die Kamera der französischen Tageszeitung „Le Figaro“ stand, die Stundenlang eine unkommentierte Direktübertragung im Internet lieferte: im Einsatzquartier der Elitetruppe Raid. Die Zeitung unterstützt Nicolas Sarkozy im Wahlkampf. Ohne Zustimmung des Innenministers, der die Operation vor Ort leitete, hat „Figaro“ diesen privilegierten Standplatz sicherlich nicht bekommen können. J.A.

Natalja Morar

In Russland wieder erwünscht

Die Journalistin Natalja Morar, die 2007 nicht nach Russland einreisen durfte und zur Persona non grata erklärt worden war, ist in Moskau zu Besuch. Der scheidende Präsident Dmitrij Medwedjew hat sich persönlich für sie eingesetzt. Natalja Morar, die aus Moldau stammt, hatte in Moskau Journalistik studiert und für die Zeitschrift „The New Times“ über die Wahlkampffinanzierung durch den Staatssicherheitsdienst FSB berichtet. Die Behörden begründeten damals das Einreiseverbot mit Rücksichten auf die Verteidigungsfähigkeit, Sicherheit und öffentliche Ordnung des Landes. Jewgenia Albatz, Chefredakteurin der „New Times“, hatte sich kürzlich bei einem Treffen von Pressechefs beim Präsidenten Medwedjew für Natalja Morar eingesetzt. Überraschend gab dieser anschließend eine schnelle Anordnung, die Natalja Morar die Einreise erlaubte. Morar, die in Moldau ein großes Fernsehprogramm leitet, wird jedoch nicht dauerhaft in Russland bleiben. kho

Es war das Weiße Haus. Nicht nur am Drehbuch der am vergangenen Samstag bei Vox ausgestrahlten BBC-Doku-Fiction „Die Jagd nach Bin Laden“ hat es mitgewirkt (F.A.Z. vom 24. März). Es ist auch auf dem unseren Artikel illustrierenden Satellitenfoto zu sehen, das dort irrtümlich als „Versteck von Bin Laden“ bezeichnet wurde. F.A.Z.



Wie im richtigen Leben: Ziel des Spiels „Data Dealer“ ist die Auswahl unpassender Bewerber, zahlungsschwacher Neukunden oder krankheitsanfälliger Kassenwechsler. Fotos Data Dealer

Ist etwas umsonst, sind deine Daten der Preis

Jede Information ist Geld wert: Erste Erfahrungen mit einem neuen Facebook-Spiel, das Nutzer auf die andere Seite des Datenhandels führt.

Schuldenstand und Einkommensverhältnisse von 5664 Personen – viel ist das nicht, aber der Mobilfunkdiscounter hat sich für die Daten interessiert: Für ihn zählt jeder Neukunde, mit dem er keinen Ärger hat, weil der nicht bezahlen kann. Und auch für mich zählt jeder Kunde. Ich bin Daten-Dealer, und ich stehe noch ziemlich am Anfang. Wir werden handelseinig, der Discounter und ich, und 120 Dollar landen auf meinem Konto. Ich investiere sie in einen Online-Psychotest, dessen Nutzerdaten samt E-Mail-, IP-Adresse und Intelligenzquotient bestimmt die großen Arbeitgeber interessiert, die ich als Kunden gewinnen möchte. Sicherheitshalber habe ich den Psychotest noch ausgebaut. Jetzt können die Nutzer auch erfahren, ob sie depressiv sind oder irgendwann werden könnten. Das wollen sie bestimmt wissen, denke ich mir. Und meine Kunden auch. 1300 Dollar hat mich diese Erweiterung gekostet. Meine Mittel schwinden. Aber noch habe ich genug Rücklagen, um mit

„Schwester Elfriede“ ins Geschäft zu kommen. „Manny“ kennt sie, ein alter Freund, Privatdetektiv, der sich auf den Kontakt mit Leuten spezialisiert hat, die in Ämtern und Firmen an interessante Datenbanken kommen.

Arme Elfriede! Seit zwanzig Jahren arbeitet sie in der Pflegestation des größten Krankenhauses im Land, der Lohn sinkt und die Arbeitsbelastung steigt. Wer kann ihr verdenken, dass sie sich etwas dazuverdienen will und uns die 12 000 Datensätze aus dem Krankenhauscomputer besorgt. Gewicht und Körpergröße, ganze Krankenakten samt Einträgen chronischer Krankheiten – danach leckt sich doch die PSC-Krankenversicherung die Finger. Wie soll sie auch sonst erkennen, welchen Aufnahmeantrag sie besser ablehnt? Die Sache mit Schwester Elfriede ist natürlich nicht in Ordnung. Aber schließlich bin ich nicht allein auf dem Markt. Und wenn wir ehrlich sind: Gemessen an den Großen in diesem Business, bin ich harmlos. Andererseits: Mein Risikofaktor ist mit diesem Ankauf natürlich gestiegen. Bei 26 Prozent liegt er jetzt. Muss ich aufpassen?

Zunächst einmal werde ich die neu erworbenen Daten in meine Datenbank integrieren: Allein aus dem Rücklauf der Vorteilscard-Aktion konnte ich 14 050 neue Profile anlegen und – wichtiger noch – 1295 Profile um so interessante Details wie Konsumgewohnheiten und Ernährungsverhalten ergänzen. Schon bietet die Krankenversicherung mir 370 Dollar für mein Datenpaket. Das Online-Gewinnspiel um die Zusatzfrage nach dem

Haushaltseinkommen zu ergänzen ist teuer. Aber ohne Investitionen kein Ertrag! Ich baue die Partnerbörse aus, kaufe die Datensammlungen des Gerichtsvollziehers und der Frau aus dem Bildungsministerium, mit denen mich dieser unschätzbare Dr. Krasser bekannt gemacht hat, meine Ware wird immer besser, die Preise werden es auch, PCS zahlt inzwischen 550 Dollar pro Lieferung. Zeit für ein größeres Büro.

Doch ich habe den Risikofaktor aus dem Blick verloren. Bei 81 Prozent haben unverbesserliche Datenschützer gegen mich gehetzt. Wahrscheinlich habe ich zu wenig in Werbung investiert, wie mir irgendwann auf Stufe sieben des Online-Spiels „Data Dealer“ bedeutet wird.



Vorerst als Beta-Version, bald auf Facebook: „Data Dealer“ ist ein spielerischer Blick in die Abgründe des Datenhandels.

Geschichte frei Haus

Frankreichs TV-Archiv auf Youtube

Frankreichs „Institut National de l’Audio-visuel“ (INA) ist eine vorbildliche Institution: Seine einzige Aufgabe besteht im Archivieren der Radio- und Fernsehprogramme, die seit ein paar Jahren auch (und umsonst) im Internet zugänglich sind. Ob man die Tagesschau aus dem Mai 1968, die Eröffnungszzeremonie des ersten Filmfestivals in Cannes oder eine historische Etappe der Tour de France sucht – beim INA wird man fündig. Zum Zweck der optimalen Verbreitung dieser

Ivan Averintsev, Wolfie Christl, Pascale Osterwalder und Ralf Traunsteiner müssen auch solche unverbesserlichen Datenschützer sein. Das Quartett aus Wien hat „Data Dealer“ entwickelt und Anfang der Woche in einer Beta-Version unter demo.datadealer.net veröffentlicht. Noch fehlen Multiplayer-Funktionen, nach einer Unterbrechung müssen die Spieler neu anfangen, und sie werden immer mitten ins Geschehen geworfen. Aber es reicht für einen ersten Eindruck: Mit großen Augen sieht der Spieler, welche Kunden sich aus welchem Grund für bestimmte Daten interessieren, aus welchen Quellen, legalen wie illegalen, sich die Datenbank des Händlers speist, wie das Datengespenst immer dichter wird, für uns als Spieler von „Data Dealer“ immer lukrativer und für uns als Internetnutzer zugleich immer unheimlicher.

Die Kontakteute im Spiel sind Karikaturen, die Geschäfte fiktiv, ihre Grundlagen allerdings haben die Entwickler sorgfältig recherchiert. Ihre Arbeit wird einmal leisten können, was kein Warnhinweis, kein aufklärender Artikel und keine Unterrichtsstunde vermag: Schon nach einer halben Stunde ist unsere vage Ahnung vom Nutzen und der Missbrauchsanfälligkeit unserer Daten, die wir tagtäglich im Internet oder auch in den Datenbanken von Ämtern und Institutionen hinterlassen, dieses diffuse Unbehagen, das wir alle kennen, einem Gefühl erster Besorgnis gewichen. Der Wunsch nach einem digitalen Selbstschutzreflex ist wieder ein ganzes Stück größer geworden. FRIDTJOF KÜCHEMANN

unermesslichen historischen Schätze hat die staatliche Institution jetzt einen Vertrag mit Youtube geschlossen: Stolz 57 000 Sendungen aus sechzig Jahren sollen über die Video-Plattform vertrieben werden.

„Dieses Abkommen entspricht unserer Strategie, ein neues Publikum zu erreichen – auch außerhalb Frankreichs“, begründet INA-Direktor Mathieu Gallet den Schritt. Die Kooperation fördere die weltweite Ausstrahlung der französischen Kultur, freut sich auch Youtube-Sprecher Christophe Muller: „Alle bekommen Zugang zu den großen Momenten des französischen Fernsehens.“ J.A.

Weibliche Wallungen

„Halbe Hundert“, eine Komödie über Frauen

Gibt es ein Leben jenseits der fünfzig? Für Männer ganz bestimmt, sie sind ja dann in ihren besten Jahren. Frauen hingegen sollte man auf ihr Alter lieber erst gar nicht ansprechen. Wechseljahre sind nichts, was sich zum Partytalk eignet. Wie forsch nimmt sich eine männliche Midlife-Crisis gegen das weibliche Klimakterium aus. Nur die wenigsten Frauen würden zugeben, in was für unterschiedliche, oft genug vergebliche Unternehmungen sie sich stürzen, um den Hormonwandel zu bekämpfen. Und überhaupt – das ganze verflixte fünfzigste Jahr. Dass Frauen im Zustand ihrer größten hormonellen Not durchaus Stoff für eine Komödie abgeben, zeigt sich heute im Ersten. Matthias Tiefenbachers Film „Halbe Hundert“, nach dem Drehbuch von Silke Zertz, legt die Komik dabei nah an die Tragik.

Mit mehr oder weniger Erfolg versuchen Anne, Charlotte und Fiona, von Martina Gedeck, Johanna Gastdorf und Leslie Malton fabelhaft verkörpert, ihrem fortgeschrittenen Frauenalter zu trotzen. Fürchtete noch jede der drei bis vor kurzem, ihr Leben werde sich jenseits der magischen Zahl in ruhigerem Fahrwasser bewegen, stellen sie nun fest, dass sich genau das Gegenteil ereignet. Allesamt stehen sie vor der Frage, ob sie ihr Leben überhaupt noch so weiterführen können wie bisher. Die Ehe von Anne, der als Koryphäe gefeierten Handchirurgin, steht vor dem Aus. Jahrelang hat sich ihr Mann ums schicke Haus und die pubertierende Tochter gekümmert. Und plötzlich geht Klaus, ein Lehrer, der nie mit dem Modegebot der Achtundsechziger gebrochen hat, neue Wege, nämlich gemeinsam mit seiner Tochter und deren Meerschweinchen in die Arme eines Hungerhakens im Teenageralter. Anne reagiert unnachgiebig und überspannt. Und weil sie sich beim bevorstehenden Ärztekongress nicht allein an der Bar sehen lassen will, nimmt sie die Dienste eines Callboys in Anspruch. Die Folgen sind absehbar, nicht aber, wohin das alles führt. Es beeindruckt, wie Martina Gedeck Annes prekären Charakter aus Dominanz, Kontrollsucht und Verletztheit noch in kleinsten Regungen sichtbar macht.

Robust und bodenständig ist Charlotte, Johanna Gastdorfs Rolle, die sich jahrelang für die Familie aufgerieben hat. Als sie jedoch ein Kind in der Straßenbahn mit „Oma“ anspricht, ist für Charlotte, Wallungen hin oder her, das Maß voll. Sie begehrt dagegen auf, dass ihre erwachsenen Söhne noch immer das Hotel Mama frequentieren und Ehemann Frieder, der seine demenzkranke Mutter einquartiert hat, auch nach Jahren nicht weiß, wo das Putzzeug steht. Mit einer Schönheitsoperation, die sie sich nicht leisten kann, will Charlotte ihren Welt-schmerz lindern. Doch es kommt anders und sie nicht unters Messer, sondern zur Chemotherapie.

Während die dreifache Mutter um ihr Leben kämpft, ringt die kinderlose Fiona (Leslie Malton) allenfalls mit Fältchen und grauen Haaren. Doch empfindet die dreifach geschiedene Boutiquebesitzerin diesen aussichtslosen Kampf nicht weniger existentiell, was sie zur tragischen Figur macht. Die scheinbar konventionelle Geschichte dieses weiblichen Trios ist oft rührend, aber nie rührselig erzählt und erfährt im Laufe des Films einige überraschende Wendungen, die Dora Vajda in ihrem sprunghaften Schnitt auch auf der Bildebene umsetzt. „Halbe Hundert“ ist zweifellos ein Film über Frauen, aber deshalb noch lange nicht nur für Frauen. Wie hier auch schwerwiegende Entscheidungen mit leichter Hand verhandelt werden, ist unterhaltend, ungeüert und geistreich, und das geschlechterübergreifend. SANDRA KEGEL

Halbe Hundert läuft um 20.15 Uhr im Ersten.

Zutiefst betroffen und voller Trauer haben wir erfahren, dass unser geschätzter Kollege

Stefan Lietz

Steuerberater Wirtschaftsprüfer

nach schwerer Krankheit am 21. März 2012 nur einen Tag vor seinem 57. Geburtstag verstorben ist.

Stefan Lietz begann seine Karriere im September 1982 bei Peat Marwick. 1992 wurde er von KPMG zum Partner bestellt. Neben seiner Mandatsarbeit hat er sich jahrelang sehr intensiv für die fachliche Ausbildung unserer jungen Kolleginnen und Kollegen engagiert. Für seine Expertise, sein persönliches Engagement und seinen Teamgeist wurde er von Mandanten, Kollegen und Mitarbeitern gleichermaßen hochgeachtet.

In Gedanken sind wir bei seiner Familie.

**KPMG AG Wirtschaftsprüfungsgesellschaft
Vorstand, Partner, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter**

In tiefer Trauer nehmen wir Abschied von

Georg Braunleder

* 28. Juli 1944 † 18. März 2012

Herr Georg Braunleder trat 1974 in unser Unternehmen ein und war bis zu seiner Pensionierung mit Erfolg in verschiedenen verantwortungsvollen Funktionen im In- und Ausland tätig. Große Verdienste erwarb er sich während seiner langjährigen Tätigkeit als Geschäftsführer und Landessprecher unserer Gesellschaft Bayer de Mexico S.A. de C.V. Darüber hinaus wurde Herr Braunleder während seiner Tätigkeit in Mexiko in den Vorstand der Mexikanisch-Deutschen Industrie- und Handelskammer, sowie in den Vorstand des Oberen Mexikanischen Arbeitgeberverbandes berufen.

Hoher persönlicher Einsatz und reiche Erfahrungen zeichneten den Verstorbenen aus. Sein Schaffen war geprägt von Fachkompetenz, Kreativität, Tatkraft und hoher sozialer Sensibilität.

In Hochachtung und Dankbarkeit werden wir Herrn Georg Braunleder in ehrender Erinnerung behalten.

BAYER AG

Wir trauern um

Herrn Bundesbankdirektor a. D.

Träger des Verdienstkreuzes am Bande
des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland

Alwin Kloft

der am 24. März 2012 im Alter von 81 Jahren starb.

Herr Kloft trat 1955 in die Dienste der Deutschen Bundesbank und war viele Jahre in verantwortungsvollen Positionen tätig. Seit 1994 leitete er die Hauptabteilung Ausland und von 1996 bis zu seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst nahm er die Position des Compliance-Beauftragten wahr.

Seine höfliche, hilfsbereite Art sowie sein umfangreiches Fachwissen machten ihn zu einem herausragenden Mitarbeiter. Dank seines abgewogenen und zuverlässigen Rates genoss Herr Kloft hohe Wertschätzung.

Wir werden Herrn Kloft ein ehrendes Gedenken bewahren.

Deutsche Bundesbank

Vorstand

Personalrat

Schmutz als Schutz?

Allergien: Die „Hygiene-Hypothese“ wird gestützt

Kinder, die auf Bauernhöfen aufwachsen, neigen dank ihrer keimreichen Umgebung weniger zu Allergien und Asthma – diese Geschichte hat man inzwischen so häufig gehört, dass kaum noch zu unterscheiden ist, ob es sich um ein seriöses Studienergebnis handelt oder eher um eine lange überlieferte Binsenweisheit. In Wissenschaftlerkreisen firmiert die Geschichte von der keimreichen Umgebung, die das Immunsystem stärkt, als „Hygiene-Hypothese“. Aufgestellt wurde sie 1989 von dem Londoner Epidemiologen David Strachan, der im „British Medical Journal“ eine Untersuchung an 17 000 im Jahr 1958 geborenen Probanden veröffentlichte. Je mehr Geschwister ein Studienteilnehmer hatte, desto weniger wahrscheinlich kamen bei ihm Heuschnupfen, allergische Rhinitis und Neurodermitis vor. Strachan schrieb, dass offenbar früh durchgemachte ansteckende Atemwegsinfektionen eine Schutzfunktion gehabt hätten. Immer wieder bestätigten Forscher in den Folgejahren Strachans Hypothese und wiesen darauf hin, dass die sterile Umgebung und die hohen Hygienestandards in Industrieländern möglicherweise schuld am Anstieg von Allergien seien. Zwischendurch aber gab es auch Ergebnisse, die an der Hypothese zweifeln ließen, etwa eine Studie der Erasmus Universiteit in Rotterdam, die im Jahr 2009 zeigte, dass Hortkinder, die sich durch den frühen Kontakt zu anderen viele Krankheiten zugezogen hatten, keineswegs weniger an Allergien litten.

In diesen Tagen erfährt die „Hygiene-Hypothese“ jedoch noch einmal massive Unterstützung. Eine deutsch-amerikanische Forschergruppe um Richard Blumberg von der Harvard Medical School in Boston und Torsten Olszak von der Ludwig-Maximilians-Universität München decken in „Science“ die zellulären Hintergründe der „Hygiene-Hypothese“ auf (doi: 10.1126/science.1219328). Im Tierversuch zeigen sie, dass Darmkeime, die Mäuse in den ersten Lebenswochen aus der Umwelt aufnehmen, offenbar mit Immunzellen interagieren und so autoimmunen Krankheiten entgegenwirken, etwa entzündlichen Darmerkrankungen – zu denen beim Menschen Morbus Crohn gehört – und Asthma. Keimfrei aufgezogene Mäuse, deren Käfige und

Futter steril sind, beherbergen demnach in Darm und Lunge eine ungewöhnlich hohe Anzahl an natürlichen Killerzellen, Immunzellen, die Entzündungsreaktionen auslösen, wenn sie Antigene im Körper registrieren.

Die keimfrei aufgezogenen Mäuse entwickelten signifikant häufiger Asthma und Colitis als Kontrolltiere, die nicht keimfrei aufgezogen wurden. Um die Krankheiten auszulösen, bedienten die Wissenschaftler sich zweier Modelle: Mit Oxazolol lässt sich bei Mäusen Colitis erzeugen, eine entzündliche Darmerkrankung, die der menschlichen Colitis ulcerosa ähnelt. Mit Ovalbumin löst man allergisches Asthma aus. In der Studie entwickelten Mäuse, die aufgrund einer gentechnischen Modifikation keine natürlichen Killerzellen aufwiesen, trotz keimfreier Aufzucht keine Colitis. Auch wenn die Forscher die Killerzellen mit einem Antikörper blockierten, blieben beide Erkrankungen aus. Und zu guter Letzt ließen sich die Mäuse vor Asthma und Colitis schützen, wenn man sie noch in der Jugend in Käfige mit normalen, mit Keimen besiedelten Artgenossen umziehen ließ. Der Umzug reduzierte rasch die Zahl der Killerzellen. Offenbar reagierten diese Zellen auf die Zusammensetzung der mikrobiellen Darmflora, ist Blumbergs Fazit. Involviert in die Interaktion ist möglicherweise der Signalstoff CXCL16, der bei keimfreien Mäusen in höherer Menge vorkam.

Dass der Zusammenhang zwischen Darmflora und Allergien wichtiger ist als angenommen, legt auch eine aktuelle Studie der University of Pennsylvania in „Nature Medicine“ (doi: 10.1038/nm.2657) nahe. Mäuse, die keimfrei aufwachsen oder aber Antibiotika erhalten und so ihre Darmflora verlieren, entwickeln demnach eine besonders starke asthmatische Reaktion auf Allergene aus Hausstaubmilben. Zwar gebe es keine keimfreien Menschen, heißt es in einem Begleitartikel zur Blumberg-Studie in „Science“, in dem Kommentare von Wissenschaftlern versammelt werden. Dennoch seien die Daten aus dem Tierversuch ernst zu nehmen. Die Gruppe um Blumberg will als Nächstes herausfinden, welche unter den vielen Darmbesiedlern dem Immunsystem zugutekommen. CHRISTINA HUCKLENBROICH

Frühzeitige Infarktdiagnose

Gefäßzellen im Blut von Herzkranken sind Alarmsignal

Mit einer neuen Nachweismethode lassen sich Herzinfarkte möglicherweise frühzeitig und damit noch vor dem massiven Untergang von Herzmuskelzellen diagnostizieren. Anlass zu einer solchen Vermutung geben Forschungsergebnisse von amerikanischen Wissenschaftlern, unter ihnen Samir Damani und Eric Topol vom Scripps Translational Science Institute in La Jolla (Kalifornien).

Die Erkenntnisse der Kardiologen bestätigen ein schon früher beobachtetes, aber nie systematisch untersuchtes Phänomen. Demnach befinden sich im Blut von Patienten mit akuter Herzattacke auffallend viele Zellen des Endothels – jener dem Blutstrom zugewandten Gefäßschicht, die bei der Entstehung arteriosklerotischer Leiden, etwa Herzinfarkt und Hirnschlag, eine maßgebliche Rolle spielt. Im gesunden Zustand undurchlässig, wird das Endothel bei beständiger Attacke gefäßschädlicher Aggressoren zunehmend undicht. Für Arterioskleroseförderer unterschiedlichster Couleur ist es dann ein Leichtes, in die Arterienwand einzudringen. In der Folge bilden sich fett- und kalkreiche Gefäßkrusten, sogenannte Plaques, die den Blutstrom teilweise nachhaltig behindern. Schädigungen der Gefäßinnenhaut sind aber nicht nur der erste Schritt auf dem Weg zum Infarkt, sondern zugleich auch der letzte. Denn hierzu kommt es für gewöhnlich, wenn eine Gefäßkruste aufrichtet und die Blutplättchen beim Kontakt mit dem Plaqueinhalt verklumpen. Je schneller es dabei gelingt, die verstopfte Ader zu öffnen, desto eher lässt sich das vom Infarkt betroffene Herzgewebe retten.

Seit Jahren suchen Forscher daher nach Mitteln und Wegen, die es ermöglichen, die Zeitspanne zwischen den ersten Rissen in der arteriosklerotischen Plaque und der Infarktdiagnose zu ver-

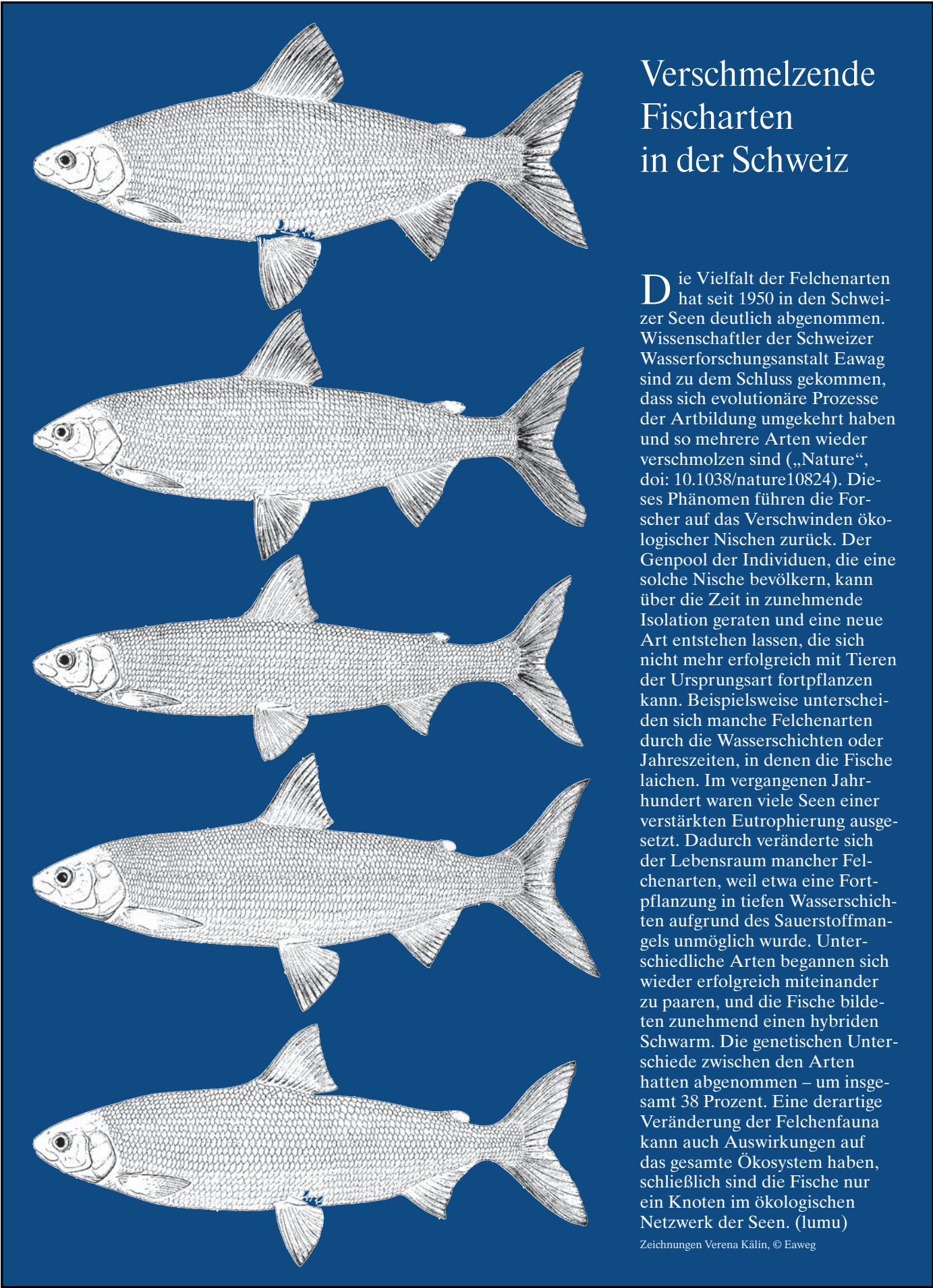
kürzen. Mit diesem Ziel vor Augen, haben Damani und seine Kollegen die zirkulierenden Endothelzellen von 50 Patienten mit akutem Herzinfarkt und jene von 44 gesunden Probanden genau unter die Lupe genommen. Bei ihren Untersuchungen stützen sich sie auf ein Verfahren, das offenbar eine besonders akkurate Bestimmung und Auszählung der gesuchten Zellen erlaubt. Wie die Autoren in der aktuellen Online-Ausgabe der Zeitschrift „Science Translational Medicine“ (Bd. 4, 126ra33) berichten, fanden sie im Blut der Herzkranken tatsächlich ungewöhnlich viele Endothelzellen, und zwar etwa viermal so viele wie bei den gesunden Versuchspersonen. Die Zellen der Infarktpatienten waren zudem zweieinhalb Mal so groß wie die von Gesunden, ausgesprochen unförmig gestaltet und zudem häufig mit drei und mehr Zellkernen bestückt.

Das neue Verfahren berge die Chance, Infarkte bereits im Entstehungsprozess zu erkennen, schreiben die Autoren. Denn Risse in der arteriosklerotischen Plaque führten nicht immer sofort zum Gefäßverschluss. So sei es nicht ungewöhnlich, dass Herzuntersuchungen beruhigende Ergebnisse erzielen, die betreffenden Personen aber dennoch wenige Tage bis Wochen später einen Infarkt oder einen plötzlichen Herztod erleiden. Gelänge es, das herannahende Unheil zu entdecken, könnte man es vielleicht abwenden. Offen ist bislang freilich, ob das von den Forschern verwendete Verfahren eine so frühzeitige Diagnose erlaubt. Hierzu muss erst noch geklärt werden, ob auch drohende – und nicht nur akute – Infarkte zur Anreicherung unförmiger Endothelzellen im Blut führen und, falls ja, wie zuverlässig sich dieses Alarmsignal mit den verfügbaren Nachweismethoden erfassen lässt. NICOLA VON LUTTEROTTI

Holländer zufrieden mit Screening der Brust

Auf lange Sicht kann ein konsequentes Brustkrebs-Screening offenbar die erhoffte Wirkung erzielen und helfen, die tumorbedingte Sterblichkeit zu senken. Das zeigt die Bilanz des niederländischen Programms zwanzig Jahre nach dem Start der Reihenuntersuchungen, die Jacques Fracheboud von der Erasmus-Universität in Rotterdam auf der achten Europäischen Brustkrebskonferenz präsentiert hat. An Brustkrebs starben demnach 2009 ein Drittel weniger Frauen als noch vor 1989. Bis zum Start des Screenings war die Sterblichkeit um 0,3 Prozent gestiegen, danach im Schnitt um 1,7 Prozent gesunken. Gut 2,9 Millionen Frauen zwischen 55 und 79 Jahren –

achtzig Prozent – haben die an sie verschickten Einladungen zum Screening angenommen, im Schnitt waren es fünf Mammografien pro Frau. Knapp 66 000 Tumore wurden festgestellt. Das Risiko, dass fälschlich ein Tumor erkannt wurde, lag für Frauen, die sich alle zwei Jahre untersuchen ließen, nach zwanzig Jahren bei sechs Prozent. Und die Gefahr, dass man einen an sich harmlosen Knoten entfernen ließ, lag in der Screening-Gruppe bei neun Prozent – eine Rate, die dreimal so hoch liegt wie in der Gesamtpopulation, aber nach Auffassung Frachebouds den Nutzen des jährlich gut 50 Millionen Euro teuren Screening-Programms nicht in Frage stellt. Brusttumore würden immer früher entdeckt und – freilich vor allem auch wegen verbesserter Therapien – immer seltener zum Tod führen. F.A.Z.



Verschmelzende Fischarten in der Schweiz

Die Vielfalt der Felchenarten hat seit 1950 in den Schweizer Seen deutlich abgenommen. Wissenschaftler der Schweizer Wasserforschungsanstalt Eawag sind zu dem Schluss gekommen, dass sich evolutionäre Prozesse der Artbildung umgekehrt haben und so mehrere Arten wieder verschmolzen sind („Nature“, doi: 10.1038/nature10824). Dieses Phänomen führen die Forscher auf das Verschwinden ökologischer Nischen zurück. Der Genpool der Individuen, die eine solche Nische bevölkern, kann über die Zeit in zunehmende Isolation geraten und eine neue Art entstehen lassen, die sich nicht mehr erfolgreich mit Tieren der Ursprungsart fortpflanzen kann. Beispielsweise unterscheiden sich manche Felchenarten durch die Wasserschichten oder Jahreszeiten, in denen die Fische laichen. Im vergangenen Jahrhundert waren viele Seen einer verstärkten Eutrophierung ausgesetzt. Dadurch veränderte sich der Lebensraum mancher Felchenarten, weil etwa eine Fortpflanzung in tiefen Wasserschichten aufgrund des Sauerstoffmangels unmöglich wurde. Unterschiedliche Arten begannen sich wieder erfolgreich miteinander zu paaren, und die Fische bildeten zunehmend einen hybriden Schwarm. Die genetischen Unterschiede zwischen den Arten hatten abgenommen – um insgesamt 38 Prozent. Eine derartige Veränderung der Felchenfauna kann auch Auswirkungen auf das gesamte Ökosystem haben, schließlich sind die Fische nur ein Knoten im ökologischen Netzwerk der Seen. (lumu)

Zeichnungen Verena Kilian, © Eawag

Kleiner Planet mit riesigem Kern

Der Merkur wird seit einem Jahr von der Raumsonde Messenger observiert. Jetzt hat diese ins Innere des sonnennächsten Planeten geblickt.

Von Hermann-Michael Hahn

Der Merkur ist von den erdähnlichen Planeten unseres Sonnensystems am wenigsten erforscht. Aufgrund seiner Sonnennähe ist er ein schwieriges, für Teleskope und satellitengestützte Instrumente ziemlich unzugängliches Beobachtungsobjekt. Entsprechend dürftig war bislang das Wissen, das im Wesentlichen auf den Daten beruhte, die in den siebziger Jahren die Raumsonde Mariner-10 übermittelt hatte. Seit dem 18. März 2011 umkreist nun die amerikanische Raumsonde Messenger den sonnennächsten Planeten und erkundet dessen Oberfläche. Nach einem Jahr intensiver Erforschung des Merkur können die Forscher nun mit zum Teil überraschenden Ergebnissen aufwarten (siehe F.A.Z. vom 12. Oktober 2011). Unerwartet ist jetzt das neue Bild vom inneren Aufbau des Planeten.

Seit langem weiß man, dass Merkur, der mit rund 4880 Kilometer Durchmesser kleinste Planet im Sonnensystem, ungewöhnlich schwer ist und entsprechend viel schweres Material wie Eisen enthalten muss. Bislang hatte man deshalb angenommen, dass Merkur einen großen Eisenkern besitzt, der rund drei viertel des Planetendurchmessers ausmacht. Aus dem Verlauf der Flugbahn von Messenger, die über Polregionen des Planeten hinwegführt und so dem Einfluss des gesamten Schwerfelds des Planeten ausgesetzt ist, haben die Forscher vom Department of Earth, Atmospheric and Planetary Sciences am Massachusetts Institute of Technology in Cambridge abgeleitet, dass der Kern des Merkur noch größer ist und aus unerwartet vielen Schichten besteht. So beginnt unter der Kruste und dem Gesteinsmantel bereits in einer Tiefe von knapp vierhundert Kilometern der äußere, feste Kernbereich. Er muss neben Ei-

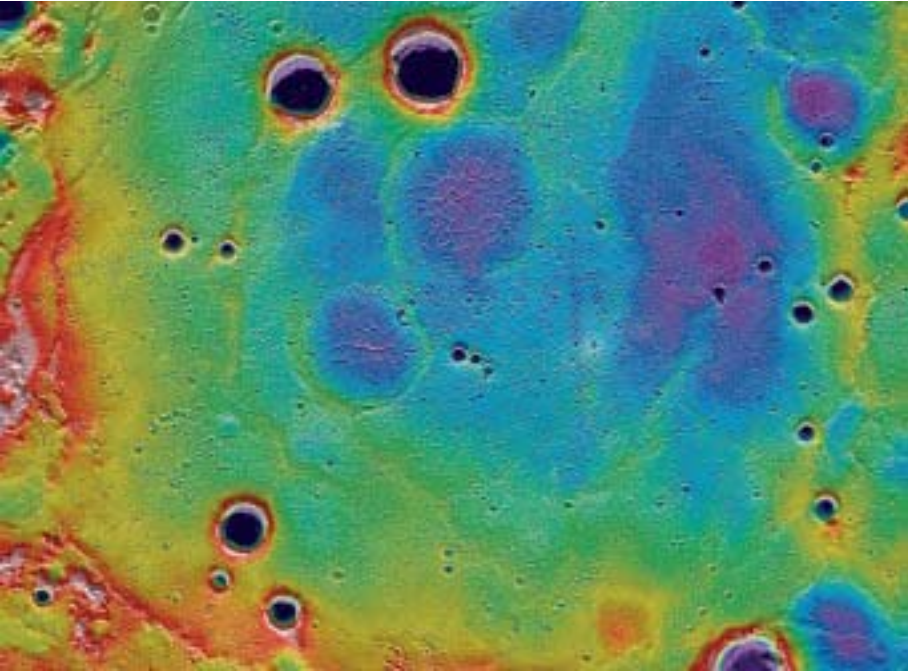
sen auch große Mengen an Schwefel enthalten, das sich mit dem Eisen zu Eisensulfid verbunden hat. Nach innen schließt sich ein zumindest teilweise flüssiger Kernbereich an, der einen vermutlich festen zentralen Eisenkern umgibt, wie die Wissenschaftler um Maria Zuber und David Smith in der Online-Ausgabe der Zeitschrift „Science“ (doi: 10.1126/science.1218805) berichten.

Der hohe Schwefelanteil zumindest im äußeren Kernbereich ist nach Ansicht des amerikanischen Planetenforschers Stanton Peale ein starker Hinweis darauf, dass die ursprünglichen „Bausteine“ des Merkur nicht allein aus dem sonnennahen Teil der Gas- und Staubwolke stammen, die vor mehr als 4,6 Milliarden Jahren die Rohstoffe für die Planeten bereithielt. Peale, inzwischen emeritiert, hat schon vor vielen Jahren an der University of California in Santa Barbara Verfahren zur Entschleierung der Struktur des Merkurkerns konzipiert. Seiner Meinung nach müsse Merkur auch Bestandteile haben, die aus weiter entfernten Regionen kommen – eine Erkenntnis, die für das Verständnis der Planetenentstehung allgemein Konsequenzen habe.

Der überraschend geringe Höhenunterschied zwischen den höchsten Erhebun-

gen und den tiefsten Senken (zumindest auf der bislang erfassten Nordhalbkugel des Planeten), den man nun festgestellt hat, dürfte mit dem großen, massereichen Kern des Merkur in Zusammenhang stehen. Das Höhenspektrum umfasst nur rund 9,5 Kilometer, gegenüber 19 Kilometern beim deutlich kleineren Mond und fast 30 Kilometern beim etwa anderthalbmal so großen Mars. Durch die vergleichsweise große Schwerkraft an der Merkuroberfläche scheinen größere Höhenunterschiede in der dünnen Gesteinskruste tendenziell eingeebnet worden zu sein.

Da sich ein großer Kern auch langsamer abkühlt, hat er noch über längere Zeit nach der Planetenentstehung hinreichend starken Vulkanismus gefördert und so zusätzlich zu einer „Glättung“ der Oberfläche beigetragen. Daten des Radarhöhenmessers von Messenger zeigen zum Beispiel, dass Teile des riesigen Caloris-Beckens, des mit 1550 Kilometer Durchmesser größten Einschlagskraters auf Merkur, über die Gebirgsringe am Rand hinaus aufragen. Darüber hinaus sind Spuren einer lang anhaltenden vulkanischen und tektonischen Aktivität an vielen Stellen der inzwischen von mehr als hunderttausend Aufnahmen detailreich erfassten Merkuroberfläche zu erkennen.



Wie flach die Merkuroberfläche ist, erkennt man an diesem farblich kodierten Höhenprofil eines Ausschnitts der nördlichen Hemisphäre des Planeten. Die violetten Farbtöne entsprechen tieferen Lagen. Bei den grünen, gelben und weißen Bereichen handelt es sich um höhere Gebiete. Deutlich zu erkennen sind die runden Einschlagkrater.

Foto Nasa

Leckere Arznei

Die meisten von uns halten Schokolade noch immer für ein Lebensmittel. Im besten Fall sieht man es als natürliches Betriebsmittel für unser Belohnungs- und Bildungssystem, im schlechtesten als halbsynthetischen Dickmacher – in jedem Fall denkt fast jeder zuerst ans Essen. Das könnte daran liegen, dass Schokolade konsequent in der falschen Verpackung vertrieben wird. Oder sagen wir besser: dass sie gut getarnt wird. Wir nehmen es da etwas genauer. Schokolade ist nämlich ein hochveredeltes Arzneimittel von der allerbesten Sorte. Das sind jene Mittel, die einem nicht nur das taube Körpergefühl wirksam vertreiben und den Rost vergessen lassen, sondern auch überhaupt erst im physischen und seelischen Kampf gegen die tägliche Mühsal des Daseins wappnen. Auf dem europäischen Kardiologen-Kongress vor einem halben Jahr hat man es schon als „offiziell“ verkündet: Metaanalysen von mehreren Studien mit mehr als hunderttausend Probanden haben die Schutzwirkung von regelmäßigem Schokoladekonsum – und zwar unabhängig, ob dunkle, weiße oder braune Milchsokolade – für Herz und Gefäße bestätigt. Entscheidend seien die antioxidativ wirkenden Polyphenole im Kakao. Inzwischen haben wir auch noch handfeste Hinweise, dass Schokolade das gute Cholesterin fördert, den Feuchtigkeitssgrad der Haut verbessert, sogar Zahnbelag verhindern soll und dass zumindest die epicatechinreiche dunkle Schokolade den energiespeisenden Mitochondrien in den Muskeln zuckerkranker Patienten neue Frische zu verleihen vermag. Warum wir trotzdem gezögert haben, den Arzneimittel-Genehmigungsbehörden die Registrierung von Schokoladenprodukten zu empfehlen, lag weniger an der leider noch immer unbeantworteten Frage der Dosierung, sondern an dem leidigen Kalorienproblem. Bei fünfhundert Kalorien pro hundert Gramm ist ein Warnhinweis im Beipackzettel fällig. Darauf können wir jetzt erst mal verzichten. Kalifornische Ärzte haben festgestellt: Regelmäßige, aber nicht übermäßige Schokoladenesser sind dünner. In den „Archives of Internal Medicine“ berichten sie von ihren Erfahrungen mit tausend befragten Frauen und Männern, die mehrmals pro Woche Schokolade genossen und definitiv mehr Kalorien zu sich genommen, aber keineswegs mehr Sport getrieben haben. Ihre These: Auf die Zusammensetzung, weniger auf die absolute Zahl an Kalorien kommt es an. Die Frage, ob sich bestimmte Stoffwechseltypen mehr Schokolade als andere gönnen, weil sie per se einen höheren Kalorienbedarf haben, hat man nicht untersucht. Darauf kommt es uns erstmal auch gar nicht an. Die Lust auf Schokolade gehört sowieso im Kern zu unseren unwillkürlichen, schwer beeinflussbaren Entscheidungen. Wichtiger ist doch: Ein nebenwirkungsarmes rezeptfreies Arzneimittel mit so vielen Wohltaten gehört auch in jedes Apothekenregal. jom

Ärzte verschreiben risikoreicheres Mittel

Zur Blutdrucksenkung verordnen Ärzte offenbar immer noch den Kalziumantagonisten Nifedipin. Dieses Arzneimittel steht wie 82 andere Medikamente auf der „Priscus“-Liste, für die es insbesondere für ältere Menschen über 65 Jahre risikoärmere Mittel gibt. Der schnell freisetzende Blutdrucksenker erhöht allgemein die Sterblichkeit und die Gefahr eines Herzinfarktes. Bei einer Untersuchung, die Ingrid Schubert von der Universität Köln sowie Kollegen der Universität Witten/Herdecke und des Helios-Klinikums Wuppertal bei rund 260 000 Versicherten vorgenommen haben, erhielten im Jahr 2010 knapp ein Prozent das Mittel („Deutsches Ärzteblatt“, Bd. 109, S. 215). „Diese Patienten waren einem höheren Risiko ausgesetzt“, so die Ärzte. F.A.Z.

Heute

Nanotechnik in der Natur
Der Lotuseffekt, das Abperlen von Wassertropfen auf genoppten Oberflächen, ist nicht nur unter Pflanzen verbreitet. Sogar Schnaken und Vögel nutzen den physikalischen Mechanismus. **Seite N2**

Die Furcht des Herrn
Kann es einen Staat aus lauter Atheisten geben? So fragte die Philosophie lange Zeit, bis zurückgefragt wurde: Hat ein Staat aus religiösen Fanatikern Bestand? Eine Ideengeschichte des Unglaubens. **Seite N3**

Apologie des Schulbuchs
Didaktische Konzepte und Schulstrukturen werden viel diskutiert. Doch über die Unterrichtsmaterialien, die das Geschehen im Klassenzimmer mindestens genauso prägen, redet fast niemand. **Seite N5**

+++ Klimaticker +++

+++ 18. März. Wenn es weiter geht wie bisher, könnten 68 Prozent der artenreichen Nebelwälder Mexikos durch die Klimaerwärmung verschwinden, weitere 31 Prozent würden zudem bis zum Jahr 2080 abgeholzt – macht 99 Prozent Verlust. Das berichten mexikanische und amerikanische Forscher in der Zeitschrift „Nature Climate Change“. Die mexikanische Regierung hat daraufhin die Drogenbarone des Landes aufgefordert, ihr Patenschaftsprogramm für ungenutzte Bergwaldregionen einzustellen. Auf die Unterstützung der Kirche wartet man vergeblich: Der Papst hat bei seinem Mexiko-Besuch am Wochenende kein Wort über Wälder und Drogen verloren. +++

+++ 23. März. 2011 war das wärmste Jahr seit Beginn regelmäßiger Messungen – das wärmste Jahr zumindest mit einer La-Niña-Anomalie. Das hat die Weltmeteorologie-Behörde in Genf mitgeteilt. La Niña, das Gegenstück zu El Niño, lässt ungewöhnlich kalte Wassermassen im tropischen Pazifik ansammeln und beeinflusst damit Wetterphänomene weltweit. Zum Beispiel kam es in Nordafrika und Nordamerika zu extremen Dürreperioden, in Japan dagegen zu Extremniederschlägen. Nordamerika erlebte eine der verheerendsten Tornado-Saisons überhaupt. Was Wetterextreme angeht, haben Dim Coumou und Stefan Rahmstorf vom Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung in „Nature Climate Change“ deutlich gemacht, dass die gehäuften Extreme des vergangenen Jahrzehnts nicht von ungefähr kommen. Ihre statistischen Analysen und Klimamodelle zeigten vielmehr, dass die globale Erwärmung das Wetter immer öfter aus dem Ruder laufen lässt. Nur bei Stürmen ist die Beweislage unklar. Rahmstorf begrüßte seinen Befund in einem historischen Nachwort. Die physikalische Widerstandskraft der Luftzirkulation im Kampf gegen den Klimawandel sei ein idealer Wegbereiter der Energiewende. Leider müssten nämlich die meisten Windkraftanlagen ab Orkanstärke abgeschaltet werden. +++

+++ 25. März. Die Wahrscheinlichkeit, dass die globale Durchschnittstemperatur nicht erst im Jahr 2100, sondern schon 2050 um 1,4 bis 3 Grad ansteigt, liegt im Bereich des „Wahrscheinlichen“. Das haben Simulationen ergeben, die Myles Allen an der Oxford-Universität vorgenommen hat. Wie er in „Nature Geoscience“ schreibt, wurden für die Analyse Tausende unterschiedliche regionale Klimamodelle herangezogen, die das historische Klima am zuverlässigsten rekapitulierten. In „Nature Climate Change“ behauptete Pascale Braconnot von CNRS in Gif-sur-Yvette Cedex ein paar Tage zuvor in einem Review zur Evaluation von Klimamodellen mit Paläoklimadaten: „Es gibt große Unsicherheiten über das Ausmaß der Erwärmung und über den künftigen Verlauf der Niederschlagsmuster ...“ Solche semantischen Ausrutscher gleich im Anfang eines Abstracts sollen künftig unter sagt werden, wie aus Kreisen des Weltklimarates IPCC zu hören ist. Superlativ im Zusammenhang mit Modell-Unsicherheiten sollten künftig erst ab Seite 3 eines Papers erscheinen dürfen. +++ (jom)

ANZEIGE



Hirnforschung 4
Erkrankungen des Gehirns

ISBN 978-3-89843-187-3

Unfallfolgen, Alzheimer, Hirntumor: Ursachenforschung, aktueller Stand der Wissenschaft, Therapie- und Erfahrungsberichte. Ein Wissenschaftsbuch aus dem F.A.Z.-Archiv.

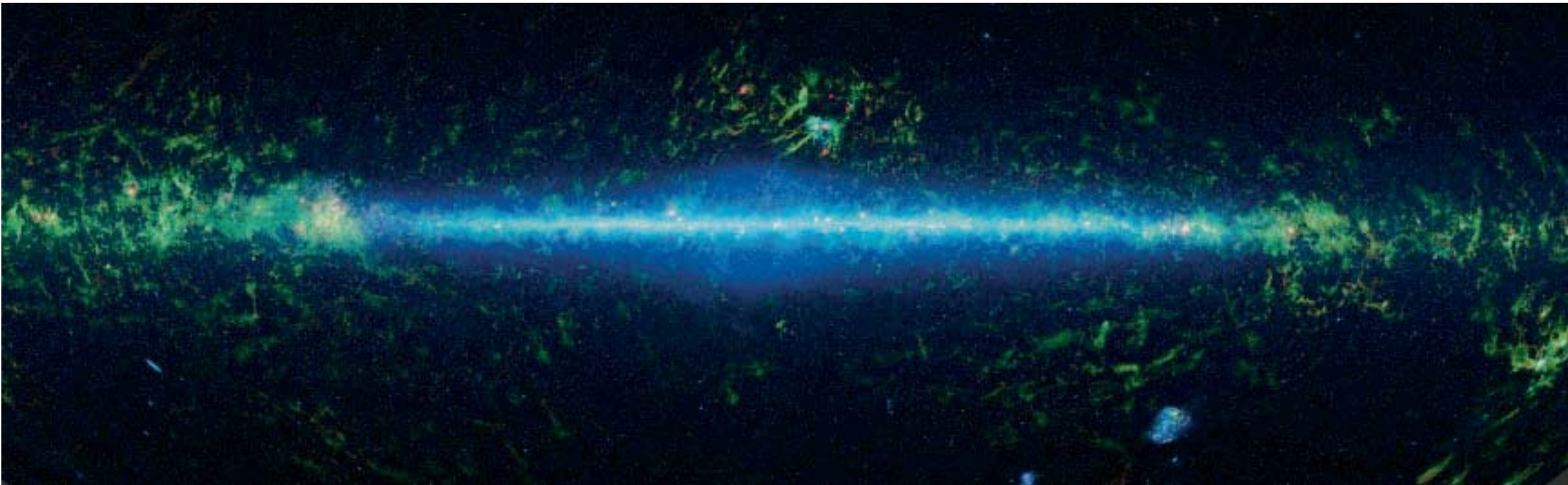
Doppel-CD, ca. 2 Stunden Spieldauer, **19,90 €**
Bestellen Sie telefonisch (069) 7591-10 10*, auf www.faz-hoerbuch.de oder im Buchhandel.

* Normaler Festnetzanschluss

Frankfurter Allgemeine Archiv

Ein Tarnmantel für Magnetfelder

Tarnkappen, die ein Objekt in ihrem Inneren zum Verschwinden bringen, gibt es bereits für Schall- und Mikrowellen sowie für infrarotes Licht. Nun haben Forscher von der Universität Barcelona eine entsprechende Vorrichtung für statische Magnetfelder entwickelt. Ein metallischer Gegenstand etwa, der sich im Inneren des Hohlzylinders befindet, spürt nichts von der Anwesenheit eines äußeren Magnetfelds. Das Geheimnis: Der Mantel des Zylinders besteht aus zwei Komponenten – einer inneren supraleitenden und einer äußeren ferromagnetischen Schicht. Beide Materialien haben entgegengesetzte Wirkung: Während der Supraleiter das Magnetfeld aus dem Zylinderinneren herausdrängt, zieht es der Ferromagnet hinein. Dadurch wird das Magnetfeld um den Hohlzylinder herumgelenkt, ohne es zu verformen („Science“, Bd. 335, S. 1466). Allerdings funktioniert der Effekt, den Alvaro Sanchez und seine Kollegen vor einem Jahr theoretisch beschrieben hat, nur, wenn man den Zylinder stark kühlt. F.A.Z.



Der von „Wise“ abgetastete Himmel im infraroten Spektralbereich – projiziert auf zwei Dimensionen

Der Himmel als Infrarotwelt

Zehn Monate lang hatte der amerikanische Infrarotsatellit Wise („Wide-Field Infrared Survey Explorer“) im Jahr 2010 anderthalbmal den gesamten Himmel abgetastet und mehr als 2,7 Millionen Bilder in vier infraroten Spektralbereichen aufgenommen. Jetzt hat die amerikanische Weltraumagentur Nasa die gesammelten Daten als Himmelsat-

las und Objektkatalog (www.nasa.gov/mission_pages/WISE/main/index.html) veröffentlicht. Der Atlas des Infrarot-Himmels besteht aus mehr als 18 000 Bildern, der Katalog enthält die Daten von mehr als 560 Millionen Sternen und Galaxien. Der Infrarotsatellit, der am 14. Dezember 2009 gestartet war, hat den Himmel mit höherer Empfind-

lichkeit und Auflösung erkundet als frühere Satelliten-Missionen. Die mit den Bildern erfassten Objekte reichen von Kometen und Asteroiden bis zu fernen Galaxien. Die „Scans“ dienten Astronomen der Suche nach vorher unbekannten Kleinkörpern im Sonnensystem, wobei ein Schwerpunkt bei den Objekten im Asteroidengürtel zwischen den Bah-

nen von Mars und Jupiter lag. Wise hat mehr als dreißigtausend zuvor unbekannte Asteroiden im Sonnensystem aufgespürt. Im Oktober 2010 war der als Kühlmittel für die Infrarotkamera verwendete flüssige Wasserstoff verbraucht, womit die primäre wissenschaftliche Mission von Wise endete. Im „warmen“ Zustand hat der Satellit

noch vier weitere Monate nach kleinen Himmelskörpern in der Umgebung der Erdbahn gesucht, bevor er am 17. Februar 2011 abgeschaltet wurde. Dabei ist er zuletzt auf einen etwa dreihundert Meter großen Trojaner-Asteroiden gestoßen, der sich entlang der Bahn unseres Heimatplaneten bewegt, dieser aber der Erde stets vauseilt. (mli)

Foto Nasa

Die Natur als Nanotechnologe

Nicht nur Pflanzen schützen sich mit ihren wasserabweisenden Oberflächen vor Nässe und Schmutz. Auch Insekten und Vögel, die in feuchten Gefilden zu Hause sind, nutzen den Lotuseffekt.

Der Lotuseffekt ist das bekannteste Beispiel für angewandte Nanotechnik in der Natur: Mikroskopisch kleine Noppen auf den Blättern der Lotospflanze lassen Wasser einfach abperlen, wobei die Tropfen praktischerweise auch kleine Schmutzpartikel mitnehmen. Doch nicht nur Pflanzen, auch Tiere, die in nasser Umgebung heimisch sind, wappnen sich mit wasserabweisenden Oberflächen. Genauer unter die Lupe genommen wurden kürzlich Entenfedern und die langen Beine der Schnaken, auch Stelmücken genannt. Mit ausgestreckten Beinen sind diese Insekten – nicht zu verwechseln mit Stechmücken – oft mehr als handtellergroß. Als erwachsene Tiere nehmen sie, wenn überhaupt, nur etwas Nektar zu sich. Ihre wurmförmigen Larven ernähren sich meistens von verrottenden Pflanzenteilen und wachsen vorwiegend in ziemlich feuchten Böden oder sogar unter Wasser heran. Aus der Puppenhülle geschlüpft, kommen die Schnaken ebenfalls häufig mit Wasser in Berührung. Sei es, dass sie sich auf regennassen Pflanzen niederlassen, mit herabhängenden Beinen dicht darüber hinwegfliegen oder ihre Eier darauf ablegen. Eine leicht benetzbare Oberfläche wäre in solchem Ambiente fatal, denn mit nassen Flügeln könnte die Schnake nicht mehr fliegen, und, wenn die Beine in Kontakt mit Wasser geraten, womöglich nicht einmal mehr davonkrabbeln.

Wissenschaftler von der James Cook University in Townsville, Queensland wählten als Forschungsobjekt die australische Schnake *Nephrotoma australa-*

siae, die nahe verwandt ist mit einigen hiesigen Schnaken. Wenn auf Beine oder Flügel dieses Insekts ein Wassertropfen gerät, wird er kugelfrund und kultert deshalb leicht herab. Auch wenn die Schnakenbeine auf eine Wasseroberfläche geraten, bleiben sie völlig trocken, ähnlich wie die Beine der als Wasserläufer bekannten Wanzen, berichten Hsuan-Ming Hu und Jolanta Watson in „The Journal of Experimental Biology“ (Bd. 214, S. 915). Was Schnakenbeine so wasserabstoßend macht, haben Untersuchungen mit dem Raster-Elektromikroskop gezeigt: Zwischen zahlreichen kleinen, mehr oder minder stark gekrümmten Härchen sitzen etliche mehrfach so große Haare. Diese schräg abstehenden Borsten, kerzengerade und knapp einen Zehntel Millimeter lang, sind die ersten, die mit einer Wasseroberfläche in Kontakt kommen. Dass sie die Wasseroberfläche eindellen, aber nicht darin eintauchen, verdanken sie schmalen Rippen, die sich von der Basis bis zur Spitze ziehen.

Dass es offenkundig auf diese Mikrostrukturen – jede nur Bruchteile eines Tausendstel Millimeters breit – ankommt, zeigte sich, als die Forscher die Borsten mit Polydimethylsiloxan verklebten. Wurde das Kunstharz so dünn aufgetragen, dass die Längsrippen noch deutlich hervorstanden, blieb die Schnakenborste weiterhin wasserabweisend. War der Überzug dagegen dick genug, um die Rillen zwischen den Längsrippen zu füllen, tauchte die Borste ins Wasser ein. Wie Messungen mit dem Raster-Kraftmikroskop offenbarten, vergrößerten sich die Adhäsionskräfte um das Zehnfache, sobald die Mikrostrukturen derart verkleistert wurden.

Dass die gerippten Borsten auf dem Schnakenbein nicht sonderlich dicht stehen, erleichtert es einem dort gelandeten Wassertropfen, zügig herabzurollen. Wenn das Bein mit größeren Tropfen kollidiert oder gar mit einer Pfütze, werden die Borsten niedergedrückt. Nun kommen auch die wasserabweisenden Eigenschaften der kürzeren Haare ins

Spiel. Zahlreiche Härchen sorgen dafür, dass durchgängig ein dünnes Luftpolster erhalten bleibt. Außerdem können sie winzige Wassertropfchen abfangen, die zwischen den langen Borsten hindurchrutschen. Auf den Flügeln der Schnake sind kurze, abwärtsgebogene Haare auch für voluminösere Tropfen zuständig.

Wenn Vögel ihr Gefieder vor Feuchtigkeit schützen, gehen sie ebenfalls Kompromisse ein. Das haben Chad M. Eliason und Matthew D. Shawkey von der University of Akron in Ohio bei Stockenten entdeckt. Verglichen mit anderen Federn, entpuppten sich die prächtig blauviolett glänzenden, mit denen die Enten ihre Flügel schmücken, als weniger wasserabweisend („The Journal of Experimental Biology“, Bd. 214, S. 2157). Dass Wassertropfen abperlen, verdanken Vogelfedern den seitlichen Strahlen, mit denen sich benachbarte Federäste ineinander verhaken, um gemeinsam eine mehr oder minder breite Fahne zu bilden. Gewöhnlich bieten die schmalen Kanten der Federstrahlen nur eine kleine Kontaktfläche für Wassertropfen.

Wenn Federn metallische Farbtöne tragen, sind ihre Strahlen allerdings breiter, geradezu bandförmig. Schließlich beruhen diese Strukturfarben darauf, dass Licht an dünnen Schichten unterschiedlicher optischer Dichte reflektiert wird. Wie zu erwarten, haftet Wasser an Federn mit solchen Mikrostrukturen deutlich besser als an Federn mit Pigmentfarben. Je satter der violette Ton der Strukturfarben, desto schlechter können aufgesprühte Wassertropfen abperlen. Entsprechend geringer war auch der Reinigungseffekt, wenn die Forscher die Federn mit Quarzpartikeln bestäubten. Vermutlich erfordert solche Farbenpracht, die das andere Geschlecht beeindruckt, eine besonders intensive Pflege. Welchen Preis andere Vögel – Pfauen zum Beispiel und viele Arten von Kolibris – für ihr buntschillerndes Federkleid zahlen müssen, ist noch eine offene Frage. DIEMUT KLÄRNER

Diamanten rasen an die Erdoberfläche

Dampf und Kohlendioxid sorgen für starken Auftrieb der Edelsteine in Vulkanen

Wie Diamanten entstehen, ist längst kein Geheimnis mehr. Seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wird nämlich Graphit im industriellen Maßstab unter hohem Druck in funkelnde Edelsteine umgewandelt. Wie natürliche Rohdiamanten aber aus dem Erdinneren an die Erdoberfläche gelangen, ist dagegen noch immer weitgehend unklar. Eine deutsch-kanadische Forschergruppe hat nun in Laborversuchen eine Erklärung dafür gefunden, wie die wertvollen Juwelen ihre vulkanische Reise durch den oberen Erdmantel und die Erdkruste unbeschädigt überstehen.

Will man Graphit in die starre diamantene Form eines Oktaeders bringen, ist ein Druck von mindestens fünf Gigapascal – das entspricht dem 50 000fachen des Luftdrucks an der Erdoberfläche – und eine Temperatur von etwa tausend Grad notwendig. Innerhalb der Erde sind diese Bedingungen nur im oberen Erdmantel in einer Tiefe unterhalb von 170 Kilometern erfüllt. Die meisten Diamantlagerstätten auf der Erde sind an sogenannte Kimberlitle gebunden. Dabei handelt es sich um einzelne, meist recht flache Vulkankrater, die in Form einer langen Karotte bis zu 2,5 Kilometer tief in die Erdkruste hineinreichen. Diese Krater sind in der Regel mit einem feinen, aus Bruchstücken erkalteter Lava bestehenden Gestein ge-

füllt. Innerhalb dieser sogenannten Brekzien finden sich allerlei Minerale aus dem Erdmantel, darunter auch Olivin und eben Rohdiamanten.

Während Olivin einen langsamen, mehrere Tage dauernden Transport aus dem Erdmantel an die Oberfläche unbeschadet übersteht, würden Diamanten während des Transports zerfallen. Diese Edelsteine aus Kohlenstoff sind nämlich nur dann stabil, wenn Umgebungstemperatur und Druck entweder gleichzeitig recht hoch sind wie bei der Entstehung oder aber niedrig wie an der Erdoberfläche. Diamanten bleiben dagegen nicht beständig, wenn die Temperatur hoch, der Druck aber gleichzeitig niedrig ist. Den allmählichen Druckausgleich einer „normalen“ Vulkaneruption, bei der heißes, Diamanten enthaltendes Magma langsam aus großen Tiefen an die Erdoberfläche blubbert, würden die Edelsteine nicht überstehen. Sie zerfielen dabei vielmehr zu dem für Gemmologen wertlosen Graphit. Deshalb vermuteten Geowissenschaftler schon seit langem, dass es sich bei den Kimberliten um besondere Vulkanausbrüche handelt, in denen Magma innerhalb kürzester Zeit vom Erdmantel zur Oberfläche aufsteigt.

Forscher um Donald Dingwell von der Ludwig-Maximilians-Universität in München und James Russell von der

University of British Columbia in Vancouver sind nun in Laborversuchen den Ursachen für den rapiden Aufstieg des kimberlitischen Magmas auf die Spur gekommen. Das Geheimnis liegt dabei in der unterschiedlichen chemischen Zusammensetzung des oberen Erdmantels und der Erdkruste. Das ursprüngliche, die Diamanten enthaltende Magma besteht weitgehend aus Karbonaten, in denen sogar Wasser vorkommt. Auf dem Weg nach oben durchdringt das Magma die silikatreichen Gesteine der Erdkruste. Diese lösen sich schnell in der Schmelze, wobei viel Kohlendioxid entsteht.

Als Folge beginnt das Magma zu schäumen, was wiederum dessen Fließeigenschaften und vor allem aber den Auftrieb verbessert. Je schneller das Magma weiter nach oben steigt, desto mehr Fremdgestein reißt es mit und desto mehr Silikate werden gelöst. Das verursacht noch mehr Schaum, und letztendlich treiben Kohlendioxid und Wasserdampf die heiße Gesteinsschmelze mit großer Wucht wie eine Rakete voran. Tatsächlich kann das Magma mit Geschwindigkeiten von bis zu 180 Kilometer pro Stunde aufsteigen. Wie die Forscher in der Zeitschrift „Nature“ (Bd. 481, S. 352) berichten, bleiben bei diesem rasanten Aufstieg die Diamanten unbeschädigt erhalten. HORST RADEMACHER

Elektroden aus Holzabfall

Lignin wird zum Ausgangsmaterial für „grüne“ Batterien

Im Abfall, der bei der Papier- und Zellstoffherstellung entsteht, stecken durchaus wertvolle Substanzen, die man bislang allenfalls zur Herstellung von Gerbstoffen oder Betonzusätzen verwendete. Dass man die Stoffe sogar für die zentralen Bestandteile von Batterien nutzen kann, haben jetzt zwei Wissenschaftler herausgefunden. Die Substanzen, die mit Lignin verwandt sind, lassen sich zusammen mit einem Polymer zu Elektroden verarbeiten. Üblicherweise bestehen diese elektrischen Kontakte der Batterien aus Graphit oder aus seltenen und damit wertvollen Metallen. Das nun gefundene Elektrodenmaterial ist günstig und fällt bei der Papierproduktion in großen Mengen an.

Lignin ist neben der Zellulose das am häufigsten natürlich vorkommende Polymer. Beide Substanzen sind wichtige Bestandteile von Holz. Zellulose ist ein begehrter Rohstoff für die Produktion von Papier und Zellstoff. Will man an die Substanz gelangen, muss man zerkleintertes Holz mit entsprechenden Chemikalien behandeln. Lignin und andere Bestandteile werden dabei in lösliche Verbindungen wie Lignosulfate überführt und können so vom Zellulosebrei abgetrennt werden. Man erhält die sogenannte Braunlauge.

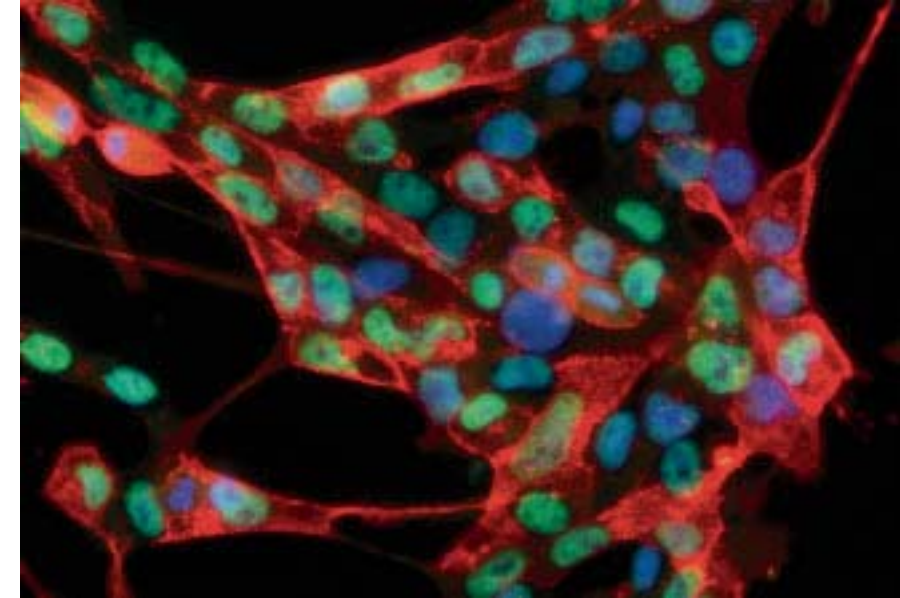
Olle Inganäs von der Universität Lönköping und Grzegorz Milczarek von der Technischen Universität Posen mischten den gewonnenen Abfallstoff Lignosulfat mit der organischen Chemikalie Pyrrol. Anschließend schickten sie ei-

nen elektrischen Strom durch die Lösung. Auf der Elektrode wuchs daraufhin ein dünner schwarzer Film heran. Er bestand aus Polypyrrol und darin eingelagertem Lignosulfat.

Der Polymerfilm eignet sich als Material für Kathoden, den positiven Elektroden von Batterien, wie Inganäs und Milczarek in der Zeitschrift „Science“ (Bd. 335, S. 1468) berichten. Polypyrrol ist eine Kunststoffverbindung, die den elektrischen Strom leitet. Lignosulfat hat hingegen isolierende Eigenschaften. Im Lignosulfat findet sich jedoch eine häufig wiederkehrende chemische Baugruppe, die Chinon genannt wird. Chinone spielen beispielsweise bei der Photosynthese als Überträger von Elektronen eine wichtige Rolle. Die beiden Forscher konnten ähnliche Vorgänge in der neuartigen Kathode beobachten. So können die Chinongruppen des Lignins Protonen abgeben, wobei sie sich negativ aufladen. Die Polypyrrol-Ketten ihrerseits speichern die Protonen, bis die Entladung erfolgt.

Nach Aussagen der Wissenschaftler beträgt die Kapazität des neuen Kathodenmaterials etwa 75 Milliamperestunden pro Gramm. Das ist zwar nicht sonderlich viel, reicht aber zum Betrieb einer kleineren Batterie. Allerdings entlädt sich die Elektrode allmählich selbst, ohne dass Strom verbraucht wird. Inganäs und Milczarek wollen nun testen, ob die Selbstentladung mit anderen Ligninderivaten verlangsamt werden kann. UTA BILOW

Hirnzellen, aus der Haut geboren



Eine Ansammlung von „iNSC“ – induzierte Nerven-Stammzellen.

Foto MPI Münster

Ein zentraler Begriff der Stammzelldebatte verliert seine Bedeutung: Pluripotenz – es ist die Eigenschaft bestimmter Stammzellen, zu jeder beliebigen Körperzelle heranreifen zu können. Am Max-Planck-Institut für molekulare Biomedizin Münster hat nun die Gruppe um Hans Schöler prinzipiell gezeigt, dass dieses Entwicklungsstadium, das insbesondere den ethisch umstrittenen embryonalen Stammzellen eigen ist, für die Gewinnung von Zell- und Gewebersatz möglicherweise gar nicht benötigt wird. Schölers Gruppe hat schlechte Hautzellen zu Stammzellen des Nervensystems umprogrammiert. Das hat Konsequenzen vor allem für die Nutzung von gewöhnlichen Körperzellen als Bioressource: Es ist, sollten sich die Ergebnisse mit menschlichen Zellen wiederholen lassen, möglicherweise gar nicht nötig, biochemisch die „Reset“-Taste zu

drücken, um aus den Körperzellen eines Patienten gesundes Ersatzgewebe beispielsweise für die Bauchspeicheldrüse oder das Gehirn herzustellen. Bisher führte eine mehr oder weniger vollständige Neuprogrammierung zu den „induzierten“ Stammzellen (iPS). Mit diesen Zellen, die viele als echte Alternative zu den embryonalen Stammzellen sehen, werden bereits Biobanken bestückt. Die Münsteraner Forscher haben nun, wie sie in der Zeitschrift „Cell Stem Cell“ (Bd. 10, S. 1097) berichten, durch Zugabe einiger bekannter sowie des noch weitgehend unbekannten Wachstumsfaktors Brn4 die direkte Umwandlung von Körperzellen erreicht. Sie erfüllten dieselben Funktionen wie normale Stammzellen des Gehirns – allerdings bisher lediglich im Tierversuch. Bis zu klinischen Versuchen ist es noch ein weiter Weg. (jom)

Gegen Religion hilft nur Religion

Ein Gipfeltreffen der protestantischen Theologie in Berlin

In den letzten Wochen schien es fast so, als prädestiniere das konfessionelle Milieu des Protestantismus für politische Aufgaben in höchsten Staatsämtern. Als Beispiele wurden die Bundeskanzlerin und der neue Bundespräsident genannt. Zwar gab es erst zwei katholische Bundespräsidenten (Lübke und Wulff), deren Amtszeit als „unglücklich“ im Gedächtnis bleiben wird, von *dem* Protestantismus oder vom politischen Protestantismus zu sprechen erscheint evangelischen Theologen aber schon seit Ernst Troeltsch als problematisch.

Bei einem gemeinsamen Kongress der drei liberalen theologischen Gruppierungen, der Schleiermacher-, Troeltsch- und Tillich-Gesellschaft in Berlin, einem Großtreffen der systematischen Theologen, trug der Osnabrücker Systematiker Arnulf von Scheliha seine Überlegungen zu „Konfessionalität und Politik“ vor. Dabei nur auf die konfessionelle Prägung von Politik und Staat zu blicken wäre allen drei „Helden“ des Kongresses zu einseitig gewesen. Sie haben immer die politischen Konsequenzen einer Konfessionalisierung von Religionen mitbedacht. Schleiermacher und Troeltsch beteiligten sich aktiv an der Konfessionalisierungspolitik. Bei der Gründung der Preußischen Unionskirche wollte Schleiermacher durch repräsentative Elemente in der Kirchenverfassung die Demokratisierung des Staates vorantreiben, womit er scheiterte. Wohl aber gelang ihm die kirchliche Union.

Noch aufschlussreicher ist sein Eintreten für die bürgerliche Gleichstellung der Juden. Den Vorschlag des jüdischen Denkers David Friedländer, den Juden durch Bildung einer christlich-jüdischen Religionsvereinigung unter dem Dach einer formalen Christlichkeit die bürgerliche Gleichstellung zu ermöglichen, lehnte Schleiermacher entschieden ab. Dadurch werde nicht nur die Religion Schaden nehmen, sondern auch der Staat, weil die den Juden aufgenötigte Doppel-moral die staatsbürgerliche Gesinnung gefährde, befürchtete Schleiermacher. Er forderte stattdessen, dass die Juden ihr Ritualgesetz dem Staatsgesetz unterordnen und der Hoffnung auf das Heilige Land entsagen. Aufschlussreich ist Schleiermachers Einsatz für die bürgerliche Gleichstellung der Juden wegen seiner strukturellen Ähnlichkeit mit dem Versuch, die Konfessionalisierung des Islam zu forcieren.

Konfessionalisierung als Strategie?

Die auf den Islam bezogene und vor allem von katholischen Politikern wie Annette Schavan betriebene Konfessionalisierungspolitik verfolgt integrationspolitische, staatsethische und wissenschaftspolitische Ziele. Es sei durchaus konsequent, in Deutschland den korporativen Weg politischer Religionsgovernance weiterzugehen und dabei Judentum und Islam offensiv einzubeziehen, weil man mit dem aufgeklärten Niveau theologischer Reflexion gute Erfahrungen gemacht habe. Das habe auch für die ökumenische Diskussion Folgen, und zwar pazifizierende, wie Scheliha meint, denn die Debatten werden auf akademischem Niveau geführt und aus diesem Grund von der Basis gar nicht mehr verstanden.

So können sich konfessionelle Lebenswelten ungestört annähern und gegenseitig durchdringen. Das ergibt Spielräume für postkonfessionelle Selbstorganisations im Politischen. Scheliha hält es für wahrscheinlich, dass die Konfessionalisierung des Islam ähnliche Effekte hat. Für die dafür nötige Erweiterung des Theologiebegriffs hat der Protestantismus im Rückgriff auf Schleiermacher gedankliche Impulse hervorgebracht, die in die Studie des Wissenschaftsrates zur Gründung islamisch-theologischer Fakultäten auch eingeflossen sind.

Aber es gibt auch massive Probleme: Der Konfessionalisierung des Islam liegt ein aufgeklärtes Religionsverständnis des Christentums zugrunde, das dieses nach Jahrhunderten erreicht hat, von dem einige islamischen Strömungen aber noch weit entfernt sind. Ob sich am Ende Sunniten, Schiiten und Aleviten in einer einzigen akademischen Theologie repräsentiert sehen wollen, ist keineswegs ausgemacht. Ungewiss ist auch, ob die Beiräte, die an den islamisch-theologischen Fakultäten faktisch die Rolle der beiden christlichen Kirchen einnehmen, auf Dauer auch die Kulturmuslime binden können, die zumindest in den bisher existierenden Beiräten nicht vertreten sind, weil sie in ähnlicher Distanz zu den Moscheegemeinden leben wie manche protestantische Intellektuelle zu ihren Kirchen.

Offen ist auch, was aus der staatlich forcierten Konfessionalisierungspolitik wird, die religiöse Pluralität neu organisiert. Paul Tillich war es, der immer darauf hingewiesen hat, dass sich die Religionen in der Regel außerhalb konfessioneller Korporativität und staatlicher Umarmung regenerierten. Das gehört zum Begriff der aufgeklärten Religion.

Deren Ideengeschichte trug der emeritierte Systematiker Ulrich Barth aus Halle vor. Viele Referenten buchstabierten die Denkfiguren der drei „Kongresshelden“ durch und konstruierten dabei nicht selten Kontinuitäten, die eher dem gemeinsamen Kongress geschuldet waren als der Theologiegeschichte. Gegenwartsbezüge erschöpften sich dabei auch in klischeehaften Beschreibungen der Finanzkrise oder dessen, was sich Theologen unter Kapitalismus vorstellen. Es

war eben ein Schultreffen dreier großer systematischer Denkrichtungen des Protestantismus – unter Ausschluss der kerigmatisch geprägten Theologien nach Karl Barth, Rudolf Bultmann und Eberhard Jüngel. Vor allem die nachmittäglichen Vorträge unter dem Motto „Tillich liest Troeltsch und Schleiermacher“ und „Troeltsch liest Schleiermacher“ gerieten vergleichsweise selbstreferentiell, waren systematische Insider-Diskurse, die selbst ein Exeget desselben Faches schwerlich hätte nachvollziehen können.

Noah mit Derrida gegen Darwin

Wie sich kreationistisches Gedankengut geradezu sprunghaft auf der ganzen Welt ausbreitet, legte der Münchner Systematiker und Präsident der Ernst-Troeltsch-Gesellschaft, Friedrich Wilhelm Graf, in Berlin dar. Kreationisten begnügten sich schon lange nicht mehr damit, die archäologische Suche nach der Arche Noah fortzusetzen. Sie seien gerade nicht jene bornierten Glaubensideologen, wie viele Europäer meinten, sondern über die Jahre immer argumentationsstärker geworden. Als Fundamentalisten seien sie die wahren Gewinner der Postmoderne-Diskurse. Würden alle überkommenen Rationalitätsstandards durch Dekonstruktion verabschiedet, könne man auch die phantastische Suche nach Noahs Arche als Wissenschaft ausgeben, so Graf.

Nicht nur in den Vereinigten Staaten haben die Kreationisten den Weg in die Biologie-Schulbücher gefunden und evolutionistische Theorien verdrängt, sie gewinnen auch in islamisch dominierten Gesellschaften wie in der Türkei, Marokko, Tunesien und den Golfstaaten an Einfluss. Schon Mitte der achtziger Jahre, so Graf, habe die Bitte des türkischen Erziehungsministers das „Institute for Creation Research“, sein Land bei der Reform der Biologie-Lehrpläne zu unterstützen, erreicht. Statt der ausschließlichen Evolutionslehre wolle man nun Evolution und Kreation gleichmäßig lehren.

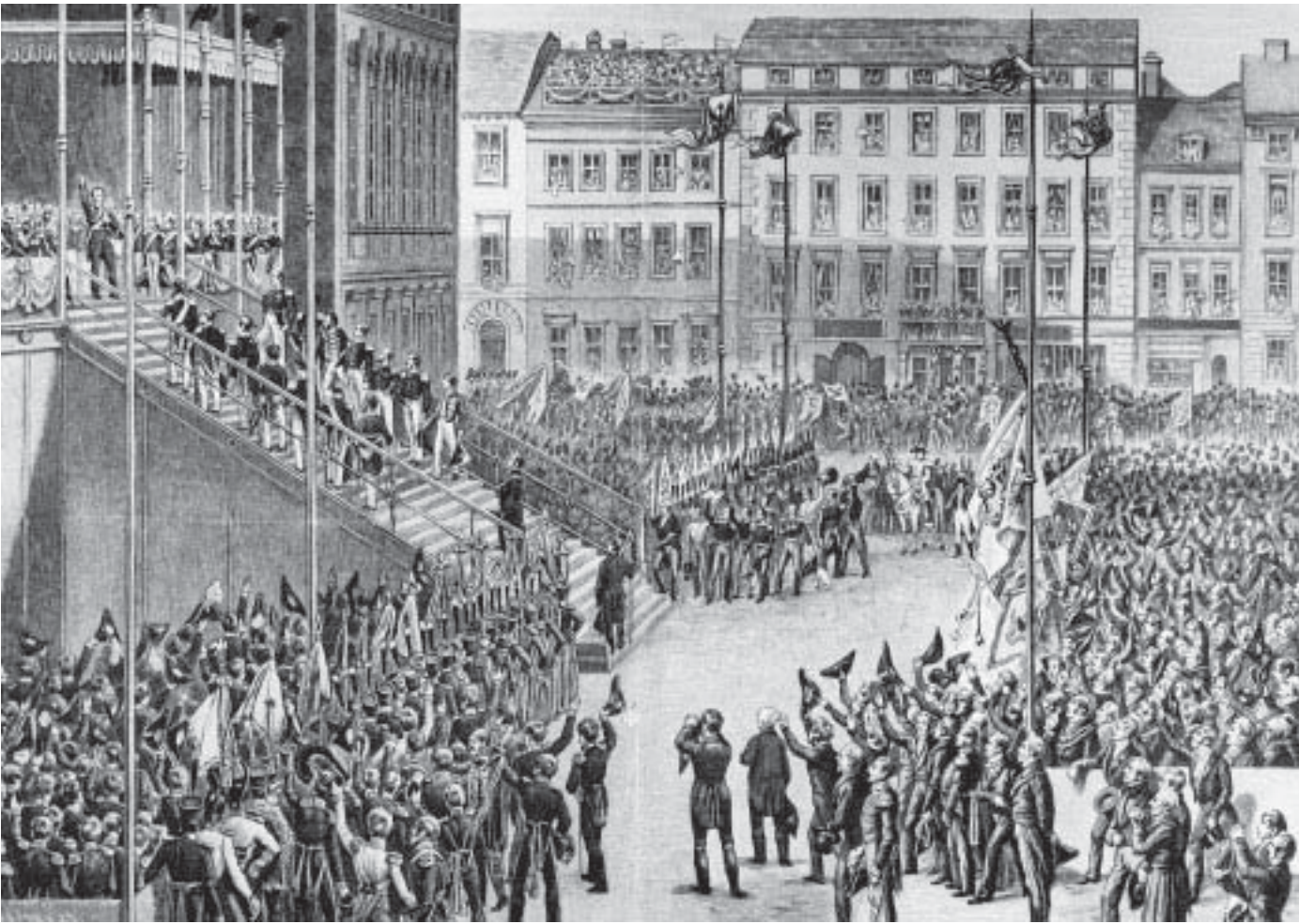
Die gut bezahlten amerikanischen Kreationsexperten ließen kurzerhand ihre Lehrbücher ins Türkische übersetzen und fügten statt der Bezüge auf die Bibel einfach die Schöpfungs-Suren des Korans ein – eine religionspolitisch folgenreiche Operation. Hatte sich zunächst noch die Türkische Akademie der Wissenschaften gegen den Neokreationismus in den Schulen gewandt, regt sich inzwischen in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit kaum noch Protest. In Deutschland hat die evangelische Theologin und frühere Unions-Kultusministerin Karin Wolff nur mit Mühe kreationistischen Gedankengut im hessischen Biologieunterricht verhindern können.

In den Vereinigten Staaten vertraten im Jahre 2010 nur noch 16 Prozent der Bevölkerung eine rein säkulare Sicht der Evolution. 13 Prozent der dortigen Biologielehrer waren im selben Jahr der Ansicht, man könnte exzellenten Biologieunterricht ohne jede Bezugnahme auf die Evolution machen, 16 Prozent verstehen sich als „Kurzzeitkreationisten“, und mindestens ein Viertel vermittelt ausschließlich Kreationismus-Konzepte.

Vor allem in Zeiten der Krise scheinen kreationistische Weltbilder die Aufmerksamkeit der Vernünftlichen auf sich zu ziehen, weil sie ihnen Verlässlichkeit in die von Gottes Schöpferwillen gegründete Ordnung der Welt verheißen. Den Kreationismus durch kritische Wissenschaft zu überwinden erscheint Graf unmöglich. „Religion kann nur durch Religion überwunden werden“, sagte er. Die wichtigste Antwort der Wissenschaft auf die Kreationismen sei die erkenntnistheoretisch informierte Selbstbegrenzung der Forschungspraxis. Selbstbegrenzung der Wissenschaft meine, die funktionale Differenzierung von Wissenschaft und Religion zu akzeptieren.

Mit dieser Forderung provozierte Graf die Kritik des Tübinger Systematikers Eilert Herms, der eine Klärung des Wissenschaftsbegriffs forderte. Herms geht es um eine transzendentaltheoretische Bestimmung der Theologie im Unterschied zum klassischen Verständnis von Wissenschaft, die nach Herms' Auffassung die „handlungsbefähigende Gewissheit“ begründet. Es sei deshalb zu klären, ob die Transzendentalphilosophie zur Wissenschaft gehöre oder nicht, so Herms. Graf will den Vatikan kaum durch die DFG ersetzen, würde aber die Begrenzung von Wissenschaft wissenschaftsgeschichtlich herleiten, nicht transzendentaltheoretisch.

Der Berliner Praktische Theologe Wilhelm Gräb plädierte entschieden für die Transformation der Theologie in Kulturhermeneutik. Eine aufgeklärte Theologie akzeptiere die Religion in freier Zuständigkeit der Individuen und greife nicht normierend in deren Selbstauslegung ein, so Gräb. Solange die Theologie ihre Aufgabe, die lebensweltlichen Vollzüge der Religion wirklich wahrzunehmen, vernachlässige und nicht genau hinhöre, akzeptiere er die Einsprüche der altvordern Dogmatiker nicht. Die Theologie hat nach Gräb die Aufgabe, darüber zu wachen, dass unbedingter Sinn nicht mit menschlichen Leistungen identifiziert, Menschenwerk nicht vergöttlicht wird. Wie sich das Zuhören und Hinschauen konkret im Zusammenspiel zwischen Religion und Naturwissenschaft wie beim Kreationismus oder bei der Vielzahl religiöser Internetangebote tatsächlich vollziehen soll, blieb offen. HEIKE SCHMOLL



So wollte er sich selbst sehen: Am 15. Oktober 1840 huldigten die preußischen Stände ihrem neuen König.

Foto akg-images

Mit Christus gegen die Revolution

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen träumte von der Wiedergeburt des mittelalterlichen Königtums. So wurde er zum Ahnherrn der modernen Denkmalpflege.

Jugendroman „Die Königin von Borneo“, der den Ich-Erzähler aus dem eroberten Paris von 1814 ins irdische Paradies einer christlichen Südsee-Idylle entführt.

Später lebte er sein Bedürfnis nach mystischer Überhöhung der Monarchie mehr mit dem Zeichenstift als der Tintenfeder aus. Zwischen Berliner Schloss und Altem Museum plante er eine fünfschiffige Königskirche mit himmelhohen Campanili, einen Trumm, der die Maße des heutigen Berliner Doms noch überboten hätte (Eva Börsch-Supan, Berlin). In Potsdam wollte er nach dem Vorbild des Tempels der Venus und Roma auf dem Forum Romanum einen Ehrentempel für seinen verehrten Urgroßvater Friedrich II. errichten, mit zwei Kultbildern, von denen eins den alten Fritz als Triumphator mit Viergespann, das andere sein Idealbild in der Philosophen-Toga gezeigt hätte (Rolf Johannsen, Berlin). Das Charlottenburger Schloss wollte er in ein zweites Versailles,

zehrt, sie ist Hexe, Götze und Verführerin zugleich. Seinem königlichen Schwager in Sachsen schrieb Friedrich Wilhelm damals, er solle das „Otternggezücht“ in Blut ersticken. Wie er selbst sich die Ruhe nach dem politischen Sturm vorstellte, zeigt eine andere Zeichnung: Vor einer Villa hoch über den Tälern und Buchten einer schemenhaften, wie erfroren wirkenden Ideallandschaft sitzen Figuren in Renaissancekleidern; eine von ihnen wendet sich zum Betrachter – es ist der Zeichner in Person.

Solche Naturkulissen gab es in Deutschland nur am Rhein, dessen ehemals geistliche Fürstentümer auf dem Wiener Kongress an Preußen gefallen waren. Um die stets aufsässige, wirtschaftlich avancierte Rheinprovinz zu beruhigen, unternahm Friedrich Wilhelm ausgedehnte „gegenrevolutionäre“ Besichtigungsreisen, auf denen er sich besonders um die Bewahrung mittelalterlicher Baudenkmäler kümmerte (Jan Werquet, München). Unter seiner Ägide wurde die Arbeit am Kölner Dom wiederaufgenommen, die Rekonstruktion des Königsstuhls bei Rhens förderte er aus seiner Privatschatulle, und im Rheintal restaurierte Schinkel in seinem Auftrag die Burg Stolzenfels, die ihm der Stadtrat von Koblenz geschenkt hatte, im neugotischen Stil. In den preußischen Kernlanden setzte sich diese restaurative Baupolitik fort: die Marienburg, die Halberstädter Liebfrauenkirche, die Klöster Lehnin und Petersberg – sie alle genossen königliche Protektion (Andreas Meinecke, Kleinmachnow). Auch die Hohenzollernburg bei Hechingen trägt heute das Gepräge des Romantikers auf dem Preußenthron.

Am Ende hat dies alles nicht geholfen.

Friedrich Wilhelm IV. ist nie ins deutsche Pantheon gelangt; zwar lobte Ranke noch seine „Voraussicht“, aber bei späteren Historikern verblasste sein Bild neben dem seines Bruders Wilhelm, der sich 1871 zum Deutschen Kaiser von Bismarcks Gnaden ausrufen ließ. Als Künstler wurde der „dicke Mann“ ohnehin nie ernst genommen – außer von ein paar Künstlern. Heinrich Heines bekannte schon kurz nach Friedrich Wilhelms Regierungsantritt, er habe „ein Faible für diesen König“. Sein Lob mit Gift gesüßt: „Ein vornehmer Geist, hat viel Talent, / Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent.“

ANDREAS KILB



Und so sah er aus: Friedrich Wilhelm IV., gemalt von Franz Krüger Foto SZ/Blanc Kunstverlag

Atheismus und Aberglaube

Furchtsam

Es gibt Begriffe, die sich zur Selbst- wie zur Fremdbeschreibung eignen. „Gläubig“ oder „religiös“ sind solche Begriffe, die man für das eigene Erleben verwenden kann, aber auch für das von anderen, wenn man selber nicht religiös ist. Zum Aberglauben hingegen, hält der Philosoph Rémi Brague in einem ideengeschichtlichen Aufsatz fest, bekennt sich niemand („Atheismus oder Aberglaube? Zur Inaktualität eines heutigen Problems“, Philosophisches Jahrbuch, Jg. 118, 2. Halbband 2001). Dasselbe gilt zumeist für „Fanatismus“.

Der „Atheismus“ wiederum ist seit dem neunzehnten Jahrhundert nicht mehr nur eine Fremdbezeichnung. Es gibt einerseits Leute, die als Atheisten auftreten und den Unglauben gewissermaßen predigen. Andererseits hat sich – zumindest in dieser Weltregion – durchgesetzt, dass die Unterscheidung von Gläubigen und Atheisten nicht vollständig ist. 1869 prägte Thomas Huxley beispielsweise das Wort „Agnostizismus“ für einen vorsichtigeren Unglauben. Brague skizziert, wie langer Zeit und wie vieler Kontroversen es bedurfte, um in diese Lage zu kommen. In der Antike galt der Aberglaube als eine Spielart des Atheismus, der sich, Platon zufolge, in der Leugnung der Götter ebenso äußern könne wie in der Behauptung, ihnen sei die menschliche Welt gleichgültig – die Position der Epikuräer –, aber auch darin, dass man die Götter für bestechlich durch Opfer und Gebete halte. Für Plutarch (45 bis 120 n. Chr.) wiederum leugnet der Atheist die Existenz von unvergänglichem Sein. Er sei unempfindlich für die Wahrnehmung des Guten, wohingegen der Abergläubische das Gute mit dem Unguten – zum Beispiel rachschüchtigen oder ehebrecherischen Göttern – verwechsle. Im Grunde beneide der Aberglaube den Atheismus, weil dieser von Furcht frei sei, jener aber wesentlich aus Furcht bestehe. Und dann kommt ein berühmtes Argument: Er, Plutarch, fühle sich nicht getroffen von jemandem, der behaupte, Plutarch existiere nicht. Doch jemandem, der behaupte, Plutarch verzehre seine Kinder, beleidige ihn.

Das wurde aber auch schon anders gesehen. Brague zitiert den französischen Juristen Jean Bodin, der 1572 meinte, eine falsche Religion sei besser als gar keine. Darin steckt die seither immer wieder geäußerte Vermutung, der Atheist sei unsittlich, gerade weil er nichts fürchte. Dem antwortet in der Frühneuzeit die Gegenthese, der Aberglaube sei nicht lächerlich und undurchsicht, eine Art Volksreligion, wie man ihn sich noch in der Antike oft vorgestellt hat, sondern als Fanatismus gefährlich. Unter dem Eindruck der Konfessionskriege notiert Pierre Bayle in seinen „Verschiedenen Gedanken über den Kometen“ von 1682 das ziemlich paradoxe Argument, die Götzendiener seien dem Teufel lieber als die Atheisten, die ja auch ihn leugneten.

Darin liegt mehr, als dass es ehrbare Atheisten geben kann. Hatte die Antike den Atheisten sich noch als Weisen vorgestellt, den Aberglauben hingegen als Furchtmittel fürs Volk, so wird nun behauptet, eine ganze Gesellschaft aus Atheisten sei möglich und sogar besser als eine aus Fanatikern. Hobbes hatte gelehrt, wer sich vor etwas anderem mehr als vor dem Tod fürchte – etwa vor der Hölle –, werde für die politische Ordnung zum Problem. Man sieht: Es hing jetzt sehr davon ab, an welche Religion gedacht wurde, wenn ihr repressive Qualitäten zugeschrieben wurden. Und man sieht: Für die Intellektuellen wird Religion mehr und mehr eine Frage ihrer Funktionalität. „Die Gesetze überwachen die offenbaren Verbrechen, die Religion die geheimen“, meinte Voltaire. Hätte Bayle Bauern regieren müssen, ergänzte er, hätte er ihnen auch einen strafenden und belohnenden Gott gepredigt. Dass sich auch der Atheismus mit dem Fanatismus verbinden kann, darauf weist Brague mit Blick auf das zwanzigste Jahrhundert und seine beiden Totalitarismen hin.

Damit tritt die Gefühlsstärke des Irrtums als eigene Qualität hervor. Rousseau schätzt am Fanatiker gerade, dass er zu einer großen Leidenschaft fähig ist. Todesverachtung, legen die „Bekanntnisse des savoyischen Vikars“ nahe, kann eine Ressource der Tugend sein. Der Abergläubische war der Furchtsame, der Fanatiker ist darin sein Gegenteil. Und umgekehrt erscheint bei Rousseau der Irreligiöse als durch Eigennutz und Philosophie „verweichlicht“. Das wird recht konkret illustriert: Wer nicht an mehr als an sich selber glaube, entfremde sich der Gattung und pflanze sich auch nicht fort. Der Atheismus bringe nicht den Tod, aber verhindere Geburten.

Das war, was man eine Scheinkorrelation nennen würde: Gesellschaften, deren Ökonomie, Rechtssystem und Familienstrukturen sich modernisieren, weisen fallende Geburtenraten auf und privatisieren womöglich zugleich die religiöse Zugehörigkeitsentscheidung. Was nicht heißt, dass der Glaube die Kinder bringt. Sondern nur, dass die Bedeutung, die Religion für die Gesellschaft hat, von der unterschieden werden muss, die sie im Leben der Individuen spielt. Fanatisch wäre zu nennen, wer beides nicht trennen kann. JÜRGEN KAUBE

Auch moderne Dinge haben sprechende Seelen

Animismus – jenes Wort, das derzeit in riesigen Lettern überm Eingang zum Berliner Haus der Kulturen der Welt zu lesen ist (F.A.Z. vom 19. März), galt in der Ethnologie bis vor kurzem als ausrangierter Begriff; diskreditiert wie der „Primitive“ oder die „Negerplastik“. Edward Tylor, der ihn 1871 prägte, verstand unter animistischen Kulturen solche, die an belebte Materie glaubten, an eine beseelte Natur, an handelnde Dinge und an Geister. Mit dem Begriff war Tylor zwar eine Minimaldefinition von Religion als „Glaube an geistige Wesen“ gelungen, die eine Einheit der Menschheit anerkannte. Doch in der Logik des Evolutionismus konnten animistische Praktiken allein als Defizite interpretiert werden. So wurde der Animismus zum Baustein einer triumphalistischen Geschichtserzählung der Moderne und allmählich zur Altlast der Ethnologie. Aus dem Sprachgebrauch verschwunden ist er jedoch keineswegs, er hat sogar Eingang in die Amtssprache ehemaliger Kolonialstaaten gefunden. So gibt Kamerun in der offiziellen Statistik über die Glaubenszugehörigkeit seiner Bevölkerung neben Christen und Muslimen auch Animisten an.

Wenn der Begriff nun, wie kürzlich auf einer Konferenz in Berlin, von internationalen Literaturwissenschaftlern, Kulturökologen, Wissenschaftshistorikern, Philosophen, Ethnologen und Künstlern entmottet wird, dann mit dem Ziel, die Geschichte der Moderne neu zu schreiben. Schon Claude Lévi-Strauss bezeichnete 1947 das imaginäre Andere der Moderne als „archaische Illusion“. Und der Ethnologe Fritz Kramer las Darstellungen fremder Kulturen umgekehrt – das heißt, auf ihre impliziten Selbstbeschreibungen hin. Mit dem Comeback des Animismus verbindet sich die Hoffnung, dass sich sein anachronistischer Klang auf die Moderne selbst übertragen möge.

Der Medizinhistoriker Cornelius Borck (Lübeck) erinnerte an Bruno Latours inzwischen über zwanzig Jahre alte Studie „Wir sind nie modern gewesen“ (1991) und schlug vor, dem Animismus eine zweite Chance zu geben. Für eine Anthropologie unserer Gegenwart könne er unerwartetes Potential als epistemologische Kategorie entfalten. Borck verwies auf den Kognitionsforscher Edward Vul, der „Voodoo-Korrelationen“ in den Neurowissenschaften ausgemacht hat. Wo es nämlich darum ging, Persönlichkeit und Gefühle mittels Computertomographie zu untersuchen, seien unlautere Methoden an der Tagesordnung. Auf dem konfligierenden Feld von Bio- und Informationstechniken, etwa in der prädiktiven genetischen Diagnostik, seien Eigenschaften, die einmal als animistisch galten, längst Teil des Designs. Es gäbe keine Neugier mehr auf den implementierten Mechanismus technischer Geräte. Der Animismus könnte ein Schlüssel zum Öffnen dieser Black Box sein.

Der dänische Ethnologe Rane Willerslev (Aarhus) berichtete von seiner Feldforschung bei den Jukagiren, einer Jäger- und Sammlerkultur im ostsibirischen Tief-land. Die dort nach jeder erfolgreichen Bärenjagd obligatorischen Dankesrituale würden mit einem skeptischen Humor praktiziert. Während der Zeremonie lachen die Jäger über das, was sie tun. Unglaube und Zweifel seien Bestandteil animistischer Praxis. Mit ihrem „Sinn für on-

Erst waren Begriffe wie „Fetischismus“ oder „Animismus“ für ferne Völker reserviert. Aber schon seit langem dringen sie auch in die Beschreibung moderner Gesellschaften ein: eine Berliner Tagung.



Verwandlungsbereit: Ein Massai-Junge mit traditioneller Maske im ostafrikanischen Tansania

Foto Bilderberg

tologische Anarchie“ hätten uns die Jukagiren einiges voraus. Dieser Befund suspendiert die zentrale Frage – „Glaubst du das wirklich?“ – und führt vor Augen, dass hier die aufgeklärte Moderne und ihr erfundenes Anderes nebeneinander herlaufen.

„Wer erzählt heute eigentlich die Geschichten über die Welt?“, fragte Michael Taussig (New York) und verwies auf die Dinge. In der kapitalistischen Verfasstheit der Moderne, wo Dinge beseelt sind und der Mensch verdinglicht wird, sollten wir den Erzählungen der Dinge Gehör schenken, die über das vertrackte Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt berichten. In

der angeblich entzauberten Welt nämlich, so führte der Ethnologe am Beispiel von B. Travens Roman „Das Totenschiff“ (1926) vor, avancierten unbelebte Gegenstände plötzlich zu Geschichtenerzählern: „Alle meine Seegeschichten“, so heißt es bei Traven, „haben mir die Schiffe erzählt und keine Menschen. Ich habe Schiffe weinen sehen, wenn traurige Geschichten erzählt wurden. Und ich habe ein Schiff bitterlich schluchzen hören, weil es wusste, dass es auf der nächsten Fahrt untergehen würde.“ In Henri-Georges Clouzots Spielfilm „Lohn der Angst“ (1953) ist es ein Lastwagenreifen, der so ausgiebig und bildfüllend in Szene gesetzt wird, dass er im Abspann eine Erwähnung als Schau-

2008 als Rechtssubjekt in der Verfassung verankert ist.

Der Architekt Paolo Tavares (London) berichtete, dass sich indigene Gruppen dort positiv auf den Animismus beziehen, ihn vom kolonialen Stigma befreit hätten. Als Anhänger einer animistischen Kosmologie bilden sie eine politische Identität und sind dadurch legitimiert, beispielsweise Naturschutzrechte zu fordern. Während man hierzulande gerade dabei ist, den Multikulturalismus zu verabschieden, wurde andernorts längst die Epoche des Multinaturalismus eingeläutet. „Alle nehmen die Welt auf die gleiche Art wahr, nur ist die Welt, die sie wahrnehmen, eine andere“, schreibt der brasilianische Anthropologe

sich von ihrem Felsen hinab auf den Eindringling zu. Intuitiv begann Abram in seinem Kajak laut zu singen, womit er die Seelöwen zwar zunächst besänftigte, jedoch einen Buckelwal neben seinem Boot zum Vorschein brachte. Da half auch das Singen nicht weiter. Der einsame Paddler stand auf und begann wild mit den Armen zu wedeln und schließlich zu tanzen. Die Seelöwen taten es ihm in beruhigender Weise nach und so gelang es Abram, den Konflikt zu entschärfen und sich in Sicherheit zu bringen.

Derart neoanimistische Tendenzen stellten auf der Konferenz natürlich für niemanden eine Provokation dar. Zu Zeiten Edward Tylors war das noch anders,

Eduardo Viveiros de Castro im Sammelband zur Konferenz („Animismus. Revisionen der Moderne“, Diaphanes Verlag, Berlin 2012). Die einen zerbrechen sich den Kopf über die Seele – die Anderen erklären die physische Gestalt zum Ausgangspunkt ihres Denkens.

Was das bedeutet, wurde im Vortrag von David Abram (New Mexico), einem führenden Vertreter der amerikanischen Ökologiebewegung deutlich. Er brachte es fertig, einen Chor aus hundertzwanzig Seelöwen zu imitieren. Bei einer Kajaktour in Alaska war Abram unerwartet ins Gebiet einer Seelöwenkolonie geraten. Die Tiere witterten Gefahr und bewegten

wie Erhard Schüttpelz (Siegen) ausführte. Er zeichnete in seinem Vortrag die großen mediumistischen Debatten zwischen 1784 und 1890 nach, in denen im Spannungsfeld zwischen Wissenschaftlern und Spiritisten der bis heute gültige Medien-Begriff geprägt wurde. Damals luden spiritistische Medien Akademiker wie Tylor ein, ihre hellseherischen Fähigkeiten zu überprüfen. Mit der Herausbildung der Psychoanalyse, der Parapsychologie und der Esoterik kamen diese Kontroversen jedoch an ein Ende. Wenn man also heute den Animismus neu verhandelt, dann als Reenactment vergangener Diskussionen. STEFANIE PETER

Zwischen Leben und Tod

Hirntod und Organentnahme: Eine Debatte in Berlin

Ist ein hirntoter Mensch wirklich tot? Und falls nicht, dürfen ihm dennoch Organe entnommen werden? Der Ethikrat lud jetzt in Berlin zur Diskussion. Irreversible Bewusstlosigkeit bedeutet nicht den Tod eines Organismus, stellte dabei der amerikanische Neurologe Alan Shewmon klar. Nicht der Hirntod sei entscheidend, sondern die Integrationsfähigkeit des Organismus. Ein Hirntoter sei ein integriertes Ganzes, ein toter Organismus eine Sammlung einzelner Organe.

Als Beweise nannte er den Stoffwechsel, die Regulierung der Körpertemperatur oder sich entwickelnde Geschlechtsreife bei Kindern. Zudem bräuchten Hirntote teilweise weniger lebenserhaltende Maßnahmen als andere Menschen, die als lebendig bezeichnet werden. Für Shewmon sind Hirntote ernstlich behinderte, vollkommen abhängige, aber lebende, ganze Organismen.

Diese Zweifel konnte die Ärztin Stefanie Förderreuther nicht entkräften. Sie erklärte, wie es zur „inneren Enthauptung“, dem vollständigen, irreversiblen Ausfall von Groß-, Klein- und Stammhirn kommt und versuchte, Sorgen vor Fehldiagnosen zu widerlegen. Der Hirntod sei nicht mit einem Koma zu verwechseln, da bei Letzterem Hirnaktivität gemessen werden könne. „Ohne Hirn ist der Mensch als körperlich geistige Einheit nicht mehr existent. Deshalb ist er tot.“

Shewmon verdeutlichte den Unterschied beider Ansichten: Für viele bedeute der Verlust der Persönlichkeit, nicht der Verlust der biologisch-integrativen Einheit des Körpers den Tod. Stefanie Förderreuther bestätigte dies: Teile des Nervensystems funktionierten, machten aber kein menschliches Leben aus. Was bringe es Hirntoten, weiter beatmet zu werden?

Der Philosoph Ralf Stoeker betrachtete das Thema aus ethischer Sicht und argumentierte gegen das Hirntod-Konzept. Der Verlust der personalen Charakteristika könne kein Argument sein, da auch

Embryonen über kein psychisches Innenleben verfügten. Die üblichen ethischen Begründungen für die Organentnahme bauten auf Todeskonzeptionen auf, die „mehr als fadenscheinig“ seien. Man könne folglich die „dead donor rule“ fallen lassen, also jene Regel, die besagt, ein Spender müsse tot sein. Oder den Hirntod als Zwischenstadium definieren, weil die Begriffe „Leben“ und „Tod“ unscharf seien: Hirntote zeigten Eigenschaften Lebender und Toter. Da man sie aber keiner Zukunft berauben könne, dürfe man dennoch ihre Organe entnehmen.

Michael Quante (Münster) merkte hierzu an, dass die Frage, ob ein Mensch tot oder lebendig sei, letztlich eine metaphysische sei, deren Beantwortung ethische Konsequenzen habe. Der Philosoph sprach sich wie die meisten anderen dafür aus, die „dead donor rule“ beizubehalten, denn sonst nähmen Akzeptanz und Bereitschaft der Organspende „massiv Schaden“.

Auch die Podiumsdiskussion drehte sich um mögliche Folgen für die medizinische Praxis. Der Transplantationsmediziner Eckhard Nagel (Essen), der, wie die Mehrheit der Teilnehmer, Hirntote als tot bezeichnete, merkte mit Verweis auf die ärztliche Maxime, alles zum Erhalt des Lebens zu tun, an, es sei für Ärzte undenkbar, einen Menschen zu Tode zu bringen, um einem anderen zu helfen. Auch der Freiburger Theologe Eberhard Schockenhoff bezeichnete das Hirntod-Konzept als „anthropologisch wohlbegründet“. Ein Hirntoter sei keine „Leib-Seele-Person“ mehr und scheine nur lebendig, weil er künstlich am Leben gehalten werde. Stoeker sprach sich erneut gegen dieses Entweder-oder aus. Es gebe es keine fundamental richtige Antwort, ob Hirntote tot oder lebend seien. Sie seien eben hirntot.

Einig waren sich die Diskutanten allerdings in zwei Punkten: Die Würde eines hirntoten Menschen müsse bewahrt und die Angehörigen müssten besser psychologisch betreut werden. BENJAMIN GRAU

Die Demokratie sei ein leckes Schiff. Ständig müsse man Wasser hinausschöpfen, damit sie nicht untergeht. Es sei eine Sisyphosarbeit. So hieß es auf dem Symposium „Liberal Democracy in Hard Times“ an der Hertie School of Governance, das zu Ehren Claus Offes und anlässlich seiner Emeritierung stattfand. Dieser fand in seinen eröffnenden Worten reichlich Indizien für die Härte der Zeiten: zunehmende Ungleichheit, Flexibilisierung, Unsicherheit, Haushaltskrise, Deparamentarisierung, demographische Krise und so weiter. Es gibt also nach wie vor viel Material für den Pessimismus des Intellekts und Optimismus des Willens, den Lea Ypi (London und Canberra) ihm, mit Verweis auf Gramsci, bescheinigte.

Es war eine familiäre Veranstaltung. Die Referenten waren einander eng verbunden, durch Doktorvaterschaft oder die Mutterschaft für gemeinsame Artikel. Und so galt es wohl für alle, was Micheline Ishay (Abu Dhabi und Denver) für die Maxime Offes hielt. Im Schatten des Burj Khalifa habe er ihr gesagt: „Ich war immer überzeugt, dass sozialwissenschaftliche Forschung so gut wie nutzlos ist, solange die Erkenntnisse nicht Argumente bilden, provozieren oder beleuchten, die dem Diskurs über die Natur des guten Lebens und ihrer definierenden Bestandteile Freiheit und Gerechtigkeit dienen und einen Weg aufzeigen, es zu erreichen.“

So konnte man die erste Sitzung über den Wandel zur Demokratie auch als Weg zum guten Leben verstehen. Stephen Holmes (New York) wies darauf hin, dass die Länder Osteuropas in der Demokratisierung schnell große Fortschritte gemacht hätten, zeigten sie doch mittlerweile die gleichen (postdemokratischen) Alterserscheinungen wie westeuropäische Demokratien. Ivan Krastev (Sofia) merkte an, dass man im Blick auf die Demokratie früher glaubte, Frankreich sei die Zukunft Bulgariens, während man sich heute eingestehen müsse, Bulgarien sei die Zukunft Frankreichs. Innerhalb

Bulgarien ist unser aller Zukunft

Familientreffen der kritischen Regierungslehre: Ein Symposion für Claus Offe

der vergangenen zwei Jahrzehnte sei in Bulgarien keine einzige Regierung wiedergewählt worden. In den letzten zehn Jahren sei der Gewinner immer ein neuer Spross der Parteienlandschaft gewesen. Überhaupt zeichne sich Demokratie heutzutage dadurch aus, dass man nur noch die Köpfe austausche, aber nicht die Politik. Dies passte wiederum zu Habermas' These von der Machtlosigkeit der Regierungen gegenüber der als Sachzwänge ausgelegten Anforderungen des Marktes, so dass er den Begriff „Bulgarisierung“ gerne aufgriff.

Holmes wies auf drei Probleme der osteuropäischen Demokratisierung hin. Erstens habe die Revolution staatliche Institutionen kopflos hinterlassen, so dass etwa das Gasministerium zu Gasprom werden oder man bei einst staatlichen Psychiatrien bald gegen Geld seine Großmutter abgeben konnte. Zweitens könne man, mit Berufung auf Schumpeter, nicht die ganze Zeit alle Menschen betrügen, aber einige lange genug, um irreversible Schäden anzurichten.

Politiker hätten die verschiedensten Taktiken, die Konfrontation mit der öffentlichen Meinung zu vermeiden. Außerdem hätten es die Bürger schwer, weil sie alle paar Jahre bei der Wahl ein Urteil über sehr viele Aspekte zu fällen hätten, im Gegensatz zu Lobbyisten, die könnten nämlich einen konkreten Wunsch mit einer konkreten Spende verbinden. Drittens haben etwa die Bürger in den Vereinigten Staaten über viele Rollen Einfluss auf die Politik: als Wähler, aber auch als Konsument, Beamter und so fort. In Russland hingegen sei man in Sachen Konsum eher auf die Gasnachfrage aus dem Ausland angewiesen. Die Enttäuschung der russischen Mittelschicht beruhe am Ende darauf, dass ihnen ein Versprechen fehle, das Demokratien sonst abgäben: dass nämlich nach der Wahl alles besser wird.

Zur Demokratisierung im Maghreb lernte man nicht viel. Zumindest Ivan Krastev (Sofia) gestand, von den Revolu-

tionen dort kaum mehr zu wissen, als die Zeitungen berichteten. Auch Micheline Ishay (Abu Dhabi und Denver) beschränkte sich auf den Vergleich mit dem demokratischen Umbruch in Westeuropa, der allerdings zeige, dass Demokratisierung Anreize von außen erfordere. Ansonsten hoffte sie, dass die Revolutionen sich verlangsamen, damit Intellektuelle Schritt halten können.

Jürgen Habermas sprach über Europa und sah drei Fehler in den neuen europäischen Stabilitätsgesetzen. Zum Ersten die Probleme, die nun einmal mit Austeritätspolitik einhergingen. Zum Zweiten gebe es nicht die *eine* Lösung für alle: Unterschiedlichen ökonomischen Kulturen müsse Rechnung getragen werden. Zum Dritten handle es sich bei diesen Gesetzen nur um informelle Vereinbarungen, da sie nicht von einer echten europäischen Legislative beschlossen worden seien. Überhaupt solle man weniger Wert auf die Förderung wirtschaftlicher Konvergenz legen, die funktioniere selbst innerhalb eines Landes nicht, wie man an Deutschland erkenne, sondern stattdessen eine wirkliche europäische Agenda und Legislative entwickeln.

Zu Habermas' Vortrag füllte sich der Saal. Selbst als Saaldiener weitere Stühle brachten, mussten viele an den Wänden lehnen. In jeder Pause warteten welche, ein paar Worte mit ihm zu wechseln, taten beschäftigt, damit man sie nicht Schlange stehen sah. Sogar am Buffet, über den Platten und Schüsseln, ließ man ihn nicht auf seinen Magen hören, flöbte man ihm Worte ein, dabei macht doch der Mittagshunger jeden philosophischen Kopf zum Brotgelehrten. Da tippte ein Saaldiener ihn an, folgen Sie mir, schloss ihm eine Hintertür auf, führte ihn dort-hin, wo er in Ruhe essen kann. Irgendwann erschien er wieder mit leerem Teller, steckte bald schon wieder in einem Gespräch. Studenten posierten schüchtern hinter ihm und machten Fotos mit seiner Rückseite. LEANDER STEINKOPF

Tagungen im April

Eine Auswahl

- Bensheim (bis 14.) **Die Neuformierung der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft nach 1945.** Bensheimer Gespräche. – *Institut für Personengeschichte, Tel.: 0 62 51/6 22 11. www.personengeschichte.de*
- Hofgeismar (bis 15.) **Reformation und Musik.** Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar. – *www.akademie-hofgeismar.de*
- Tutzing (bis 15.) **Meine Bildung hab' ich aus dem Netz.** – *Evangelische Akademie Tutzing, Tel.: 0 81 58/2 51-1 23. www.ev-akademie-tutzing.de*
- Berlin **Christen in der islamischen Welt.** Geduldet – Diskriminiert – Verfolgt. – *Politische Akademie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Tel.: 0 30/2 69 35-71 45.*
- Hamburg **Das Higgs-Teilchen.** Eine Suche nach den Grenzen der Physik. Vortrag von Peter Schleper. – *Akademie der Wissenschaften in Hamburg, Tel.: 0 40/42 94 86 69-12.*
- Berlin **Traditionen und Programme: Preußische Geschichte an der Universität Unter den Linden.** Vortrag von Wolfgang Neugebauer im Rahmen der Ringvorlesung „Neue Wege der Geschichte Preußens“. – *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Tel.: 0 30/ 2 03 70-6 54. www.bbaw.de*
- Greifswald (bis 21.) **Osteuropäisch-jüdische Literaturen im 20. und 21. Jahrhundert.** Identität und Poetik. – *Dr. Klavdia Smola, Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Institut für Fremdsprachliche Philologien, Tel.: 0 38 34/86-32 20.*
- Tutzing (bis 21.) **Ökologische Grenzen ernst nehmen.** Herausforderungen und Konsequenzen. – *Evangelische Akademie Tutzing, Tel.: 0 81 58/ 2 51-1 26. www.ev-akademie-tutzing.de*
- Hofgeismar (bis 22.) **Leben als Konstrukt und Ware?** Reflexionen zur Synthetischen Biologie und Bioökonomie. Bioethisches Symposion. – *Evangelische Akademie Hofgeismar. www.akademie-hofgeismar.de*
- Düsseldorf (bis 21.) **Auf dem Wege zu einer europäischen Parteiendemokratie?** – *Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Intitut für Deutsches und Internationales Parteienrecht, Tel.: 02 11/81-1 57 22.*
- Berlin **Auf der Suche nach der sozialistischen Gesetzmäßigkeit.** Ein Reisebericht aus der Ex-DDR. Vortrag von Inga Markovits. – *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Tel.: 0 30/2 03 70-6 54. www.bbaw.de*
- Mülheim/Ruhr **Toleranz.** Wie viel Verschiedenheit verträgt die moderne Gesellschaft? – *Die Wolfsburg, Katholische Akademie, Tel.: 02 08/ 9 99 19-0.*
- Hannover (bis 28.) **Gender-Theorien und deren Anwendung im europäischen Diskurs.** – *Prof. Dr. Barbara Zibell, Gottfried-Leibniz-Universität Hannover, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, Tel.: 05 11/7 62-32 70.*
- Mainz (bis 28.) **Intermedialität von Bild und Musik.** Tagung des Instituts für Kunstgeschichte und des Musikwissenschaftlichen Instituts der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Zusammenarbeit mit der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur. – *Dr. Heiko Damm, Tel.: 0 61 31/39- 3 36 04.*
- München (bis 28.) **Bräuche: Medien: Transformationen.** Zum Verhältnis von performativen Praktiken und medialen (Re-)Präsentationen. Tagung der volkswissenschaftlichen Landesstellen und regional orientierten Forschungsinstitutionen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Kooperation mit dem Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München. – *Tel.: 0 89/5 15 56 13.*
- Frankfurt am Main **Postdemokratie – Haben wir noch die Wahl?** Intervention der Römerberggespräche. Mit Hamed Abdel-Samad, Franziska Augstein, Gábor Demszky, Karim El-Gawhary, Udo di Fabio, Wolfgang Kraushaar, Nils Minkmar, Paul Nolte, Martin Saar und Joseph Vogl. Moderation: Alf Mentzer. – *Anneliese Ruppel, Tel.: 0 69/72 10 05.*
- Mülheim/Ruhr **Zwischen Wiederkehr der Religion und Neuem Atheismus.** Eine Standortbestimmung für Kirche und Theologie. – *Die Wolfsburg, Katholische Akademie, Tel.: 02 08/9 99 19-0.*

Prüfling Professor

Wer Neues will, darf Irrtümer nicht scheuen

Die Prüfungsdichte für Studierende ist gestiegen. Mittlerweile unterzieht man auch die Professoren geregelten Prüfungen, mit dem Ziel der Innovationsförderung. In Gestalt der Zielvereinbarungen, an die sich die leistungsbezogenen Zulagen für W-Professoren binden, hat sich das Prüfungswesen auch auf diejenigen ausgedehnt, die selbst die akademische Prüfungshoheit haben sollten.

Dass Universitäten Prüfungen abnehmen und dies zuweilen sogar im Auftrag des Staates tun, ist Ergebnis eines Kompromisses des 19. Jahrhunderts: Man billigte den Universitäten öffentliche Finanzierung zu, verband damit aber die Verpflichtung, den Absolventen die Befähigung zu anspruchsvollen Tätigkeiten in einer fortschrittlichen Gesellschaft zu bescheinigen. Dazu brauchte man regelmäßige Prüfungen, nicht nur für Studierende, sondern auch für angehende Wissenschaftler. Prüfungsordnung, Habilitation und Lehrbefugnis waren Teil ein und desselben Kompromisspakets.

Wissenschaft ist für den Staat eine unzuverlässige Bundesgenossin, denn die Wege der Forschung sind schwer vorhersehbar. Wo Überraschungen erwünscht sind, darf man sich über unangenehme nicht wundern. Jedes Forschungsprogramm kann zu Ende gehen, ohne Innovatives hervorzubringen. Ein Staat, der Innovation zu brauchen meint, wird versuchen, diese Möglichkeit einzudämmen. An Betriebsamkeit ohne verwertbare Resultate und an wirklich ergebnisoffener Forschung zeigt er kein Interesse.

Für den Staat verkörpert sich das Risiko scheitender Forschung im wissenschaftlichen Personal. Wissenschaftler können aufhören, Erkenntnisse zu produzieren. Auch das Scheitern von Wissenschaftlern zu regulieren war daher Ziel fast aller Hochschulreformen. Dazu dienen Habilitation, Berufungsverfahren und Befristungsregeln für Arbeitsverträge. Die Karriere der Wissenschaftler an deutschen Universitäten ist so eine Abfolge von Prüfungen geworden, die sicherstellen, dass man immer wieder problemlos aussortiert werden kann.

In jüngerer Zeit zeichnen sich zwei neue Tendenzen ab. Zum einen wird über Drittmittel die Menge der Nachwuchswissenschaftler erweitert. Ob das ökonomisch ist, bleibt unklar. Auch prekäre Arbeitsverhältnisse kosten Geld. Ebenso ist fraglich, ob die unglaubliche Masse an Nachwuchs, die sich Deutschland leistet, den Fortschritt fördert. Denn meist arbeiten diese Forscher gerade nicht eigenständig, sondern müssen sich bereits für die nächste Prüfung rüsten. Da aber ist oft eher die Anpassung an etablierte Meinungen unter Beweis zu stellen.

Zum anderen hat auch neu berufene Professoren das Prüfungswesen ereilt. Die leistungsbezogene Besoldung verwandelt die richtige Idee, dass gute Leistung belohnt werden sollte, in ein zweifelhaftes pädagogisches Instrument. Der Wissenschaftler erhält eine persönliche Aufgabenliste, an der er gemessen wird. Zwar kann er bei Versagen nicht mehr aussortiert werden. Ihm wird aber dasselbe signalisiert wie dem Prüfungsverlager: dass er den Ansprüchen nicht gerecht geworden ist. So wird die Fähigkeit belohnt, vorgegebene Ziele zu erreichen, nicht aber die, sich etwas Neues auszudenken.

Zudem konzentrieren sich Zielvereinbarungen meist auf sekundäre Anzeichen wissenschaftlicher Produktivität. Sie honorieren Dinge, die nicht unmittelbar mit der Qualität der Forschungsergebnisse zu tun haben: Doktoranden zählen, abgenommene Examina und eingeworbene Drittmittel. Das Kind aber, dem man verspricht, dass es hinausgehen und spielen darf, sobald es mit den Hausaufgaben fertig ist, wird lieber schnell als sorgfältig arbeiten. Sein Interesse richtet sich nicht auf die Sache selbst, sondern darauf, sie hinter sich zu bringen. Ähnlich dürfte es dem Professor ergehen, der möglichst schnell eine bestimmte Summe an Drittmitteln einwerben muss. Die leistungsbezogene Besoldung ist nur für die unangenehme Überraschung sensibel, dass der Forscher nicht hält, was er verspricht.

Will der Staat Anreize für Innovation setzen, muss er umdenken: Soll Forschung offen für Überraschungen sein, müssen Wissenschaftler unabhängig agieren können. Dem widerspricht die schulmeisterliche Verstetigung des Prüfungswesens. Umgekehrt sollten Anreize der Ergebnisoffenheit von Forschung Rechnung tragen. Belohnen muss man unabhängig von vorab getroffenen Vereinbarungen. So umstritten die Messinstrumente sind, die es für die Qualität von bereits getaner Forschungsarbeit gibt, vom „Zitationsindex“ bis hin zu akademischen Ehrungen – sie liefern bessere Maßstäbe als Doktorandenzahlen und werden um so zuverlässiger, je transparenter die einzelnen Disziplinen ihre Qualitätsstandards machen. In jedem Falle ist der Grundannahme des neuen Kompromisses zwischen Staat und Universität entgegenzutreten: Prüfen der Kontrolle steigert die Innovationsfähigkeit von Forschung nicht, sie schadet ihr.

TILL DEMBECK

Der Autor lehrt Literaturwissenschaft an der Universität von Luxemburg.

Die Schulbücher brauchen mehr Weißräume

Das soll ich einmal gewusst haben? Das Schulbuch ist zugleich die erste Pflichtlektüre und das wichtigste Dokument des pädagogischen Zeitgeistes.

Von Judith Schallansky

Im Sommer 1994 hatte ich meinen ersten Ferienjob. Meine Aufgabe war es, in den Katakomben einer Greifswalder Buchhandlung die Lehrbücher für das kommende Jahr zusammenzustellen. Unmengen von unberührten Bänden, die in blauen Wannen angeliefert wurden und nun nach Schule, Jahrgangsstufe und Klasse geordnet werden mussten.

Meine Arbeit gefiel mir. Die Vorstellung, dass jedes einzelne Buch, das ich dort in den Händen hielt, bald von irgendeiner Schülerin, irgendeinem Schüler dieser Stadt ein ganzes Schuljahr lang durch die Gegend getragen werden würde, dass all diese frisch glänzenden Bände binnen Jahresfrist auf Kommando aufgeschlagen und im Kollektiv gelesen werden würden. Dass alle Seiten durchblättert, die Lektionen und Stoffeinheiten durchgenommen, Vokabeln und Formeln angewandt, Quellentexte studiert und Gedichte interpretiert werden würden. Dass in diesen Büchern etwas steckte, das sich seinen Weg ins Bewusstsein heranwachsender Gehirne bahnen sollte – wenn alles nach Plan, nach Stundenplan verlief.

Die neuen Bücher, die da vor mir lagen, waren in gewissem Sinne die Originale des Unterrichts. Kopien würden später hinzukommen: lose Arbeitsblätter, deren Texte und Grafiken von der verschleiernenden Patina des wiederholten Fotokopierens überzogen waren, phantomartig verblieben, kurz vor der Unlesbarkeit. Fest stand, jedes Exemplar würde schon bald benutzt, ja gebraucht werden und bereits am ersten Schultag nach den großen Ferien eine Beziehung mit seinem Besitzer eingehen, ihn mit Informationen konfrontieren, nach denen er nicht gefragt hat.

Es war das schiere Überangebot und vorprogrammiert die große Frage: Wann, um Himmels willen, sollte man das alles jemals benötigen? Es ist ein weitverbreitetes Missverständnis, dass die Schule einen auf das Leben vorbereitet, dass hier abgepacktes Wissen altersgemäß angerichtet mundgerecht serviert wird, der Stoff den Kindern wie Patienten über Jahre hinweg verabreicht wird, damit er irgendwann seine Wirkung entfalten kann. Dass hier jeder einzelne Erkenntnisplitter, jeder Wissenshappen abgespeichert werden soll, in irgendeiner Gehirnwindung ordentlich und sachgemäß verstaut, ein Leben lang wiederauffindbar.

Tatsache ist doch: Fast alles wird vergessen. Nur die Erinnerung bleibt. Ein Blick in die Schulbücher macht einen ungläubig, ja fassungslos: Das alles muss ich einmal gelernt haben. Warum nur weiß ich es dann nicht mehr? Vielleicht, weil die eigentliche Aufgabe der Schule ist, uns eine Ahnung von all dem zu geben, was man wissen könnte.

Ich verbrachte also den Sommer damit, Klassensätze von Lehr- und Lesebüchern, Arbeits- und Lösungsheften, Atlanten und Tafelwerken zu unterschiedlich hohen Stapeln zu türmen und mit den Bücherzetteln abzugleichen, auf denen die Eltern eingetragen hatten, ob sie ihrem Kind ein bestimmtes Buch kaufen oder nur leihen wollten. Atlanten wurden fast immer gekauft. Es lohnte sich. Schließlich hatte sich einiges getan. Ein Großbereich war zerfallen, ein Land verschwunden.

Am 23. November 1989 – das kann ich in einem alten Schulheft nachlesen – hatten wir im Deutschunterricht noch die „Wörter mit sch“ behandelt. Die Lehrerin diktierte: der Mensch, die Menschen, fleißige Menschen, höfliche Menschen, tüchtige Menschen. Ein paar Wochen später, Anfang 1990, überblätterte sie immer mehr Seiten im Lesebuch. Wir behandelten weder die Kindheit Lenins noch Gagarins Flug um die Erde; stattdessen lernten wir ein Frühlingsgedicht auswendig, noch ehe die ersten Krokusse blühten. Unser Lesebuch war von hier auf jetzt nicht mehr aktuell.

Bald darauf bekamen wir neue Schulbücher, aus den alten Bundesländern importiert. Mein Geschichtsbuch stammte aus Nordrhein-Westfalen, womit ich genauso wenig anfangen konnte wie mit den Mero-



Foto akg-images

wingern und Karolingern, die darin auftauchten, eine Reihe von germanischen Stämmen unterwarfen und ihr Reich bis zu den Pyrenäen ausdehnten. Mein Land grenzte neuerdings im Süden an die Alpen, vor kurzem war es noch das Erzgebirge gewesen.

Doch auch wenn sich die historischen Ereignisse nicht überschlagen, bedürfen die Schulbücher stetiger Überarbeitung. Welches Wissen auf welche Art in ihnen vermittelt wird, erarbeiten Redaktionen, die so groß sind wie überfüllte Klassen, und genehmigen Institute mit bisweilen kafkaesken Namen. Die Bücher, die Schüler auf Prüfungen vorbereiten, sind selber das Ergebnis von Zulassungsverfahren. Dass sie trotzdem so tun, als wäre ihr Wissen überzeitlich, unangreifbar, losgelöst von Gegenwart und Autorschaft, macht sie zu einer attraktiven wie problematischen Gattung.

Vom Abendland zu Geschichte plus

Denn im Schulbuch herrscht nichts als Ordnung und Gewissheit. Das ausufernde Weltwissen ist in Unterrichtsfächer unterteilt, Geist und Natur säuberlich getrennt. Hier werden nur Fragen gestellt, auf die es auch eine Antwort gibt, und Beobachtungen gemacht, aus denen sich Regeln ableiten lassen. Auf A folgt B und auf den ersten Merksatz der zweite. Lehrstoff auf Zellstoff, mächtig wie Gesetzestexte. Vom Konkreten zum Abstrakten, vom Einfachen zum Komplexen, vom Allgemeinen zum Speziellen. Die vorläufigen Erkenntnisse aktiver Forschung sind hier auf Merksatzgröße zusammengeschumpft und Lehrstreitigkeiten schon entschieden. Die Schule duldet keine Schulen, keine Diskurse, keinen Anmerkungsschreibapparat, sie kennt nichts als die herrschende Lehrmeinung. Fußnoten gibt es im Schulbuch höchstens für Worterklärungen.

Die fast anonyme Autorschaft bestärkt noch das autoritäre Erscheinungsbild. Naturgemäß ist es damit anfällig für politische Manipulationen. Nicht nur im Lesebuch und in den ideologiegefährdeten Fächern wie Geschichte und Politik, sondern auch in den der Objektivität verpflichteten Naturwissenschaften. Nicht

wenige Irrlehren haben es ins Biologiebuch geschafft: die Rassenbiologie, der Lyssenkoismus, der Kreationismus. Was lernen wir daraus? Die Endung -ismus macht noch keine Wissenschaft. Ob es nun Menschenrassen gibt oder nicht, da bekommt man auch heute noch von Biologielehrern widersprüchliche Auskünfte.

Im DDR-Biologiebuch der Klasse 10 ist selbst die Zelle politisch. Es gibt ein Stoffgebiet namens Biologie und Gesellschaft, das „die Leistungsbereitschaft des Menschen“ behandelt. Im Vererbungskapitel wird tatsächlich vor der Züchtung eines Supermenschen gewarnt, den Erbgenetiker der „kapitalistischen Staaten“ anstreben, um die Probleme der „imperialistischen Gesellschaft“ zu lösen. Diese Schulbücher sind längst überholt, aber die Menschen, die einst aus ihnen lernten, sind noch nicht mal im Rentenalter.

Nichts ist so lehrreich wie das Lesen veralteter Schulbücher. Es sind Dokumente des kollektiven Gedächtnisses, die einen Demut lehren sollten. Nur indem wir erkennen, dass Wissen – so unumstößlich es auch auftreten mag – eine Geschichte hat, dass es einem ständigen und immerwährenden Wandel unterliegt, können wir unseren eigenen, verfestigten Standpunkt verlassen. Davon auszugehen, wir lebten in einer unideologischen Zeit, ist töricht. Jede Gegenwart, jede Gesellschaft nutzt ihre Deutungshoheit. Und die Lehrnhieln und Arbeitsmittel sind auch heute noch Herrschaftsinstrumente, wenngleich mit immer weniger dogmatischem Antlitz.

Es gibt wohl kaum eine Lehre, eine Erkenntnis, die nicht einem Zeitgeist verpflichtet ist. Dazu braucht man sich nur die Titel von Schulbüchern im Fach Geschichte anzuschauen: In den 40er Jahren hießen sie noch „Deutsche Geschichte“ oder „Wege der Völker“, nach dem Krieg „Erbe des Abendlands“, in den 70er Jahren dann „Erinnern und urteilen“, in den 80ern „Entdecken und Verstehen“. Am Ende des Jahrhunderts, des Jahrtausends, in den 90er Jahren schließlich Rückspiegel: woher wir kommen – wer wir sind oder auch – ganz selbstbewusst – wir machen Geschichte. Aktuelle Lehrwerke heißen „Zeit für Geschichte“, „Geschichte konkret“ oder „Geschichte plus“.

Nicht mal die Kartografie ist objektiv. Im Geographie-Unterricht kann uns der Blick auf den Globus daran erinnern, dass die zweidimensionale Weltkarte es viel zu gut mit uns meint: nördlich, zentral, obwohl die Geometrie uns doch lehrt, dass auf einer Kugel jeder Punkt das Zentrum sein könnte. Dennoch brauchen wir diese Visualisierungen. Erst recht in der Schule, in der Wissen nicht nur lebensnah und praktisch, sondern vor allem anschaulich sein soll.

Auch Bücher sind Gespräche

Eine Theorie kann noch so klug, so fundiert sein. Ob sie sich durchsetzt, hängt nicht zuletzt von der Attraktivität ihrer Visualisierung ab. Bilder sind nicht nur Wissensträger, sondern auch Wissensgeneratoren: Pfeile, die Völkerwanderungen symbolisieren, Teilchen, die einen Kern umkreisen, das Modell der Doppelhelix oder die Fotografie der aufs Winterpalais stürmenden Soldaten. Doch selbst dieses ikonische Bild in meinem Geschichtsbuch ist keine Aufnahme des historischen Ereignisses von 1917, wie es die Bildlegende behauptet, sondern die eines inszenierten Massenspektakels zum dritten Jahrestag der Oktoberrevolution. Fälschung ist relativ, die Wirklichkeit auch komplexer sein, selbst falsche Bilder können Wahrheit erzeugen. Haeckels Biogenetisches Gesetz zum Beispiel, das heute nur noch Grundregel heißt, ist einfach zu schön, um wahr zu sein – und visuell zu bestechend, als dass man für den Unterricht darauf verzichten wollte: die zwillingsgleichen Embryonen verschiedener Organismen, die Rekapitulation der Entwicklung des Stammes in der des Keimes. Der heuristische Erkenntnisgewinn ist wertvoller als die wissenschaftliche Präzision.

Je abstrakter, je entrückter der Gegenstand ist, desto leichter lässt er sich handhaben – die Primfaktorzerlegung, das Atzenkreisch. Aber je näher die Stoffe der Schulbücher der Lebenswelt, der eigenen Erfahrung zu Leibe rücken, desto heikler wird es. Dort, wo sich der Blick ins Schulbuch überschneidet mit dem Blick aus dem Fenster, oder dort, wo er mit der eigenen Gefühlswelt konkurriert, beginnt die

Herausforderung. Das Buchwissen tritt gegen die eigene Beobachtung an. Weiß ich es nicht besser? So bin ich zum Beispiel während meiner gesamten Schulzeit im Unterricht nur ein einziges Mal mit Homosexualität konfrontiert worden: im Biologie-Unterricht, als es um Aids ging. Und der Islam begegnete mir nur bei den Kreuzzügen. Hier werden Menschen in den Krieg, dort in die Krankheit ausgelagert. Und das sind nur zwei von unzähligen Beispielen, die sich anführen ließen.

Hier sind nicht zuletzt die Lehrerinnen und Lehrer gefragt. Zum Unterricht gehören schließlich zwei Autoritäten, die einander stützen und relativieren. Die Schule ähnelt darin der Elternfamilie, in der Mutter und Vater einander ins Wort fallen, sich ergänzen und manchmal sogar widersprechen. Ein Unterricht, der sich nur am Schulbuch festhält, kann deswegen nie ein guter sein. Und doch: Der Vorwurf, der gemeinhin den Lehrbüchern galt, ist ein Vorwurf, der mittlerweile allen Büchern gemacht wird: sie seien zu autoritär, zu linear, weil sie den Leser dazu zwingen, einem vorgegebenen Leseweg zu folgen. In diesen Diskussionen werden die scheinbar unumgänglichen fetteristischen Archivare gegen die digitalen, leichthändig über Touchscreens wischenden Freigeister ausgespielt. Dabei sind doch gerade die Schulbücher hypertextuell und nonlinear: lauter Fragen, Aufgaben und verschiedene Textsorten, die aufeinander verweisen und Bezug nehmen.

Das Neue an den neuen Medien ist nicht die Entscheidungsmöglichkeit, sondern die Tatsache, dass man sich entscheiden muss. Das Internet erzieht uns nicht – erst recht nicht automatisch – zu souveränen und mündigen Lesern. Ganz im Gegenteil. Jeder, der das Netz tagtäglich nutzt, wird das bestätigen können. Mag sein, dass das rhizomatische Geflecht des digitalen Hypertextes das unaufhörlich wuchernde Wissen am besten veranschaulicht. Nur erinnert es damit an die wirren Grafiken mancher Lektürehilfen: ein Dickicht von Verweisen, die nichts anderes zeigen, als dass es sich um eine verdammt komplizierte Angelegenheit handelt.

Raum für Notizen

Natürlich ist das Schulbuch ein Lehrmittel unter anderen geworden. Aber es wird seine Sonderstellung verteidigen können. Denn Inhalte, um die sich jemand gekümmert hat, werden wichtiger, je überbordender und beliebiger Informationen verfügbar sind. Das Buch der Stunde ist das Kompendium. Und was sind Schulbücher anderes als Kompendien, die das Weltwissen vertraglich verwalten, Vademecums, die fordern: Geh mit mir!, Kalendarien für die Zeit zwischen zwei Sommern?

Vor ein paar Jahren, während meines Studiums, nahm ich an einem Kurs zur Schulbuchgestaltung teil. Wir Studentinnen wollten Bücher gestalten, die Kinder und Jugendliche ernst nehmen. Das war für uns vor allem eine Frage der Ästhetik. Je habener Wissen auftrat, desto attraktiver schien es uns. Wir waren uns einig, dass das Bildmaterial einheitlich gestaltet werden müsste, die Schrift selbstverständlich kleiner, die bunt hinterlegten Flächen und anbieternden Sprechblasen abgeschafft gehörten. Vor allem aber bräuchten die Bücher mehr Weißräume. Schließlich – das hatten wir in unserem Designstudium gelernt – war es der Leerraum, der Ausgewogenheit und Schönheit schafft.

Doch unsere Kursleiterin, eine Typografin, die auch eines der heute nominierten Bücher gestaltet hat, wies uns darauf hin, dass Weißräume bei den Verlagen, Redaktionen und Kommissionen nicht erwünscht seien, weil sie zum Reinalmen, zum Reinkritzeln verleiten würden. Dafür jedoch gäbe es die Arbeitshefte. Horror Vacui. Nicht nur die Natur erträgt keine Leere, sondern auch das Schulbuch. Ich möchte behaupten, dass erst die Leere Lehre möglich macht. Es bedarf Widerhaken, um Wissen aufzunehmen und im Hirn zu verankern. Die Abweichungen und Lücken, die Offen- und auch die Unwissenheit. Sie wären zugleich indirekte Formulierungen jener bereits erwähnten Demut: Soweit wir wissen. Nach gegenwärtigen Stand der Forschung. Ein kleiner Freiraum für kommende Entwicklungen, für zukünftige Wahrheiten. Die Lücken, die Weißräume im Schulbuch, die vermieden werden sollen, sind wichtig. Allein schon, um den Schülerinnen und den Schülern das Gefühl zu vermitteln: Strengt euch an! Da ist noch was zu holen.

Die Schriftstellerin Judith Schallansky („Der Hals der Giraffe“, Suhrkamp Verlag, Berlin 2011) ist Typografin und Buchgestalterin. Der vorliegende Text ist die leicht gekürzte Fassung des Festvortrags, den sie zur Preisvergabe „Schulbuch des Jahres“ gerade auf der Leipziger Buchmesse gehalten hat.

Tagen des Schulbeginns am Schreibmappchen baumelt? Wie man hört, soll es insbesondere in Süddeutschland noch einige plakatifreie Gymnasien geben, aber wieso können sich Eltern der Verpflichtung, die Zuneigung und Sorge öffentlich zu kommunizieren, kaum noch entziehen?

Vordergründig erscheint die plakatierte Zuversicht als ein Echo auf die Dauerdebatte über die Bildungsgesellschaft, manchen mögen der bevorstehende Eintritt von zwei Jahrgängen, die absehbaren Engpässe im Universitätsstudium vor Augen stehen. Eine Binsenweisheit, auch lange vor Pisa, dass der Statuserwerb an Leistungsnachweise, also an das Bildungsdiplom gekoppelt ist.

Der visuelle Lärm jedoch, mit dem die Statuspassage Abitur versehen wird, gibt zu denken. Schließlich wird er in einer Zeit laut, in der fast kein Schüler, der es bis in die Oberstufe geschafft hat, an der

Abitursprüfung scheitert. Man kann es kaum mehr nicht schaffen. Jenseits der genannten kontingenten Umstände machen die Wir-stehen-zu-Dir-Plakate insofern aufmerksam auf ein verändertes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Das eigene Kind in einem häuslichen Milieu selbstverständlicher Zuversicht auf seinem Weg zu begleiten reicht offenbar nicht mehr aus: es geht um die demonstrative Kommunikation des Daumendrucks, um mehr handelt es sich ja vom Motiv her nicht.

Sie hat sich jedoch vor den Augen anderer zu vollziehen, und was denen demonstriert wird, ist die selbstsuggestive Gewissheit, dass die bevorstehende Leistung gegen den leisesten Zweifel oder gar Selbstzweifel des Kindes immun ist. Eine Erfolgsbeschworung, eine inszenierte Zuversicht, eine Sorge, die nach außen kommuniziert wird: wir haben bis zur Prüfung al-

les getan. Es scheint, als verliere die Eltern-Kind-Beziehung in der sogenannten Wissensgesellschaft ihre geschützte Intimität, die Statuspassagen auf dem Weg zum Erwachsenwerden werden umso greller begleitet und umso deutlicher externalisiert, je seltener Verzögerung, Umweg oder gar Rückschritt toleriert werden.

Dazu zählen aufwendig arrangierte Kindergeburtstage, der Animationstross, der sich nächsten am Zaun des Gymnasiums trifft, dazu zählen schließlich die glamourösen Abiturfeiern, die in Aufwand und Rahmung einer Bambi-Verleihung ähneln, die der beglückend fohlenhaften Unbekümmertheit der Abiturienten kaum mehr als den Moment der Zeugnisübergabe einräumt. Ein Pfeifen im Walde, einer der um sich greifenden Perfektionskulte der Moderne – bewundernswert die Prüflinge, die sich davon nicht kirre machen lassen.

TILMAN ALLERT

Nora, Du packst das!

An den Pforten der Gymnasien: Solidaritätsbetttücher

Das Gymnasium zählt zu den heiligen Orten deutscher Bildung. Von seiner anhaltenden Kulturbedeutung her wäre es längst würdig, von Christo verpackt zu werden. Zwar nicht annähernd in der ästhetischen Perfektion und längst nicht so umfassend, aber doch für die Passanten auffällig, geschieht dergleichen seit einigen Jahren zur Abiturzeit. Eltern und Freunde unterstreichen in einer Art Grasswurzel-Initiative die Sakralität dieser Institution mit profanen Wünschen der Zuversicht. „Hannah, Du schaffst es“, „Dirk, you can“, „Wir halten zu Dir“, „Vera, ab jetzt heißt es: Every hour full power!“ – so lauten die Botschaften, die

derzeit die Eingänge an den Gymnasien schmücken, beschriftete Bettlaken, liebevoll ausgemalte Plakate, kleine private Botschaften. Das Unisono der versammelten Grüße an die Abiturienten lautet: Du bist nicht allein. In der Stunde des Leistungsschwurs winkt eine Solidargemeinschaft von Familienmitgliedern, Oma und opa, Jo, der Hund, eingeschlossen, mit einem lautlosen Anfeuerungsruf.

Warum nicht? Eine harmlose Geste magischer Teilhabe, wie es so viele gibt in der angeblich magiedistanten Moderne, steht Geißbock des 1. FC Köln nicht jeden Samstag hinterm Tor, oder was ist mit dem zerzausten Bärchen, das seit den

Keine guten Bedingungen zum Start

Ernst Brunner hat harte Kinderarbeit geleistet. Verbittert ist er nicht.

Kinder arbeitsloser Eltern: zwei Wege.

Als Punk auf der Straße.

Als Obdachloser weg von der Straße.



Party machen oder lernen

Aufwachsen mit der Arbeitslosigkeit der Eltern

Die Zahlen sind schockierend. Mehr als eine Million Menschen, die Hartz IV beziehen, sind Alleinerziehende oder Paare mit Kindern. Besonders in der Region Nürnberg-Langwasser treffen sich oft die Jugendlichen aus den Plattenbauten und verbringen ihre Freizeit miteinander. Der 14-jährige Joshua Hilber erzählt, dass sein Vater, „seit er denken kann“, arbeitslos ist. Seine Mutter versucht die Haushaltskasse mit Putzjobs aufzubessern. „Ich finde das cool, dass mein Vater vom Staat lebt, wozu sollte man auch arbeiten gehen, wenn man sowieso alles bekommt?“ Das Geld reiche auch so für alles, was man brauchte, und wenn der Hipopper mit kurzrasierten Haaren „mal eine neue Cap oder Hose“ braucht, müssten seine Eltern eben sparen. Er werde in ein paar Jahren seinen Hauptschulabschluss machen und dann wie sein Vater zu Hause bleiben, „zwischendurch mal Party machen und dann wieder entspannen“. Das ist eine Meinung, die in seiner Clique, von denen der Großteil arbeitslose Eltern hat, mehrere Teenager teilen.

Jedoch gibt es auch ganz andere Ansichten zur Arbeitslosigkeit der Eltern. Kai Pürgel, 15 Jahre und auch aus Nürnberg, ist Realschüler auf der Veit-Stoß-Realschule und gesteht, ihm sei die Arbeitslosigkeit seiner Eltern sehr unangenehm. Sein Vater Thorsten wurde vor drei Jahren arbeitslos, als er seinen Job als Lkw-Fahrer verloren hat. Aber da er mit seinen 51 Jahren „sowie-so nichts Neues mehr bekommt“, versucht er es nicht mehr. „Ich möchte später mehr erreichen als mein Vater. Ich werde nächstes Jahr nach meinem Abschluss das Abitur auf einer FOS machen. Meine Eltern sind stolz auf mich und unterstützen mich.“ Kai versucht, seinen Eltern „nicht so sehr auf der Tasche zu liegen“. Er brauche keine Markenkleidung oder irgendwelche technischen Neuheiten, erklärt er.

Samantha Pellner lebt mit ihrer Mutter allein. Die 16-Jährige hat langes braunes Haar und legt viel Wert auf ihr Äußeres. Sie trägt eine Jacke von Bench und Schuhe von Puma. Ihre Mutter ist seit mehreren Jahren arbeitslos, da ihre ehemalige Firma die Sekretärin entlassen hat. Seitdem verbringe sie ihre Zeit mit Bewerbungen. „Ich selbst mache im Moment eine Friseurlehre und bezahlte von meinem Gehalt meine Klamotten selbst. Und als wir mal einen Engpass hatten und das knappe Geld nicht mehr fürs Essen gereicht hat, habe ich meiner Mutter gerne ausgeholfen. Wir müssen ja zusammenhalten.“

Diana Leipoldt
Martin-Beheim-Gymnasium, Nürnberg

Mildes Licht scheint durch die Terrassentüre. Draußen ist es trotz des Sonnenscheins recht kühl, deshalb sitzt Ernst Brunner mit einer Decke über den Beinen in seinem Lehnstuhl. Der 82-Jährige wohnt in einer Alterswohnung in Steinmaur, einem Dorf, das etwa 30 Autominuten von Zürich entfernt ist. Brunner hat die schwierigen Hände über der Wolldecke gefaltet. Diese Hände mussten schon früh anpacken und für den Lebensunterhalt schuf-ten, denn Brunner war ein Verdingkind.

So nannte man Kinder, die aus armen Familien stammten und deshalb an andere Familien verdingt wurden. Die Familien des Verdingkindes mussten so ein hungriges Maul weniger stopfen. Die Verdingkinder wurden oft auf Verdingmärkten versteigert. Verdingkinder mussten auf Bauernhöfen, in Brauereien oder auch in Minen, wie zum Beispiel in den Asphalminen in Neuenburg, arbeiten und wurden als billige Arbeitskräfte angesehen. Oft wurden sie ausgenutzt und misshandelt, doch da es sich „nur“ um Verdingkinder handelte, griffen die Behörden meistens nicht ein.

So erging es auch dem aus dem Kanton Bern stammenden Ernst Brunner. „Da mein Vater starker Alkoholiker war, verhängte die Behörde ihm ein Hausverbot. Nun saß meine Mutter mit neun Kindern alleine da. Was sollte sie tun? Sie konnte nicht alle durchbringen.“ Seiner Mutter blieb nichts anderes übrig, als acht der neun Kinder wegzugeben. Damals war Ernst erst ein Jahr alt. Er wurde zu einer Bauernfamilie gegeben, die hoffte, ihn

Von klein auf an Fremde vermietet

Die Armut ihrer Familie war ihr Schicksal: Verdingkinder wurden oft auf Märkten versteigert und mussten von klein auf in der Fremde schuf-ten. Der Schweizer Ernst Brunner erinnert sich.

später als billige Hilfskraft auf dem Hof einsetzen zu können. Der Vater dieser Familie war ebenfalls ein heftiger Trinker und vertrank das ganze Geld. So kam es, dass der kleine Ernst im Alter von vier Jahren in ein Kinderheim gebracht wurde, da die Familie nicht mehr für seinen Unterhalt aufkommen konnte.

Die Leiter der Anstalt waren ein Ehepaar, das auch den Bauernhof gleich nebenan bewirtschaftete. Diese Zeit hat Ernst noch lebhaft in Erinnerung: „Bis ich in die Schule kam, hatte ich einige einfache Aufgaben auf dem Hof zu erledigen: Unkraut entfernen, die Eier aus dem Hühnerstall holen, den Vorplatz fegen und die Böden im Haus feucht aufnehmen. Als ich in die Schule kam, wurde es zu meiner Aufgabe, die jüngsten Kinder zu hüten. Ich war so stolz! Doch das blieb nicht meine einzige Aufgabe. Morgens um sechs Uhr

hieß es aufstehen und den Stall machen, zusammen mit dem Bauern und einigen anderen Jungs. Das taten wir jeden Tag, am Sonntag, in den Ferien und vor der Schule. Wir melkten und fütterten die Kühe und misteten den Stall aus, was oft zwei Stunden dauerte. Danach ging es ab in die Schule. Doch auch nach der Schule musste ich mit anpacken, sei es beim Kinderhüten oder am Abend bei der Stallarbeit.“ Obwohl Ernst hart arbeiten musste für seinen Unterhalt, sieht er ohne Groll auf seine Heimzeit zurück. „Diese Bauernfamilie und die Kinder aus dem Heim wurden meine Familie. Die Bauern behandelten sowohl ihre eigenen Kinder als auch uns Heimkinder gleich. Diese Kinder wurden zu meinen Halbgeschwistern, mit denen ich viel Spaß hatte.“ Wenn der alte Mann im Berner Dialekt von seiner Heimzeit spricht, gestikuliert er, und seine Au-



Illustration Andrea Koopmann

Frankfurter Allgemeine ZEITUNG IN DER SCHULE	
Verantwortlich: Dr. Ursula Kals, Sebastian Balzer	
Pädagogische Betreuung: IZOP-Institut zur Objektivierung von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen	
Ansprechpartner: Norbert Delhey	
An dem Projekt „Jugend schreibt“ nehmen teil: Aachen, Inda-Gymnasium, Paul-Julius-Reuter-Berufskolleg • Aalen, Justus-von-Liebig-Schule • Arnberg, Gymnasium Laurentianum • Aschaffenburg, Friedrich-Dessauer-Gymnasium • Bad Bederkesa, Niedersächs. Internatsschule • Bad Bergzabern, Gymnasium im Alfred-Grosser-Schulzentrum • Bad Homburg, Kaiserin-Friedrich-Gymnasium • Bad Kissingen, Jack-Seibinger-Gymnasium • Bad Mergentheim, Deutschord-Gymnasium • Bad Segeberg, Städtisches Gymnasium • Barsinghausen, Hannah-Arendt-Gymnasium • Berlin, Anna-Freud-Oberschule, Friedrich-Engels-Gymnasium, Lillenthal-Gymnasium, Wilma-Rudolph-Oberschule • Bielefeld, Brackweder Gymnasium • Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium • Bremen, Oberschule Carl-Gordeler-Str. • Brixen, Italien, Vincentinum • Bruchsal, Justus-Knecht-Gymnasium • Burgwedel, Gymnasium GroßBurgwedel • Butzbach, Weidgischule • Cottbus, Humboldt-Gymnasium, Pücklergymnasium • Dortmund, Konrad-Klepping-Berufskolleg (Wirtschaftsgymnasium) • Dresden, Romain-Rolland-Gymnasium • Dublin, Irland, St. Kilian's Deutsche Schule • Eschwege, Oberstufengymnasium • Essen, Maria-Wächtler-Gymnasium • Ettenheim, Heimschule St. Landolin • Euskirchen, Gymnasium Marienschule • Frankfurt, Lessing-Gymnasium, Otto-Hahn-Schule, Schule am Ried • Freiburg, Abendgymnasium • Freigricht, Kopernikusschule • Fürth, Max-Grundig-Schule • Fulda, Freiherr-vom-Stein-Schule • Geisenheim, St. Ursula-Schule • Gentin, Bismarck-Gymnasium • Githorn, Humboldt-Gymnasium • Gilching, Christoph-Probst-Gymnasium • Gladbeck, Städt. Ratsgymnasium • Göppingen, Justus-von-Liebig-Schule • Göttingen, BBS Ritterplan • Hamburg, Stadtteilschule Stellingen Sek. II • Herxheim, Pamina-Schulzentrum • Heubach, Rosenstein-Gymnasium • Hilden, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium • Hüllhorst, Gesamtschule • Ingolstadt, Katharinen-Gymnasium • Kall, Berufskolleg Eifel • Kaltenkirchen, Gymnasium Kaltenkirchen • Karlsbad, Gymnasium Karlsbad • Köln, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium, Erzbischöf. Liebfrauensschule, Ursulinengymnasium • Konz, Gymnasium • Landau, Eduard-Spranger-Gymnasium • Langenfeld, Konrad-Adenauer-Gymnasium • Leonberg, Berufl. Schulzentrum • Leverkusen, Werner-Heisenberg-Gymnasium • Linz am Rhein, Martinus-Gymnasium • Ludwigsburg, Mathilde-Planck-Schule • Lüneburg, Gymnasium Oedeme • München, Willi-Graf-Gymnasium • Münster, Hans-Böckler-Berufskolleg, Marienschule – Bischöf. Mädchengym. • Neuenburg, Kreisgymnasium Neuenburg • Nieder-Olm, Gymnasium • Oberursel, Gymnasium, Hochtaunusschule • Öhringen, Richard-von-Weizsäcker-Schule • Oldenburg, Freie Waldorfschule Oldenburg • Quickborn, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium • Regensburg, Musikgymnasium der Regensburger Domspatzen • Rosenheim, Ignaz-Günther-Gymnasium • Saarburg, Geschwister-Scholl-Schule • Schleswig, Domschule Schleswig • Schopfheim, Theodor-Heuss-Gymnasium • Schorndorf, Johann-Philipp-Palm-Schule • Schwetzingen, Carl-Theodor-Schule • Spenge, Regenbogen-Gesamtschule • Stegen, Kolleg St. Sebastian • Steinfurt, Wirtschaftsschulen des Kreises Steinfurt • Stuttgart, Hölderlin-Gymnasium • Sündem, Städtisches Gymnasium • Uccle, Belgien, École Européenne Bruxelles I • Uetersen, Ludwig-Meyn-Gymnasium • Ulm, Gymnasium St. Hildegard • Unterschleißheim, Carl-Hoff-Gymnasium • Viernheim, Alexander-von-Humboldt-Schule • Waldshut-Tiengen, Kfm. Schulen Waldshut • Wer-nigerode, Gymnasium Stadtfeld • Wiesbaden, Friedrich-List-Schule, Gutenberg-Schule • Zagreb, Kroatien, XVII. Gimnazija	

gen glänzen, wenn er von den Streichen erzählt, die die Jungs zusammen ausgeheckt hatten. Als er 17 Jahre alt war, beschloss sein Vormund, dass es an der Zeit war, Ernst auf einen anderen Hof zu schicken. So musste Ernst nach Zürich ziehen und bei einem Bauern für 80 Schweizerfranken im Monat schuften. „Die Arbeit auf dem Hof war hart, aber das war ich gewohnt. Doch der Bauer, bei dem ich arbeitete, vermietete mich auch an andere Bauern. Das Geld, das er so verdiente, habe ich logischerweise nie gesehen.“ In dieser Zeit lernte Ernst Brunner Angst und Unfreiheit kennen. Er arbeitete von früh bis spät, und am Abend fiel er in seinem ungeheizten Kämmerchen auf einen Strohsack, der als Bett diente. Sein Vormund drohte ihm, ihn wieder in ein Heim zu stecken, wenn er nicht pariere. „Ich wusste, es geht nicht in allen Kinderheimen so zu und her wie im letzten. Ich wollte auf keinen Fall in ein Heim kommen, in dem Kinder misshandelt werden, zu wenig zu essen bekommen und sich gegenseitig bestehlen.“ So stieg er jeden Morgen in seine klammen Schuhe, mistete aus, hackte Holz, scherte Schafe, baute Zäune und reparierte Ställe. „Die Situation war wirklich ausweglos. Mit dem Geld, das ich verdiente, konnte ich mir gerade knapp das Nötigste kaufen. Und ich wusste, dass mich nirgendwo eine bessere Berufsmöglichkeit erwartete.“ So kam es ihm wie ein Wunder vor, dass sich plötzlich seine leibliche Schwester meldete und ihm anbot, bei ihr zu leben. Ernst war damals zwar schon 36 Jahre alt, hatte aber nie vom Hof wegziehen können, da er das Geld nicht hatte, irgendwo zur Untermiete zu wohnen. „Es

war ein komisches Gefühl. Ich hatte meine richtige Familie nur einmal an der Beerdigung meiner leiblichen Mutter gesehen. Und nun sollte ich bei dieser mir unbekannten Schwester wohnen? Doch es war allemal besser, als noch weiter zum Hungerlohn auf dem Bauernhof zu schuften. So zog ich nach Steinmaur zu meiner Schwester.“ In dem Dorf lebte er mit ihrer Familie in einem engen alten Bauernhaus. Auch hier hatte er nur ein kleines kaltes Zimmer. Geld fehlte an allen Enden. Ernst fand eine Stelle als Bauarbeiter im Nachbardorf und unterstützte so das knappe Familienbudget.

Inzwischen ist die Sonne untergegangen. Eine junge Pflegerin schaut herein und zündet das Licht an. Die Lampe beleuchtet gerahmte Fotos. Sie zeigen Kinder, die in einer Schubkarre sitzen, in die Kamera grinsen oder Kopfstand üben. Seine Enkel? Brunner schüttelt den Kopf: „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus seinem Sessel. Er tastet nach seiner Gehhilfe, es ist Zeit für sein Abendessen. „Ich habe nie geheiratet. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich kein Geld hatte. Ich hätte nie eine Familie ernähren können.“ Die Kinder sind die Enkel seines Arbeitgebers. Dort arbeitete Brunner bis zur Pensionierung. Noch heute besucht der kräftig gebaute Mann die Familie seines Arbeitgebers einige Male im Monat. Brunner erhebt sich ein wenig mühsam aus